This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER
HN Y9UK 4

1405
77
6584
34

Donation Fund
of 1852.

Rec. July 19.

HER WALTHER VON DER VOGELWEIDE.

Gedichte

Walthers von der Vogelweide,

übersetzt von

Karl Simrock

und erläutert von

Karl Joseph Simrock und Wilh. Ehre Wackernagel.

Erster Theil.

Mit einem Titelkupfer.

Berlin, 1833.

In der Vereinsbuchhandlung.

46574.34
8

Vorrede.

Nach einer alten Sage ſoll die Nachtigall ihre Jungen nicht wie andere Vögel ausbrüten, ſondern durch Geſang zum Leben erwecken. Beſtätigte dies die Naturgeſchichte, ſo dürfte man wohl fragen, welche Nachtigall denn unſere um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ſo ſchnell und wunderbar erſtandene Poeſie ins Leben geſungen habe? Gewiß iſt es eine noch zu wenig beachtete Thatſache, daß nicht lange vor dem Beginn jener zweiten Blüthe deutſcher Sprache und Dichtkunſt ſo wichtige Denkmale unſerer ältern Literatur ans Licht gezogen wurden. Zwar fanden die „Proben der alten ſchwäbiſchen Poeſie des dreizehnten Jahrhunderts", welche Bodmer 1748 herausgab, und die zehn Jahr ſpäter erſchienene „Sammlung von Minneſingern" keineswegs die erwünſchte allgemeine Theil-

nahme; im Stillen aber regten sie doch dichterische Geister an und wirkten wohl mehr auf die neue Blüthe des Liedergesangs, als man gewöhnlich voraussetzt. Wie viel sich Lessing mit der altdeutschen Literatur beschäftigt habe, bezeugen seine Werke; aber auch die Göttinger Dichterschule empfing durch die Minnesinger eine Richtung zu deutscher Einfachheit und Natürlichkeit, ohne welche sie bei dem damaligen nicht überall wohlthätigen Uebergewicht Klopstocks wohl nie bedeutend geworden wäre. Namentlich hat Hölty, der beste Liederdichter jenes Bundes, der Beschäftigung mit den Minnesingern viel zu danken. Göthes altdeutsche Studien betrafen wohl nicht eine so frühe Periode der deutschen Literatur, auch wohl mehr andere Zweige der Kunst; wie Vieles er aber dem noch lebenden alten Volksgesang abgelauscht habe, wird dem empfindenden Kenner nicht entgehen. Unter den Jüngeren darf ich Tieck und vor Allen Uhland nennen; ihm als dem jüngsten Singvogel des ganzen Nestes hat die alte Nachtigall ihre süßesten Weisen vertraut.

Möchte das indeß so hoch gestiegene Studium unserer ältern Literatur noch in kommenden Frühlingen viele klangvolle Kehlen erwecken und das Reich des deutschen Gesangs erweitern und mehren, und möchte dazu jene Nachtigall helfen, welche schon Gottfried von Straßburg

im Tristan zur Heerführerin aller deutschen Nachtigallen bestellt wissen wollte. Ihre Lieder sind es, für welche die vorliegende Uebersetzung das deutsche Gehör wieder empfänglich zu machen wünscht.

Unter allen Dichtern, welche die schöne Jugendzeit unserer Poesie vor nun sechs Jahrhunderten hervorgerufen hat, ist uns Walther von der Vogelweide noch jetzt am nächsten verwandt und befreundet, weil keiner so sehr alle Saiten des deutschen Gemüths berührt und angeklungen hat. Ihm ist daher auch seit der Wiederbelebung jener Literatur die meiste Aufmerksamkeit und Pflege gewidmet gewesen. Schon Bodmer bemühte sich nicht ganz erfolglos um die Erforschung seiner äussern Lebensverhältnisse; Gleim liess im Jahre 1779 ein eigenes Bändchen „Gedichte nach Walther von der Vogelweide" erscheinen, von welchen er schon früher in den „Gedichten nach den Minnesängern, Berlin 1773" einige mitgetheilt hatte. Leider sind diese ersten Versuche so gänzlich mißrathen, daß es nicht verwundern darf, wenn Gleims Zeitgenossen ihre Begriffe von dem Werth der Minnesinger nicht gar hoch gespannt haben. Tiecks „Minnelieder" enthielten von unserm Dichter nur Weniges; aber auch durch seine Erneuung kam das Zeitalter des Minnegesangs nicht zu Ehren. Dies war den vereinten Bemü-

hungen so vieler verdienten Männer um deutsche Sprache, Literatur und Sage und den neuern überraschenden Erfolgen der Brüder Grimm und K. Lachmanns vorbehalten. Unsern Dichter insbesondere anlangend, so gab uns Uhland 1822 eine treffliche Schilderung und Würdigung seines Gesangs*) und K. Lachmann 1827 eine kritische Ausgabe des Textes, welcher sich nur die jetzt von ihm vorbereitete Ausgabe der Werke Wolframs von Eschenbach wird an die Seite stellen können. Durch Uhland und Lachmann ist auch für das Verständniß Walthers und die Ermittelung der historischen Bezüge in seinen Liedern schon das Beste geschehen.

Bei solchen Vorarbeiten und dem jetzigen hohen Stande unserer Sprachkenntniß würde ein mehr Befähigter leichte Arbeit gefunden haben; der meinigen wird man, wie ich fürchte, die Mühe nur zu sehr ansehen, die sie mich gekostet hat, und ich muß dafür, wie für viele andere mir unvermeidlich gebliebene Mängel, um Nachsicht bitten. Auch wäre es undankbar, wenn ich nicht anerkennen wollte, wie sehr ich in meinem Unternehmen durch die Vorbildung gefördert worden bin, welche unsere Sprache neuerdings

*) Walther von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter, geschildert von Ludwig Uhland. Stuttgart und Tübingen bei Cotta. 8.

empfangen hat. Zu Gleims Zeiten lag sie noch zu tief in schale Nüchternheit versunken, als daß eine dem Text so genau angepaßte Uebersetzung, wie die hier versuchte, nur denkbar gewesen wäre. Späterhin ist sie durch Klopstock, Voß u. A. in der Schule der Alten vielfach geübt und wieder zum Bewußtsein ihrer inwohnenden Bildsamkeit erhoben worden. Ein noch größeres Heil widerfuhr ihr in unsern Tagen: man hat sie in ihre eigene Schule geschickt, aus der sie wie aus einem Jungbrunnen wunderbar erneut und verschönt hervorging. Am Meisten kam dies dem poetischen Ausdruck zu Gute, den Göthe, Tieck und Uhland dem der Minnesinger um so Vieles näher gerückt und mit seinem unverjährten Eigenthum wieder ausgestattet haben.

Noch ein anderer Umstand wird hoffentlich behülflich sein, Walthern von Neuem die Liebe der Deutschen zuzuwenden, welche die Schicksale unserer Sprache und Literatur ihm unverdient entzogen haben. Das Zeitalter der Hohenstaufen, worin er lebte, und dessen größten Helden er feierte, ist uns durch Geschichtschreibung und mannigfache dramatische Bestrebungen wieder gegenwärtig geworden. Jener gewaltige Kampf zwischen Staat und Kirche erregt durch seine weltgeschichtliche Bedeutung und furchtbare Erhabenheit, seinen tragischen Ausgang und die Menge groß-

antiger Charaktere, die er hervorrief und bildete, ein Interesse, wie keine andere Periode der deutschen Geschichte gewähren kann. Noch lange wird die dramatische Kunst zu ringen haben, ehe sie sich an einer so schweren Aufgabe aus ihrem jetzigen gänzlichen Verfall so weit emporarbeitet, um mit Erfolg an ihre Lösung gehen zu können. Auch die erzählende Dichtkunst wird ihren Vortheil nicht immer verkennen und sich bald einem Zeitraume zuwenden, der dem historischen Roman günstiger ist als das spätere Mittelalter und die neuere Perrückenzeit, aber freilich auch ein umfassenderes und tiefer eingehendes Studium erfordert, als bei unsern Novellisten gewöhnlich gefunden wird. Bei so vielfältigen Bestrebungen der Poesie, die schönste Blüthe des Mittelalters in der Phantasie wieder hervorzubringen, muß es von der höchsten Wichtigkeit sein, die eigenthümliche Dichtkunst des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts selbst kennen und verstehen zu lernen, denn Niemand kann eine Zeit getreuer schildern, als sie sich in ihrer eigenen Poesie abspiegelt. Hiebei darf aber unter unsern heimischen Dichtern Walther von der Vogelweide am wenigsten übergangen werden, dieser berühmteste, vielseitigste und gewiß auch geistreichste unter den Liederdichtern jener Epoche, der selbst mithandelnd an dem großen Kampfe Theil nahm, dessen politische Gedichte, dessen hof-

tige, nicht selten Luthers Kraft und Nachdruck erreichende Angriffe gegen den Pabst und die Mißbräuche der Kirche kein unerhebliches Gewicht in die Wagschale warfen. Diese Lieder sind vor Kaisern und Königen gesungen worden, an allen Höfen der Fürsten und Herrn, auf allen Ritterburgen hallten sie wieder: sie konnten auf die Stimmung der Gemüther nicht ohne Wirkung bleiben.

Jahrhunderte hat Deutschland seines Sängers vergessen, der seine Ehre, den Preis seiner Männer und Frauen wie kein anderer verherrlichte, es hat seine Jugend, seine alten Lieblinge, seine ehemalige glorwürdige Herrlichkeit in einer angstschweren dreißigjährigen Nacht, wo es in Krämpfen und Zuckungen hart darniederlag, verschlafen, und noch reibt es sich die Augen und kann sich nicht besinnen, ob es denn wirklich das Land sei, das schon vor sechshundert Jahren, als seine Kaiser noch die Weltgeschicke lenkten, eine eigenthümliche, reiche und gebildete Poesie aus sich hervorgebracht, der alle Kraft und Mannheit, alle gesellige höfische Feinheit, alle gemüthliche Tiefe, Innigkeit und liebliche Zartheit eingeboren war. Manchmal predigt ihm einer gegen seine Selbstvergessenheit: „Was vergaffst du dich in allen Tand, allen armseligen Kram des Auslands, buhlst mit allen neun Musen neun fremder Länder umher, wallfahrtest mit pedan-

tiſcher Entzückung zu allen Gräbern überalpiſcher, überpyrenäiſcher und überſeeiſcher großer Männer, während du daheim die ehrwürdigen Ruheſtätten deiner kunſtreichen längſt vergeſſenen Söhne beſudelſt? Sieh umher in deinen eigenen Gauen: wohin du blickſt, da iſt claſſiſcher Boden, da iſt ein Sänger geboren, da hat ein Dichter geſungen, da ſind Unſterbliche gewandelt. Seit tauſend Jahren iſt dies Land die Wiege der Kunſt, die Heimath des Geſanges. Was lernen deine Söhne und Töchter alle lebenden und todten Sprachen aus dem Grunde, nur nicht die älteſte, ſchönſte und trauteſte, deine eigene? Oder rühmen ſie ſich etwa deutſch zu verſtehen? So leg ihnen doch den Parzival, den Triſtan, die Nibelungen vor, und höre wie ſies verſtehen werden. Oder iſt das nicht deutſch, was vor ſechshundert, was vor tauſend Jahren in deinem Schooße geſprochen und geſungen wurde? Was muß man dir erſt überſetzen und eindeutſchen, was brauchen deine jungen Söhne Dolmetſcher, die ältern zu verſtehen? Ich will dir ſagen, warum ſie die brauchen: weil ſie nicht glauben, weil du nicht glaubſt, welche Schätze unſerer Sprache und Poeſie in deinen Archiven und Bibliotheken vermodern, weil ihr nicht wißt, wie ſehr es der Mühe lohnt, ſie herauszugeben und verſtehen zu lernen, weil ihr wähnt von heute zu ſein, und euer Geſtern und Ehegeſtern verſchla-

sen habt, darum muß man euch in eurer heutigen Sprache an eure vormalige Herrlichkeit erinnern, und so lange damit in die Ohren gellen, bis ihr zur Besinnung kommt." So ist tausendmal gesprochen worden, und was hat es geholfen? Ich selbst würde mich vielleicht besinnen, so unumwunden zu sprechen, wenn ich nicht wüßte, daß es überhört wird.

Ueber die Anordnung der Lieder, ihre Vertheilung in drei Bücher, die Beibehaltung der Endsylben, die einst stumpfe Reime waren und nun klingende geworden sind, habe ich mich in den Anmerkungen gerechtfertigt. Daselbst findet man auch das Nöthige über Stollen und Abgesang und die Art, wie sie der Druck für das Auge unterschieden hat. Ein Leben Walthers habe ich nicht für nöthig gehalten vorauszuschicken, weil die politischen Lieder, die einzigen Urkunden, aus welchen es ermittelt werden kann, im zweiten Bändchen chronologisch zusammengestellt sind, und die beigefügten Anmerkungen die Resultate zu ziehen versuchen.

Schließlich habe ich für manche Unterstützungen zu danken, die mir zu Theil geworden sind. Hr. Prof. Lachmann hat die Güte gehabt, mir ein bisher noch ungedrucktes Gedicht Walthers mit der Erlaubniß zu überlassen, es nicht nur in der Uebersetzung (I, 127) sondern auch in dem von ihn berichtigten handschriftlichen Text als einen Nachtrag zu seiner Ausgabe mitzutheilen (s. Anm. I, 218). Meinem Freunde

W. Wackernagel verdanke ich treuen Beistand mit Rath und That und schon in diesem ersten Bändchen so viele schätzbare Mittheilungen, daß ich nicht einmal bei allen seinen Namen nennen konnte. Im zweiten Bändchen rühren die Anmerkungen zu den einzelnen Gedichten von S. 3 an ganz von ihm her*), da ich selbst durch ein betrübendes Ereigniß an der Fortsetzung verhindert wurde. Einem andern Freunde, Hrn. Dr. Theodor Echtermeyer in Halle, welcher vor Jahren dies Unternehmen mit mir gemeinschaftlich beabsichtigte, dann aber durch andere Ursachen abgezogen wurde, bin ich für die Erlaubniß, einige seiner Uebersetzungen Waltherscher Lieder den meinigen beizufügen oder zum Grunde zu legen, verpflichtet.

Bonn, den 15ten Juli 1832.

K. S.

*) Simrocks chronologische Anordnung und die erklärenden Ueberschriften sind mir dabei die förderlichste Vorarbeit gewesen. Hr. v. d. Hagen hat die Güte gehabt mir aus dem fünften Bande seiner noch nicht erschienenen neuen Sammlung von Minnesingern die Lebensbeschreibung Walthers mitzutheilen; leider zu spät (die Erläuterungen sollten eben zum Druck abgeliefert werden), als daß ich von dieser gelehrten Arbeit den erwünschten Gebrauch hätte machen können. W. W.

Erstes Buch.

Frauendienst.

Blumenlesen.

Winterlich Stürmen die Welt nun bezwang:
Falb ist der Wald und die Haide schon lang,
Wo doch so lieblich manch Stimmlein erklang:
Spielten die Mägdlein erst Straßen entlang
Ball, o so kehrte der Vögel Gesang.

Könnt ich verschlafen im Winter die Zeit!
Wach ich derweilen, so thut es mir leid,
Daß er regieret so weit und so breit.
Endlich doch sieget der Mai in dem Streit:
Blumen dann les ich, wo Schnee nun geschneit.

Die verschwiegene Nachtigall.

Unter der Linden,
An der Haide,
Wo ich mit meinem Trauten saß,
Da mögt ihr finden,
Wie wir beide
Die Blumen brachen und das Gras.
Vor dem Wald mit süßem Schall
Tandaradei!
Sang im Thal die Nachtigall.

Ich kam gegangen
Zu der Aue,
Da fand ich meinen Liebsten schon:
Ich ward empfangen,
Heil'ge Fraue!
Daß ich noch selig bin davon.
Ob er mir auch Küsse bot?
Tandaradei!
Seht, wie ist mein Mund so roth!

Da ging er machen
Uns ein Bette
Aus süßen Blumen mancherlei,
Deß wird man lachen
Noch, ich wette,
So Jemand wandelt dort vorbei.
Bei den Rosen er wohl mag,
Tandaradei!
Merken wo das Haupt mir lag.

Wie ich da ruhte,
Wüßt es Einer,
Behüte Gott, ich schämte mich.
Wie mich der Gute
Herzte, Keiner
Erfahre das als er und ich.
Und ein kleines Vögelein,
Tandaradei!
Das wird wohl verschwiegen sein.

Rosenlesen.

Möcht ichs noch erleben, daß ich Rosen
Läse mit dem holden Mägdelein;
Wollt ich doch mich so mit ihr erkosen,
Daß wir ewig Freunde müßten sein.
Würde mir ein Kuß zur guten Stunde
Von dem rothen Munde,
So genäs ich aller Noth und Pein.

Tanzweile.

„Nehmt, Herrin, diesen Kranz,“
Sprach ich jüngst zu einem Mägdlein wunderhold,
„So zieret ihr den Tanz
Mit den schönen Blumen, die ihr tragen sollt.
Hätt ich viel Gold und Edelsteine,
Sie müßten euch gehören,
Kann ich redlich schwören:
Vertraut mir, daß ichs ernstlich meine.

„Ihr seid so wohlgethan,
Daß ich euch ein Kränzlein gönnte herzlich gern,
So gut ichs winden kann.
Noch viel Blumen stehen, roth- und weiße, fern,
Die weiß ich dort in jener Halde,
Wo sie gar hold entspringen
Bei der Vöglein Singen:
Da sollten wir sie brechen beide.“

Sie nahm was ich ihr bot,
Einem Kinde gleich, dem Freundliches geschieht;

Ihr Wänglein wurde roth
Wie die Rose, da man sie bei Lilien sieht.
Ihr Auge schämte sich, das lichte:
Ein holdes Gegengrüßen
Ward mir von der Süßen,
Und bald noch, was ich nicht berichte.

Ich glaubte niemals mehr
Freude zu gewinnen, als ich da besaß:
Die Blüthen fielen schwer
Von den Bäumen bei uns nieder in das Gras.
Ich war so fröhlich, daß ich lachte.
Als mich der Traum umsponnen
Hielt mit solchen Wonnen,
Da ward es Tag und ich erwachte.

Mir ist von ihr geschehn,
Daß ich allen Mägdlein jetzt zur Sommerzeit
Muß in die Augen sehn;
Fänd ich meine wieder: o der Seligkeit!
Wär sie bei diesem Ringeltanze?
Ihr Frauen, habt die Güte,
Rücket auf die Hüte:
Säh ich sie wieder unterm Kranze!

Schönste Zierde.

Ritter.

Man rühmt um Tugend euch so laut,
Daß euerm Dienst mein Herz allein begehrt:
Hätt euch mein Auge nicht erschaut,
So wär ich jetzt um Vieles minder werth.
Nun will ich immer desto würd'ger sein
Und bitt euch, Herrin,
daß ihr euch unterwindet mein:
Ich lebte gern, wüßt ich zu leben:
Mein Will ist gut, doch fehlt mir Sinn,
ihr sollt mir nun die Weisung geben.

Frau.

Wüßt ich sie, was mir nicht vergönnt,
So wär ich immer selig auf der Welt:
Man sieht wie gut ihr loben könnt,
Daß ihr so hoch mich habt im Preis gestellt.
Ich weiß noch minder, als ihr wißt;
Nun, was thut es?
ich will doch unden diesen Zwist:
Thut ihr zuerst, wie ich euch bitte,
Und saget mir der Männer Art,
so lehr ich euch der Weiber Sitte.

Ritter.

Wir meinen, Treu und Stätigkeit
Sei guter Frauen allerschönster Kranz:
Wenn ihr mit Zucht noch fröhlich seid,
So prangt die Lilie bei der Rose Glanz.
Der Linde stand am besten je
Der Vöglein Singen,
darunter Blumen oder Klee,
So steht den Frauen holder Gruß:
Ihr Mund, der freundlich reden kann,
der macht, daß man sie küssen muß.

Frau.

Ich sag euch, wer uns wohlbehagt:
Ein Mann, der wohlerkennet Bös und Gut
Und stets das Beste von uns sagt:
Dem sind wir hold, wenn er's mit Treue thut;
Kann er zur Zeit auch fröhlich sein
Und mitempfinden
der Andern Lust, der Andern Pein,
Dem wird zu Theil, was er begehrt:
Welch Weib versagt ihm einen Faden?
„Gut Mann ist guter Seide werth."

Dornrosen.

Ehre meid ich gerne,
Wenn ihr Schande folget übers Jahr,
Daß ich klagen lerne:
„Weh mir Armen heuer: dieſes war.“
So begehrt' ich manches Kranzes nicht,
Und ließ viel Blumen licht:
Wohl brach ich Roſen gern, der Dorn nur ſticht.

Wer ſo immer ſchaltet,
Daß ihn Niemand billig tadeln mag,
Wie ſo ſchön er altet,
Ihn verdrießet nicht ein halber Tag.
Der iſt froh, wenn er beim Tanze ſpringt,
Deß Herz nach Ehre ringt:
Weh dem, der ſeinen Freund in Schande bringt!

Immer ſoll man fragen,
Wie es um des Mannes Herze ſteht.
Die ſich deß entſchlagen,
Achten nicht, wie bald die Zeit vergeht.
Mancher ſcheinet vor den Fremden gut,
Und hat doch falſchen Muth:
Wohl ihm zu Hof, der Recht zu Hauſe thut.

Frauen und Frühling.

Wenn die Blumen aus dem Grase dringen,
Gleich als lachten sie hinauf zur Sonne,
Des Morgens früh an einem Maientag;
Und die kleinen Vöglein lieblich singen
Ihre schönsten Weisen: welche Wonne
Hat wohl die Welt, die so erfreuen mag?
Man glaubt sich halb im Himmelreiche;
Wollt ihr hören, was sich dem vergleiche,
So sag ich; was mir wohler doch
An meinen Augen öfters that
und immer thut, erschau ichs noch.

Denkt, ein edles, schönes Fräulein schreite
Wohlgekleidet, wohlbekränzt hernieder,
Sich unter Leuten wandelnd zu erbaun,
Hochgemuth im fürstlichen Geleite,
Etwas um sich blickend hin und wieder,
Wie Sonne neben Sternen anzuschaun:
Der Mai mit allen Wundergaben,
Kann doch nichts so Wonnigliches haben,

Als ihr viel minniglicher Leib;
Wir laſſen alle Blumen ſtehn
und blicken nach dem werthen Weib.

Nun wohlan, wollt ihr Beweiſe ſchauen:
Gehn wir zu des Maien Luſtbereiche,
Der iſt mit ſeinem ganzen Heere da.
Schauet ihn und ſchauet edle Frauen,
Was dem Andern wohl an Schönheit weiche,
Ob ich mir nicht das beſſre Theil erſah.
Ja, wenn mich Einer wählen hieße,
Daß ich Eines für das Andre ließe,
Ach, wie ſo bald entſchied ich mich:
Herr Mai, ihr müßtet Jenner ſein,
eh ich von meiner Herrin wich.

Dieselben.

Durchsüßet und geblümet sind die reinen Frauen:
So Wonnigliches gab es niemals anzuschauen,
In Lüften noch auf Erden, noch in allen grünen Auen.
Lilien oder Rosenblumen, wenn sie blicken
Im Maien durch bethautes Gras und kleiner Vögel Sang,
Sind gegen solche Wonnen farblos, ohne Klang,
Wenn man ein schönes Weib erschaut. Das kann den Sinn erquicken,
Und wer an Kummer litt, wird augenblicks gesund,
Wenn lieblich lacht in Lieb' ihr süßer, rother Mund,
Ihr glänzend Auge Pfeile schießt tief in des Mannes Herzensgrund.

Frauenpreis.

Viel süße Herrin hochgerühmt, voll reiner Güte,
Dein keuscher Leib giebt wonnereiches Hochgemüthe,
Dein Mund ist röther, als die lichte Ros' in thau'ger Blüthe.
Gott hat gehöhet und gehöhret reine Frauen,
Daß man sie ehren soll mit Dienst und preisen immerdar.
Der Hort der Erde liegt mit allen Freuden gar
In ihnen, klar und lauter ist ihr Lob, man soll sie schauen.
Für Mißmuth und für Traurigkeit ist nichts so gut,
Als anzusehn ein schönes Fräulein wohlgemuth,
Wenn sie dem Freund aus Herzensgrund ein lieblich Lächeln thut.

Die Traumdeuterin.

Als der Frühling wiederkam,
Da man Blumen mequeſam
Bei der Vöglein Singen
Sah aus dem Graſe dringen,
Kam ich einem langen
Gefilde zugegangen,
Wo ein lauter Brom entſprang,
Vor dem Walde war ſein Gang
Bei der Nachtigall Geſang.

Auf dem Felde ſtand ein Baum,
Da entſpann ſich mir ein Traum.
Ich war zu dem Brunnen
Gegangen aus der Sonnen,
Bei der breiten Linden
Ein Schattendach zu finden.
An den Brunnen ſetzt ich mich,
Alle Sorge bald entwich:
So entſchlief ich wonniglich.

Da bedünkte mich zuhand,
Wie mir diene Meer und Land,
Wie der Geiſt vor Sorgen

Im Himmel sei geborgen
Und dem Leib gegeben
Ein neues freies Leben.
Alles Leids vergaß ich da,
Weiß der Himmel, wie's geschah,
Schönern Traum ich nimmer sah.

Daß ich dort nicht länger schlief!
Aber eine Krähe rief
Mit unsel'gem Schalle.
Ach, Krähen, wärt ihr Alle,
Wo ichs möchte leiden!
Mich so vom Glück zu scheiden!
Ich erschrak von ihrem Schrein:
Fand ich da nur einen Stein,
Traun, es mußt' ihr Ende sein.

Doch ein Weib zum Wundern alt,
Tröstete mich Armen bald:
Was die Gute sagte,
(Als ich mein Leid ihr klagte)
Was der Traum bedeute,
Vernehmt es, liebe Leute:
Zwei und Einer, das sind drei,
Ferner sagte sie dabei,
Daß mein Daum ein Finger sei.

Maienwonne.

Wollt ihr schauen, was im Maien
Wunder man gewahrt?
Seht die Pfaffen, seht die Laien,
Wie das stolz gebahrt.
Ja, er hat Gewalt!
Ob er Zauberlist ersonnen?
Wo er naht mit seinen Wonnen,
Da ist Niemand alt.

Uns wird Alles wohl gelingen:
Laßt uns diese Zeit
Lustig tanzen, lachen, singen,
Nur mit Höflichkeit.
Ei, wer wär nicht froh?
Da die Vögelein nun alle
Singen mit dem schönsten Schalle,
Thäten wir nicht so?

Wohl dir, Mai, wie du beglückteſt
Alles weit und breit:
Wie du ſchön die Bäume ſchmücktеſt,
Gabſt der Haid' ein Kleid.
War ſie bunter je?
„Du biſt kurzer, ich bin langer,“
Alſo ſtreiten auf dem Anger
Blumen mit dem Klee.

Rother Mund, wie dichs entehret!
Laß dein Lachen ſein:
Schäm dich, da du mich beſchweret,
Noch zu lachen mein.
Iſt das wohlgethan?
Weh der unheilvollen Stunde,
Soll von minniglichem Munde
Mir Unminne nahn!

Was mir raubte Glück und Segen,
Frau, iſt euer Leib,
Immer ſeid ihr mir entgegen,
Gnadenloſes Weib!
Wißt ihr was ihr thut?
Gnädig hört man doch euch preiſen:
Wollt ihr mir nicht Gnad erweiſen,
Dann ſeid ihr nicht gut.

Laßt es, Herrin, mich zu wählen,
Gönnt mir frohe Zeit,
Oder mir muß Freude fehlen.
Daß ihr fröhlich seit!
Herrin, blickt umher:
Alles freut sich im Vereine,
Sendet mir auch endlich eine
Kleine Freude her.

Der Wettstreit.

Es that der Reif den kleinen Vöglein weh,
Sie sangen nicht vor Leide:
Doch wieder hör ich sie so schön als je,
Von Neuem grünt die Haide.
Da sah ich Blumen streiten mit dem grünen Klee,
Welches länger wäre?
Meiner Herrin sagt ich diese Märe.

Uns hat des Winters Frost und andre Noth
Viel gethan zu Leide:
Ich wähnte schon nie wieder Blumen roth
Zu sehn auf grüner Haide.
Nun schmerzte gute Leute doch mein früher Tod,
Die nach Freude ringen
Und die gerne tanzen oder springen.

Versäum ich diesen wonniglichen Tag,
Muß ich Tadel leiden
Und Niemand ist, der Glück mir gönnen mag.
Dennoch muß ich meiden
Meine Freuden alle, deren einst ich pflag.
Mag der Herr euch segnen:
Wünschet noch, mir möge Heil begegnen.

Troſt im Leide.

Drückt dich heimlich Sorg und Leid,
So gedenke guter Frauen: du wirſt erlöſt;
Und gedenke lichter Zeit:
Stets hat der Gedanke Muth mir eingeflößt;
Hab ich oft in ſchlimmen Tagen Noth,
Nehm ich mir ein Beiſpiel an der Haide,
Die ſich ſchämt im Leide:
Sieht ſie den Wald ergrünen, wird ſie immer roth.

Herrin, wenn ich denk an dich,
Was für Huld in dir und reine Tugend thront,
O laß ab! du rühreſt mich
Mitten an das Herze, wo die Liebe wohnt.
Lieb und lieber, beides mein ich nicht:
Du biſt mir das Liebſte, das ich meine;
Du biſt mir alleine
Vor aller Welt, o Herrin, Troſt und Zuverſicht.

Wird denn Niemand wieder froh,
Daß wir nicht in Sorgen ewig müſſen leben?

Weh, wie thun die Jungen so,
Die vor Freuden sollten in den Lüften schweben?
Alle mögen nicht zu tadeln sein,
Doch den Reichen tadl ichs und den Jungen:
Die sind unbezwungen,
Drum kleidet Gram sie schlecht, Lust kleidete sie fein.

Wie das Glück doch schalten kann!
Armuth gab es mir zu immer frohem Muth:
Aber einem reichen Mann
Gab es Unmuth: sagt, was nützt dem nun sein Gut?
Schade, daß ihm nicht der Einfall kam,
Mich zu begaben zu dem frohen Muthe
Mit des Reichen Gute:
Es paßte meine Noth doch mehr zu seinem Gram.

Sommer und Winter.

Jetzt von Neuem heb ich an:
„Wird denn Niemand wieder froh?“
Schande bringts dem reichen Mann
Und dem jungen eben so.
Wüßt ich, was sie trauern,
(sie dürften mir es immer sagen)
So wollt ich ihnen helfen klagen.

Wo ein Lieb beim andern ruht,
Von den Sorgen ganz befreit,
Diesen ziemt wohl nichts so gut
Als die süße Sommerzeit.
Winter wie der Sommer,
sie bieten solchen Hochgenuß,
Daß ich beide preisen muß.

Hat der Winter kurzen Tag,
Hat er doch die lange Nacht,
Daß sich Lieb bei Liebe mag
Lösen aus des Kummers Macht.
Was hab' ich gesprochen?
o weh mir, hätt' ich stillgeschwiegen!
Werd ich je so lieblich liegen?

Früher Frühling.

Ich bin jetzt so herzlich froh,
Daß ich viel Wunderdinge bald beginne,
Wenn es sich noch füget so,
Daß ich erwerbe meiner Herrin Minne.
Ja, dann steigen mir die Sinne
Höher als der Sonnenschein. O, hilf zu dem Gewinne!

Nie, das bin ich mir bewußt,
Hab ich die Augen zu ihr aufgeschlagen,
Daß sie nicht geglänzt vor Lust.
Den kalten Winter mocht ich wohl ertragen;
Andre schien er sehr zu plagen:
Mir war indeß, als wär ich mitten in des Maien Tagen.

Diesen wonniglichen Sang
Hab ich gesungen meiner Frau zu Ehren:
Wenn ich erst den Lohn errang,
Will ich um sie stets Andrer Freude mehren.
Wohl mag Sie mein Herz beschweren;
Was machts, wenn sie mir Leides thut? Sie kann Ersatz gewähren.

Rathen sollte Niemand mir
Mich loszusagen von dem schönen Wahne.
Wend ich meinen Sinn von Ihr,
Wo find ich eine also Wohlgethane,
Die so nichts von Falschheit ahne?
Sie ist schön und werther als Helene und Diane.

* * *

Höre, Walther, was mich quält,
Trauter Geselle von der Vogelweide;
Wie mir Rath und Hülfe fehlt:
Die Wohlgethane thut mir viel zu Leide;
Könnten wirs ersingen Beide,
Daß ich Blumen mit ihr bräche auf der lichten Haide!

Die Augen des Herzens.

Winter wie der Sommer, beide sind
Guten Mannes Trost, der Trost begehrt;
Doch ist der für alle Freude blind,
Dem sie nicht von Frauen wird gewährt:
Darum wisse Jedermann,
Daß man alle Fraun soll ehren
und die besten doch voran.

Ohne Freude taugt der Beste nicht,
Darum wünsch ich, daß mir Gunst erweist
Sie, von der mein Herz mir nimmer spricht,
Daß es nicht der Holden Güte preist:
Schickt' es die Augen hin zu ihr,
So ward ihm stets so frohe Kunde,
daß es sprang vor Freude schier.

Lang ists, daß mein Auge sie nicht sah;
Weiß der Himmel, wie es denn geschieht:
Sind ihr meines Herzens Augen nah,
Daß es ohne Augen sie ersieht?

Da muß ein Wunder wohl geschehn:
Wer verliehs ihm, sonder Augen
sie zu aller Zeit zu sehn?

Wollt ihr wissen, was die Augen sind,
Die sie sehen über Berg und Land?
Die Gedanken, die mein Herz sich spinnt,
Sehen sie durch Mauern und durch Wand.
Behütet sie auch noch so gut:
Es sehn sie doch mit vollen Augen
Herz und Wille, Sinn und Muth.

Werd ich jemals ein so selger Mann,
Daß sie mich ohn Augen sehen soll?
Schaut sie je mich im Gedanken an,
So vergilt sie meinen wundervoll.
Gutem Willen lohne sie,
Zeige mir auch guten Willen:
meiner, der verläßt sie nie.

Der unkundige Lehrer.

Junger Mann, sei hohes Muthes
Um die reinen, wohlgesinnten Fraun,
Hoffe freudig Lieb- und Gutes,
Laß in Ehren deine Jugend schaun:
Reine Wonne wird dir nicht,
So lang der Frauenliebe Schmuck dir noch gebricht.

Glück und Lust darf nimmer hoffen,
Wer sie bei guten Frauen nicht gewinnt;
Sei's verstohlen, sei es offen,
Wenn ers nur mit Zucht und Maaß beginnt.
Daran gedenke, junger Mann,
Und wirb um Gegenliebe, du gewinnst daran.

Wenn du auch vergebens warbest,
Du wirst doch immer desto werther sein:
Daß du nicht an Freuden darbest,
Deiner Herrin dankst du es allein.
Du erwirbst so hohen Muth,
Daß du den Andern wohlbehagst, wie Sie auch thut.

Wenn dir aber nicht mißlinget
Und dich ein gutes Weib von Herzen liebt,
O, was dies dir Freuden bringet,
Wenn sie williglich sich dir ergiebt:
Küssen, Kosen, Minnespiel!
Von solcher Herzensliebe kommt dir Freude viel.

Sieh, nun hab ich dich gelehret,
Was ich selber leider nie gewann,
Unglück hat mir stets verwehret,
Was ein Glücklicher erwerben kann:
So kann der Gedanke blos
Mich trösten, daß mir einst noch lächle solch ein Loos.

Deutschlands Ehre.

Heißt mich froh willkommen sein,
Der euch Neues bringet, das bin ich;
Eitle Worte sinds allein,
Die ihr noch vernahmt: jetzt fraget mich.
Wenn ihr Lohn gewähret
Und den Sold nicht scheut,
Will ich Manches sagen, was die Herzen freut:
Seht, wie ihr mich würdig ehret.

Ich verkünde deutschen Frauen
Solche Dinge, daß sie alle Welt
Noch begierger wird zu schauen:
Dafür nehm ich weder Gut noch Geld.
Was wollt ich von den Süßen?
Sie sind mir zu hehr:
Drum bescheid ich mich und bitte sie nichts mehr,
Als daß sie mich freundlich grüßen.

Lande hab ich viel gesehn,
Nach den Besten blickt ich allerwärts:
Uebel möge mir geschehn,
Wenn sich je bereden ließ mein Herz,
Daß ihm wohlgefalle
Fremder Lande Brauch:
Wenn ich lügen wollte, lohnte mir es auch?
Deutsche Zucht geht über Alle.

Von der Elbe bis zum Rhein
Und zurück bis an der Ungern Land,
Da mögen wohl die Besten sein,
Die ich irgend auf der Erden fand.
Weiß ich recht zu schauen
Schönheit, Huld und Zier,
Hilf mir Gott, so schwör ich, sie sind besser hier
Als der andern Länder Frauen.

Züchtig ist der deutsche Mann,
Deutsche Frau sind engelschön und rein;
Thöricht, wer sie schelten kann,
Anders wahrlich mag es nimmer sein:
Zucht und reine Minne,
Wer die sucht und liebt,
Komm in unser Land, wo es noch beide giebt;
Lebt ich lange nur darinne!

Der ich lange dienstbar war,
Und hinfort noch will zu Diensten sein,
Der erlaff ichs nimmerdar;
Doch schafft sie mir so große Herzenspein:
Sie kann mir verkehren,
Herz und Sinn und Muth;
Nun vergeb ihr Gott, daß sie mir übel thut;
Dann wohl mag sie sich bekehren.

Ehret die Frauen.

Junge Welt, zieh deinen Zaum und ſammle dich:
Läßt du ſo laufen deinen Sinn, er wirft dich hinter ſich.
Der trachtet ſtets in deinem Herzen nach dem Hort,
Das freut dich hier und iſt der Seele lange Reue dort.
Sei gutes Sinnes und laß dir vor dem böſen grauen,
Minne Gott, ſo magſt du Freude ſchauen,
Wirb um Lob mit freier Gabe, willſt du noch geneſen,
Fremde ſei dir ſtets der Argen ſchamlos Weſen,
Glaube, was die Pfaffen Gutes leſen;
Willſt du das Alles übertreffen, ſo ſprich wohl von Frauen.

Die Minne.

Die Minn ist weder Mann noch Weib,
Sie hat nicht Seele, hat nicht Leib,
Irdisch Bildniß ward ihr nicht beschieden;
Ihr Nam ist kund, sie selber fremd hienieden,
Und es kann doch Niemand ohne sie
Des Himmels Gnad und Gunst gewinnen;
(Vertraue denen, die da minnen:)
In falsche Herzen kam sie nie.

Viel falsche Münz in unsern Tagen
Ward nach der Minne Bild geschlagen:
Weißt du ihr Gepräg zu unterschniden,
So bürg ich dir mit meinen höchsten Eiden:
Willst du in ihrem Schutz die Straße ziehn,
Daß dir Unfug nimmer schadet;
Minn ist im Himmel so begnadet;
Ich fleh um ihr Geleit dahin.

Die Badende.

Das wundervoll geſchaffne Weib!
Möcht ich noch ihrem Dank empfahn!
Es ſteht ihr minniglicher Leib
In meinem Hochgeſang voran.
Zwar allen Frauen Lob und Preis,
Doch die aus Vielen wählt ich mir:
Wer aber eine Andre weiß,
Ich kanns nicht tadeln, dient er ihr.
Er habe Weiſ und Wort
Mit mir gemein und lob ich hier, ſo lob er dort.

Ihr Antlitz iſt ſo wonnereich,
Als woll es mir ein Himmel ſein:
Gewiß, wem wär es anders gleich?
Hat es doch himmliſch holden Schein.
Zwei Sterne glänzen dran mit Luſt:
O dürft ich mich darin beſehn
Und lägs ſo nah an meiner Bruſt!
Dann möchten Wunder wohl geſchehn:
Ich würde wieder jung
Und fände meiner Liebesnoth Erleichterung.

Gott schuf ihr Wänglein recht mit Fleiß,
Die besten Farben wählt' er gar:
So reines Roth, so reines Weiß,
Hier rosenlicht, hier lilienklar.
Gewiß, ich seh es wohl so gern,
Sag ich nicht Lästerung daran,
Als Himmel oder Himmelsstern.
O weh, was lob ich dummer Mann?
Denn wächst ihr Stolz noch mehr,
Leicht büß ich meines Mundes Lob am Herzen schwer.

Der Hals, die Hände, jeder Fuß,
Die sind vollkommen wohlgebaut;
Was ich dazwischen loben muß,
Das hab ich lieber angeschaut.
Ich hätte ungern, decke dich
Gerufen, als ich nackt sie sah.
Sie sah mich nicht, doch traf sie mich
Und heute fühl ichs noch wie da,
Wenn ich gedenke dran,
Wie sie dem reinen Bad entstieg so wohlgethan.

Sie hat ein Küssen, das ist roth;
Bekäm ich das vor meinen Mund,
So stünd ich auf von dieser Noth
Und würd auf Lebenszeit gesund.
Wenn sie das an ihr Wänglein legt,

So wär ich gerne nah dabei:
Es duftet, wenn mans irgend regt,
Als ob es voller Balsam sei.
Das soll sie leihen mir:
So oft sie's wieder haben will, o geb ichs ihr.

Erste Begegnung.

Wohl mir der Stunde, da ich sie erschaute,
Die mir das Herz und den Muth hat befangen,
Seit ich die Sinne so ganz ihr vertraute,
Daß mich der Lieblichen Tugenden zwangen:
Daß ich ihr folge und anders nicht kann,
Das hat die Güte, die Schöne gemachet
Und ihr rother Mund, der so minniglich lachet.

Hab ich das Herz und die Sinn doch gewendet,
Nur auf die Liebe, die Gute, die Reine.
Mög uns nun Beiden wohl werden vollendet,
Was ich von ihr zu erwerben noch meine.
Was ich von Freuden auf Erden gewann,
Das hat die Güte, die Schöne gemachet
Und ihr rother Mund, der so minniglich lachet.

Es kann nicht sein.

Ihrer Augen minnigliche Blicke
Rühren schmerzlich, schau ich nach ihr hin,
Mir das Herz. Weh, zeigt mir das Geschicke
Sie noch oft, der ich gern eigen bin!
Denn leibeigen dien ich ihr,
Glauben sollt die liebe Herrin mir.

Hier im Herzen trag ich große Schmerze
Ihrethalb, die ich nicht lassen mag,
Bei der ich so gerne heimlich wäre
Wie die Nacht, so auch den lichten Tag.
Aber leider kann's nicht sein,
Denn nicht will die liebe Herrin mein.

Muß ich meiner Treue so entgelten,
Nie getrauen sollten Männer ihr.
Sie vertrüge besser wohl ein Schelten,
Als ein Loben, glaubet sicher mir.
Weh, warum denn thut sie das,
Der mein Herze trägt so kleinen Haß?

Güte giebt Tugend.

Bote.

Herrin, hört euch neue Kunde senden:
Ich bin ein Bot und soll euch sagen,
Eines Ritters Trauer sollt ihr wenden,
Die er lange mußte tragen.
Dies erbitten soll ich so:
Gebt ihr Freuden ihm zu Lohne,
Zweifelsohne
Wird dann manches Herz noch froh.

Laßt euch dessen, Herrin, nicht verdrießen,
Gebt ihm willig hohen Muth:
Ihr und alle mögens noch genießen,
Denen sanft die Freude thut.
Davon wird sein Sinn bereit,
Wenn ihr ihn zu Freuden bringet,
Daß er singet
Eure Ehr und Würdigkeit.

Herrin.

Noch vertrau ich ihm nicht solchermaßen,
Daß er wohl behüte sich:

Krumme Wege gehn bei allen Straßen,
Davor, Gott, behüte mich.
Ich will des rechten Weges fahren,
Wer mich auch ein andres lehre:
Wohin ich kehre,
Der Himmel müsse mich bewahren.

Bote.

Herrin, sendet ihm ein Hochgemüthe,
Ihr nur macht ihn freudenreich.
Laßt ihr ihn genießen eurer Güte,
Hat er Ehr und Tugend gleich.
Herrin, gebt ihm hohen Muth,
Daß ihn Gram nicht mehr beschweret,
Und Freud' ihn lehret
Daß er gern das beste thut.

Die Zauberin.

Wunder nimmt mich immer, was erblickt
Wohl dies Weib an mir,
Daß ihr Zauber eben mich bestrickt?
Wie geschah das ihr?
Hat sie denn nicht Augen?
Oder trügt sie ihr Gesicht?
Aller Männer schönster bin ich nicht;
Läugnen will nicht taugen.

Hat ihr Jemand was von mir gelogen,
Schaue sie doch her:
Sie ist an meiner Schönheit arg betrogen,
Denn die wiegt nicht schwer.
Schaut den Kopf nur, schauet,
Der ist nicht zu wohlgethan;
Sie betrügt fürwahr ein eitler Wahn,
Wenn sie dem nicht trauet.

Tausend Männer weilen, wo sie weilt,
Schöner von Gesicht;
Kunst ward mir ein wenig zugetheilt,
Aber Schönheit nicht.

Ist die Kunst geringe,
Thu ich doch nicht karg damit:
Mancher freut sich, der an Kummer litt,
Wenn ich Lieder singe.

Nimmt sie Kunst für schönes Angesicht,
Daran thut sie gut;
Will sie das, so tadl ich fürder nicht,
Was sie an mir thut.
So will ich mich neigen
Und ihr ganz zu Willen sein:
Was bedarf es aber Zauberein?
Ich bin doch ihr eigen.

Nun vernehmt von ihrer Zauberlist,
Damit steht es so:
Sie ist ein Weib, die schön und ehrbar ist,
Und mit Andern froh.
Daß sie mehr ersonnen
Wider mich, das kann nicht sein:
Ihres Wesens Lieblichkeit allein
Schafft mir Schmerz und Wonnen.

Werth männlicher Schönheit.

Die Schönheit rühme der, der eine Frau beſinget;
Männern ſteht es übel, weil es weich und ſpöttiſch klinget.
Kühn und mild und daß er auch beſtändig ſei,
Das iſt genug: dies dritte ſteht gar ſchön bei Jenen Zwei.
Wenn ihrs nicht verſchmähet, ſo will ich euch lehren,
Wie man loben ſoll und nicht entehren:
Ihr müſſet in die Leute ſehn, ſo ſchaut ihr, wie's beſtellt;
Nicht nach der Wangen Schminke ſei der Schluß gefällt;
Gar weiſ iſt oft, den man für thöricht hält:
Wohl thät es Noth, die Weiſen auch erſt um und um zu kehren.

Gemeinsame Minne.

Magst du mich nicht leiden,
Davon weiß ich nichts: ich minne dich.
Eines sollst du meiden:
Mir vorbei zu schaun und über mich.
Das muß ich beklagen,
Denn ich kann nicht tragen
Solchen bittern Herzensschaden:
Trage mit, ich bin zu schwer beladen.

Soll ichs Vorsicht nennen,
Daß dein Auge mich so selten grüßt?
Könnt ich das erkennen,
Würde Tadel dir mit Lob versüßt.
Wohl, ich will es leiden,
Magst mein Haupt vermeiden,
Blick herab auf meinen Fuß,
Tief, so tief du kannst, das sei dein Gruß.

Herrin, nun besinne
Dich, ob mir dein Herz gewogen sei:
Eines Minners Minne
Frommt nicht, ist die Andre nicht dabei.

Minne taugt nicht einſam:
Sie ſoll ſein gemeinſam;
So gemeinſam, daß ſie dringt
Durch zwei Herzen, und kein Drittes zwingt.

Wenn ich Alle ſchaue,
Die mir billig müſſen wohlbehagen,
Bleibſt du meine Frau,
Ohne Rühmen mag ich das wohl ſagen:
Edel, auserleſen,
Sind ſie meiſt geweſen
Und begabt mit hohem Muth;
Leicht wohl ſind ſie beſſer: du biſt gut.

Der Tausch.

Walther.

Herrin, laßt euch nicht verdrießen
Meine Rede, wenn ihr Zucht nicht fehlt.
Gerne, ließt ihr mich's genießen,
Säh ich mich den Besten zugezählt.
Wisset, daß ihr Schönheit habt:
Wenn sich, wie ich immer meinte,
Güte solchen Reizen einte,
Wie mit Ehren wärt ihr dann begabt!

Frau.

Alles gönn ich euch zu sagen
Und vernehm es, redet was ihr wollt:
Das habt ihr davon getragen,
Weil ihr mir so hohes Lob gezollt.
Schön, ich weiß nicht, ob ichs bin:
Gern hätt ich Weibesgüte;
Lehrt mich, wie ich mich behüte:
Leibesschönheit frommt nicht ohne Sinn.

Walther.

Herrin, wohl, ich will euch lehren,
Wie zu leben ziemet holden Fraun:
Gute Leute sollt ihr ehren,

Freundlich grüßen, nicht vorüberschaun.
Einem sollt ihr euern Leib
Eigen geben für den seinen:
Gerne, wollet ihr den meinen,
Geb ich ihn für ein so schönes Weib.

Frau.

Nun, das Schauen und das Grüßen,
Hab ich mich bisher versäumt daran,
Will ichs künftig gerne büßen;
Dank verdient, was ihr an mir gethan.
Jetzo thut für mich noch mehr:
Sucht, mir blos ein Freund zu bleiben;
Einen Menschen zu entleiben
Wag ich nicht; auch denk ich schmerzt es sehr.

Walther.

Herrin, laßt michs immer wagen,
Oft entrann ich wohl noch größrer Noth:
Darum mag es euch behagen;
Sterb ich aber, wars ein sanfter Tod.

Frau.

Herr, ich will noch länger leben:
Euch ist wohl der Tod willkommen?
Aber mir, was sollt es frommen,
Meinen Leib für euern hinzugeben?

Das Halmmessen.

In Zweifelsucht und trübem Wahn
War ich befangen und gedachte
Zu lassen ihren Dienst fortan,
Als mich ein Trost ihr wieder brachte.
Trost mag es wohl nicht heißen, sei es drum —
Ja, ists auch nur ein kleines Tröstelein,
So klein, verkünd ichs euch, ihr spottet mein:
Doch freut sich selten Jemand, der nicht weiß, warum.

Mich macht' ein kleines Hälmchen froh:
Es sagt, mir solle Gnade kommen;
Ich maß dasselbe kleine Stroh,
Wie ichs bei Kindern wahrgenommen.
Nun höret All' und merkt, ob sie es thu:
Sie thut, thuts nicht, sie thut, thuts nicht, sie thut:
Wie oft ich maß, stets war das Ende gut:
Das ist mein Trost nun: da gehört auch Glaube zu.

Halm und Bohne.

Was ist denn an Frau Bohne,
Daß man im Lied sie preisen soll?
Die ekle Fastenspeise!
Denn vor und nach der None
Ist sie faul und Würmer voll
Schon früh im Jahreskreise.
Ein Halm ist kräftig und ist gut,
Viel Liebes er uns Allen thut,
Er freut so Manchem Sinn und Muth:
Wie schmeckt uns erst sein Samen!
Aus Grase wird der Halm zu Stroh,
Viel Herzen macht sein Anblick froh,
Gut ist er hoch und nieder so:
Frau Bohne, sed libera nos a malo. Amen.

Gleiche Theilung.

So hab ich von ihr gesprochen,
Daß sie Mancher nun auf Erden lobt.
Wird das nun an mir gerochen,
Weh mir dann, so hab ich ja getobt,
Daß ich die so werth gemacht
Und mit Lob gekrönet,
Die dafür mich höhnet:
Dies, Frau Minne, rächt mit eurer Macht.

Noch, Frau Minne, klag ich weiter,
Richtet mir und richtet über mich;
Eurer Ehre stets ein Streiter
Wider Unbeständge, das war ich:
Doch geschahs, daß ihr mich wund
Schoßt in meinem Herzen;
Gebt ihr gleiche Schmerzen:
Ihr ist wohl und ich bin ungesund.

Laßt mich, Herrin, deß genießen,
Denn ich weiß, ihr habt der Pfeile noch:
Wollt sie in ihr Herze schießen,
Daß auch sie empfindet euer Joch.

Wollet, edle Königin,
Eure Wunden theilen,
Oder meine heilen,
Daß ich nicht allein verdorben bin.

Ich bin euer schon, Frau Minne,
Zielt dahin, wo man euch widerstreht.
Helfet, daß ich Sieg gewinne:
Herrin, nein, daß sie euch nicht entgeht?
Ich will euch das Ende sagen:
Laßt ihr sie in Frieden,
So sind wir geschieden:
Wer soll euch dann seinen Kummer klagen?

Minne als Botin.

Ich hilf- und freudeloser Mann,
Warum doch mach ich Manchen froh,
Der mir es niemals danken kann?
O weh, wie thun die Freunde so?
Ja, Freund! Was ich von Freunden sage!
Denn hätt ich einen, so vernähm er meine Klage,
Ich bin an Freund und Rath verarmt:
Nun thu mir, was du wollest, minnigliche Minne,
da Niemand sonst sich mein erbarmt.

Ach, minnigliche Minne, sieh, wie ich
Durch deine Macht den Sinn verlor,
Denn aus und ein gewaltiglich
Gehst du durch meines Herzens Thor.
Wie soll ich ohne Sinn gedeihn?
Du wohnst, wo er gewohnt und bist, wo er soll sein.
Zu meiner Herrin schickst du ihn;
Doch er alleine richtet dort nichts aus, Frau Minne:
o weh, du solltest selber hin.

Frau Minne, laß mich Gnad empfahn:
Für diese Botschaft bleib ich dir

Mein ganzes Leben unterthan:
Jetzt handle einmal recht an mir.
Ihr Herz ist aller Freude Port
Und lauterliche Reinheit ziert es fort und fort;
Kommst du nun glücklich da hinein,
So thu mir auf, daß wir zusammen um sie werben,
denn es mißlang mir so allein.

Ach, gnädigliche Minne, sieh,
Was thust du mir allein so weh?
Du zwangest mich, nun zwing auch sie:
Versuch, ob sie dir widerstehn.
Nun werd ich sehn, wie stark du bist;
Denn sage nicht, daß dir ihr Herz verschlossen ist:
So künstlich ward kein Schloß erdacht,
Das vor dir nicht wiche, Meisterin der Diebe!
schließ auf, sie trotzet deiner Macht!

Fortuna spendet rings umher
Und kehrt mir stets den Rücken zu:
Drum rührt mein Flehn sie nimmermehr;
Nun rathet, Freunde, was ich thu?
Ihr Antlitz zeigt sie niemals mir:
Lauf ich herum, so steh ich wieder hinter ihr,
Denn ihr beliebts, mich nicht zu sehn:
So wollt ich, daß ihr Aug auf ihrem Nacken stünde,
dann müßt's ohn ihren Wunsch geschehn.

Wer gab dir, Minne, die Gewalt,
Daß du so gar gewaltig bist?
Du zwingest Beides, Jung und Alt;
Dawider frommt nicht Kunst noch List:
Doch lob ich Gott, da doch dein Band
Mich fesseln soll, daß ich das rechte Ziel erkannt,
Dem man mit Ehren Dienste weiht!
Da will ich immer werben: Königin, sei gnädig!
laß mich dir leben meine Zeit.

Zu viel gelobt.

Lang zu schweigen hatt ich erst im Sinn,
Doch sing ich wieder wie ich sang:
Gute Leute bringen mich dahin,
Und diesen folg ich lebenslang.
Singen soll ich noch und sagen:
Was sie begehren, thu ich gern; so sollen sie mein Leid beklagen.

Höret Wunder, wie es mir erging,
Wie ich mich selbst in Noth gebracht:
Eine Frau behandelt mich gering,
Mein Lied hat sie so werth gemacht,
Daß sie vor Stolz nun dies beginnt:
Sie weiß wohl nicht, wenn ich mein Singen lasse, daß ihr Lob zerrinnt.

Wie man sie verwünschen wird um mich,
Stell ich nun mein Singen ein!
Alle die sie lobten, sicherlich,
Die schelten sie dann insgemein.
Tausend Herzen wurden froh
Durch ihre Gnade, die's entgelten, lassen wir einander so.

Als ich noch gewähnt, sie sei mir gut,
Wer war ihr besser da als ich?
Dies ist sicher, was sie mir auch thut,
So merke sie dies Eine sich:
Nimmt sie mich von dieser Noth,
So bringt mein Leben ihrem Ehre: tödtet sie mich, ist sie todt.

Würd ich ja in ihren Diensten alt,
Dann ist auch sie nicht mehr ein Kind:
Doch mein Haar ist dann wohl bergestalt,
Daß sie auf einen Jüngern sinnt:
So gnade Gott euch, junger Mann:
Dann greifet ihr die alte Haut mit frischen Wasserreifern an.

Unerläßlichkeit der Gegenliebe.

Sag mir einer, was iſt Minne?
Weil ich halb es weiß, ſo wüßt ich gerne mehr:
Hat es Jemand beſſer inne,
So belehr er mich, warum ſie ſchmerzt ſo ſehr?
Minn iſt Minne, wenn ſie freut:
Macht ſie traurig, iſt es nicht die rechte Minne,
und ich weiß nicht, was man ihr für Namen beut.

Sollt ich jetzt es nicht verfehlen,
Was die Minne ſei, ſo ſprechet Alle, Ja:
Minn iſt Wonne zweier Seelen:
Theilen beide gleich, ſo iſt die Minne da.
Kann jedoch nicht Theilung ſein,
So vermags ein Herz alleine nicht zu tragen:
darum ſollteſt Du mir helfen, Herrin mein!

Frau, zu ſchwer hab ich zu tragen;
Willſt du helfen mir, ſo thu es noch bei Zeit:
Biſt du taub für meine Klagen,
Sprich es endlich aus, ſo faſſ ich mich im Leid.

Bin hinfort ein freier Mann.
Aber Eines dächt ich, solltest du bedenken:
daß dich schwerlich einer besser lohen kann.

Darf sie Haß für Lieb erweisen?
Soll ich Freud ihr geben für mein bittres Leid?
Hab ich Grund ihr Lob zu preisen,
Wenn sie's kehren will zu meiner Niedrigkeit?
So that ich übel, ihr zu traun:
Doch was sprech ich Ohrenloser, Augenohner?
den die Liebe blendete, wie mag er schaun?

Walther und Hiltegunde.

Die mir diesen Winter manche Lust benommen,
Es sei ein Weib, es sei ein Mann,
Diese Frühlingszeit mag ihnen wohl bekommen:
O weh, daß ich nicht fluchen kann!
Aber leider kann ich immer
Nur den üblen Fluch „unselig.“ Nein, das wär ein allzuschlimmer!

Noch zwei fürchterliche Flüche kann ich auch,
Den Flüchen bin ich holdgesinnt:
„Mögen sie den Esel hören und den Gauch,
Frühmorgens, wenn sie nüchtern sind.“
Ach, wie dauern mich die Armen,
Wüßt ich, daß sie's noch bereuten, wollt ich mich um Gott erbarmen.

Zeigt man sich geduldig wider Ungeduld,
So ists den Unverschämten leid;
Wen die Bösen hassen ohne seine Schuld,
Der dankt es seiner Würdigkeit:
Fänd ich Trost nur bei der Guten,
Die mich einzig trösten kann, nicht sollte mich ihr Neid entmuthen.

Laut beſchwören will ichs bei der Holden Leib;
Sie hör es ſelbſt aus meinem Mund:
Iſt mir eine lieber, Mägdlein oder Weib,
So ſchlinge mich der Hölle Schlund.
Fehlt ihr nun nicht alle Treue,
So getraut ſie meinem Eide, daß ſie endlich mich erfreue.

Liebe Herrn und Freunde, helfet mir bei Zeit:
Denn ſicherlich, dem iſt nun ſo:
Euch entbiet ich meinen minniglichen Streit:
Wohl werd ich niemals wieder froh.
Meines Herzens tiefe Wunde,
Die muß immer offen ſtehn, bis Sie mich küßt mit Freundesmunde.
Meines Herzens tiefe Wunde,
Die muß immer offen ſtehn, bis Sie es heilet ganz von Grunde.
Meines Herzens tiefe Wunde,
Die muß immer offen ſtehn, wird ſie nicht heil von Hiltegunde.

An die Unverschämten.

Sie fragen hin und fragen her, das endet nie,
Nach meiner Herrin, wer sie sei?
Das bin ich müde, nun wohlan, ich nenne sie,
So läßt mich dann der Vorwitz frei.
Gnade und Ungnade, diese Namen führt
Die Herrin beide. Wenig sind die Zwei sich gleich:
Der ein' ist arm, der andre reich:
Wer mir den reichen wehret,
Wie dem der arme wohlgebührt!

Die Unverschämten, ließen sie mich ohne Noth!
So hätt ich weder Haß noch Neid.
Nun laß ich sie allein, wie mir die Zucht gebot,
Und ihnen bleibe Schand und Streit.
Als Zucht noch galt, ich weiß gar wohl, was da geschah:
Tausend wehrten einem unbescheidnen Mann,
Bis er besser sich besann
Und sich besinnen *mußte*:
so viel war der Bescheidnen da.

Drei Herrinnen.

Um Kunde fraget
Mich so Mancher, wer sie sei?
Der ich diene, wie ich lange schon gemußt.
Oft mißbehaget
Mirs, dann sprech ich: da sind drei,
Denen dien ich, und zur vierten hätt ich Lust.
Doch weiß Sie darum allein,
Die so mich zwingt bei ihr zu weilen;
Sie kann verwunden, sie kann heilen,
Die ich dienstbar muß vor Allen sein.

Schönheit und Liebreiz.

Herzgeliebte Herrin mein,
Gott leih dir heut und ewig Heil!
Könnt ich höhern Preis dir leihn,
Dir würd auch dieſes Loß zu Theil;
Doch was kann ich ſagen mehr,
Als daß dir Niemand holder iſt denn ich? Das macht mein Leid ſo ſchwer.

Viele ſchelten mich, daß ich
Nicht höher wende meinen Sang:
Die verkennen thörlich
Was Liebreiz iſt ihr Leben lang;
Nein, ſie kannten Liebreiz nie:
Die nach dem Gut und nach der Schöne minnen, weh, wie minnen die?

Oft iſt Haß in ſchöner Bruſt,
Drum jagt nach Schönheit nur ein Thor;
Liebreiz giebt dem Herzen Luſt,
Drum geht der Schönheit Liebreiz vor.

Liebreiz giebt auch schönen Leib:
Das kann die Schönheit nimmermehr: nie macht sie liebenswerth ein Weib.

Ich vertrage und vertrug
Und will noch Widerspruch vertragen:
Du bist schön und hast genug:
Was will denn solcher Tadel sagen?
Mag er doch: ich bin dir hold
Und nähm dein gläsern Fingerlein für aller Königinnen Gold.

Hast du Treu und Stätigkeit,
So bin ich aller Sorg erwehrt,
Daß mir jemals Herzeleid
Um deinetwillen widerfährt:
Hast du aber diese nicht,
So müssest du mir nimmer werden: weh mir dann, mein Herz gebricht.

Fehler und Tugenden.

Verzagte Zweifler sprechen, Alles sei nun todt
Und Niemand mehr, der Schönes singe:
Sie sollten doch bedenken die gemeine Noth,
Wie alle Welt mit Sorgen ringe.
Kommt Sangestag, so hört man Singen wohl und Sagen,
Man kann noch Lieder:
Ich hört' ein kleines Vöglein jüngst dasselbe klagen,
Das barg sich wieder:
„Ich singe nicht, erst muß es tagen."

Die Bösen schelten guten Weibern meinen Sang,
Ich spräche übel von den Frauen;
Nun zeuget Alle wider mich, mir wird nicht bang,
Und lasset mich Beweise schauen:
Wer sprach von deutschen Frauen so gut ohn Unterlaß?
Nur daß ich scheide
Die guten von den bösen, seht, das ist ihr Haß:
Lobt' ich sie Beide
Mit gleichem Preis, wie stünde das?

Ich wähnte meine Herrin alles Tadels frei,
Nun hör ich aber andre Kunden,

Daß ohne Tadel nimmer ein Lebendges sei:
So ward sie tadelnswerth befunden;
Doch kann ich nichts erfinden, was zu tadeln wär,
Bis auf dies Kleine:
Sie schadet Feinden nicht und schmerzt oft Freunde sehr;
Läßt sie dies eine,
Ich such und finde doch nicht mehr.

Ich sagt euch, was der Herrin Tadel wohl erregt,
Zwei Fehler hab ich euch genennet;
Nun hört auch von den Tugenden, die sie an sich trägt,
Daß ihr auch diese Beiden kennet:
Ich nennte gerne Tausend, doch nicht mehr ist da,
Als Schön' und Ehre;
Die hat sie Beide vollermaßen. Hat sie? Ja.
Wozu denn mehre?
Preis' andre nun, ihr Preis geschah.

Wer sich so guter Herrin dienend zugesellt,
Wie manche Tugend müßt' er haben!
Nun hab ich leider nicht was sie zufrieden stellt,
Genügt Ihr nicht an kleinen Gaben;
Zwei Tugenden hab ich, deren Jede sonst gefiel:
Scham und Treue:
Die schaden jetzt. So schadet immer ohne Ziel!
Mir schafft's nicht Reue:
Wem ich was gönne, gönn ich viel.

Ich lob an euch doch eine Tugend, Haß und Neid:
Wenn man als Boten euch versendet,
Daß ihr so gerne bei der Biedern seid,
Und daß ihr euern Herren schändet.
Ihr Späher, wenn ihr keinen Biedern könnt erspähn,
Den ihr beschweret,
So hebt euch heim in euer Haus, es muß geschehn,
Daß ihr entehret
Verlognen Mund und schiefes Sehn.

Verlorne Zeit.

Die Herrin ist ein gnadenloses Weib,
Daß so hart sie an mir Armen thut.
Bracht ich denn nicht einen jungen Leib
In ihren Dienst, dazu auch hohen Muth?
O, wie war ich da beglückt!
Wie ist das verdorben!
Was hab ich erworben?
Anders nichts als Kummer der mich drückt.

Weh um meine wonniglichen Tage,
Deren ich so viel versäumt an ihr:
Das ist ewig meines Herzens Klage,
Wird die Hoffnung so zu Nichts an mir.
Nicht des Leides Bitterkeit
Zwingt mich, daß ich weine:
Meine Zeit alleine,
Daß ich die verlor, das ist mir leid.

Schöner Antlitz sah ich nirgendwo:
In ihr Herz ließ sie mich niemals schaun.
Schwer betrogen leider bin ich so,
Uebel lohnt die Harte mein Vertraun.

Hätt ich ihr der Sterne Schaar
Doch mit Mond und Sonnen
Zum Geschenk gewonnen:
Lags an mir, sie hätte sie fürwahr.

Solche Sitte hab ich nie geschaut:
Ihren besten Freunden ist sie gram,
Ihren Feinden thut sie ganz vertraut,
Was noch nie ein gutes Ende nahm.
Weiß ich doch, welch Ende naht:
Freund und Feinde, Beide
Lassen sie im Leide,
Wenn sie mir und Jenen Unrecht that.

Meiner Herrin sei es doch nicht leid,
Daß ich reit und frag im fremden Land
Nach der Frauen Reiz und Würdigkeit:
Deren ist wohl Manche mir bekannt;
Sie sind schön und wohlgethan:
Doch ist ihrer Keine,
Weder groß noch kleine,
Deren Weigern je mir leid gethan.

Der Kaiser als Spielmann.

Wenn ich mich selber rühmen soll,
So bin ich wohl ein züchtger Mann,
Denn ich ertrage sonder Groll
Viel Unfug, den ich rächen kann.
Ein Klausner, ob er's wohl erträg'? Ich glaube, nein.
Hätt er Gelegenheit wie ich,
Und würd er dann ein wenig wild,
Vergölt ers doppelt sicherlich;
Ich bin der Sanftmuth Spiegelbild:
Das und noch mehr ertrag ich gern, ich weiß um was.

Ihr seid ja, Herrin, schön und werth:
Wohl ziemte Gnade sich dabei;
Was schadet euch, wer euch begehrt?
Gedanken, mein ich, wären frei.
Still ließ ich Jeden wünschen, träumen was er will.
Denn strebt zu Euch empor mein Sinn,
Ist er es, der euch Lieder bringt:
Wollt ihr sie nicht, so horcht nicht hin;
Doch weiß ich, daß mirs Dank erringt:
Tönt euch mein Lob am Hof, werd ich mit Ruhm gekrönt.

Einſt lehrtet ihr mich, Herrin, ſo:
„Wer euch beſchwerte Sinn und Muth,
Dem ſeid geneigt und macht ihn froh,
Dann ſchämt er ſich und wird noch gut.“
Die Lehre, war ſie euer Ernſt, bewähret ſie.
Ich freu euch, die ihr mich beſchwert,
Deß ſchämt euch, Sünd iſts offenbar,
Und daß ſich euer Wort bewährt,
So werdet gut, dann ſpracht ihr wahr;
Schon ſeid ihr gut: von Güte will ich guten Lohn.

Frau, ihr habt ein gut Gewand
Euch angelegt: den reinen Leib.
Ein beſſer Kleid ich niemals fand,
Ihr ſeid ein wohlgekleidet Weib:
Sinn, Heil und Segen ſieht man holdgeſtickt darin.
Getragnes Kleid, nie nahm ichs zwar:
Dies nähm ich für mein Leben gern.
Der Kaiſer würd ihr Spielmann gar,
Erglänzt' ihm ſolch Geſchenk von fern;
So – ſpiele, Kaiſer! Nein, Herr Kaiſer, anderswo!

Treue.

Die Treu ist lauter Angst und Noth,
Zwar mag sie nicht unrühmlich sein,
Doch giebt sie großes Ungemach.
Seit die Hoffnung mir gebot,
Steter Treue mich zu weihn,
Ward mir nichts als Weh und Ach:
Treue, liebe Herrin, laßt mich ledig!
Doch bät ich ewig: seid mir gnädig,
Getreuer bleibt sie sich als ich:
So bringt mich wohl die Treue noch ins Grab,
die Liebe denn erbarme sich.

Freilich, das ist keine Kunst,
Wem Treu erwarb ein holdes Lieb,
Giebt Der der Treue schuldgen Zoll;
Wem Treue nie verhalf zu Gunst,
Wenn Der der Treue treu verblieb,
Dessen Treu ist wundervoll!
So hab auch ich in Treue lang gerungen,
Noch ist mir leider nicht gelungen:
Das wende, süße Herrin mein,
Daß ich der Falschen, Ungetreuen Spott
nicht müss ob meiner Treue sein.

Der Sieger im Schach.

Bald beseligt mich ein Wille,
Bald gereut er mich schon wieder sehr:
Einen Ritter ließ ich stille,
Dem versag ichs nun nicht länger mehr,
Was er mich so dringend bat:
Thu ichs nicht, so weiß ich mir vor Aengsten keinen Rath.

Oft ihn endlich zu erhören
Wähn ich mich entschlossen: kam er dann,
Möcht er knieend mich beschwören,
Gar nichts half es doch dem guten Mann.
Geb ich einem Vorsatz Raum,
Was hilfts am Ende? Vier und zwanzig Stunden währt er kaum.

Will er mich darum vermeiden,
So versucht er mich auch allzuscharf:
Weh, die Furcht vor solchem Leiden
Zwingt mich, daß ichs nicht mehr weigern darf.
Gerne ließ ichs nun geschehn,
Müßt' ichs nicht versagen und auf Weibesehre sehn.

Kann ich doch vor tausend Sorgen,
Die mich zwingen in dem Herzen mein
So am Abend wie am Morgen,
Seinem Wunsche nicht zu Willen sein;
Wie ichs nur noch einen Tag
Verschöbe, war die Sorge, die mir lang am Herzen lag.

Da die Besten von ihm priesen,
Edel, kühn und züchtig soll' er sein,
So hab ich ihm angewiesen
Eine Kammer in dem Herzen mein,
Die kein Mann betreten hat;
Verloren ist das Spiel für sie: er macht sie Alle matt.

Wie und Wo.

„Gott gönn ihr manchen frohen Tag
Und lasse mich sie schauen noch,
Die ich wohl nie erwerben mag;
Weh mir, und sie gestand mir doch,
Daß sie mir ganz ergeben wäre,
Doch Eines nimmer mir gewähre,
Was mir lange schon die Seele füllt mit inniglichen Wehn:
O weh, wie lieblich ist dies Leid!
Ich leide süße Bitterkeit." —

„Gott hat viel Gnade mir gethan,
Da banger Liebe Loos mir fiel,
Daß meine Augen Den ersahn,
Von dem man Gutes rühmt so viel.
Ihn ließ ein Augenblick erlangen
Ein Küssen und ein Halsumfangen:
Da ist mir ins Herz geschossen, was mir ewig nah wird gehn,
Bis ich gewähr und mach ihn froh:
Ich thät es, wüßt ich Wie und Wo?"

Tagelied.

Ein Ritter freundlich lag
In Liebesseligkeit
Der Herrin in den Armen:
er sah des Morgens Schein,
Der schon durch ferne Wolken
mit schwachem Schimmer brach.
Die Frau im Leide sprach:
„O weh, geschieh dir, Tag,
Was läßt du mich in Liebe
nicht länger glücklich sein?
Was sie da heißen Minne
ist lauter Herzeleid.“ —

„Süße Freundin mein,
Nicht laß dir Trauer nahn:
Ich muß nun von dir scheiden,
das ist uns Beiden gut.
Die Kammer schon erhellte
des Morgensternes Licht.“ —
„Mein Trauter, thu das nicht,
Und laß die Rede sein,

Womit du mir beschwerest
das Herz und auch den Muth.
Was eilst du so von hinnen?
es ist nicht wohlgethan." —

„Herrin, du bittest mich,
So bleib ich noch bei dir;
Nun sag es in der Kürze,
was du mir sagen mußt,
Daß wir die Späher täuschen
Wie heut ein ander Mahl." —
„Ach Freund, ich dulde Qual,
Bis ich wieder dich
Umarme: weh, die Schmerzen,
sind groß in meiner Brust.
Nun meide mich nicht lange,
so machst du Freude mir." —

„Das fürchte nimmermehr,
Weil ichs ja nicht vermag;
Muß ich dich, Herrin, meiden
eines Tages Frist,
So läßt doch all mein Denken
nimmer ab von dir." —
„Mein Freund, nun folge mir,
Und komm bald wieder her,

Wenn du mit steter Treue
mir ganz ergeben bist,
O weh der Augenweide!
nun spür ich selbst den Tag!" —

„Was helfen Blumen roth,
Wenn ich von hinnen soll?
O traute Herzgeliebte,
die sind mir jetzt so werth,
Als den kleinen Vögeln
die winterkalte Zeit." —
„Das ist auch mir ein Leid
Und eine stete Noth:
Ich seh ja noch kein Ende,
wie lang die Trennung währt:
Nun liege noch ein Weilchen,
du thatest nie so wohl." —

„Herrin, es ist Zeit,
Gieb du den Urlaub mir:
Es ist um deine Ehre,
daß ich nun scheiden muß:
Sein Tagelied der Wächter
schon laut erhoben hat." —
„Ach, ist kein andrer Rath?
So füg ich mich ins Leid:

O weh des Urlaubes,
den geb ich mit Verdruß:
Dem ich das Leben danke,
der Himmel sei mit dir."

Der treue Ritter schied
Und hörmte seinen Leib,
In bittern Thränen ließ er
die schöne Herrin gut.
Doch lohnt' er ihr mit Treue
die Gunst, die er gewann.
Sie sprach: „Wer nun hebt an
Und singt ein Tagelied,
Der wird mir stets am Morgen
betrüben Herz und Muth:
Nun lieg ich freundberaubet,
recht wie ein sehnend Weib." —

Der erste Betrüger.

Mancher fragt mich, was ich klage,
Und versichert, daß mir Alles nicht von Herzen geh:
Der verliert nur seine Tage,
Denn ihm ward von rechter Liebe nimmer wohl noch weh.
Trauern muß er lebenslang:
Wer bedächte,
Was die Minne brächte,
Der vertrüge meinen Sang.

Minn' ist ein gebräuchlich Wort
Und doch ungebräuchlich mit der That, das ist nun so.
Minn' ist aller Tugend Hort;
Ohne Minne wird kein Herz in rechter Freude froh.
Diesen Glauben halt ich fest:
Darum, Minne,
Hilf mir zum Gewinne,
Daß mein Trost mich nicht verläßt.

Der ich ganz ergeben bin,
Hoffen will ich immer, daß ihr Herz auch mir gehört:
Täuschte mich daran mein Sinn,
Eine schöne Hoffnung ist mir leider dann zerstört.

Nein, bei Gott, sie ist so gut,
Sieht die Gute
Wie mir ist zu Muthe,
Daß sie mir das Beste thut.

Könnte sie ins Herz mir sehn,
Aller Lieb' und Güte würd ich wohl von ihr gewährt:
Doch wie sollte das geschehn,
Seit man falscher Minne mit so süßem Wort begehrt,
Daß ein Weib nicht wissen mag,
Wie mans meine:
Diese Noth alleine
Schafft mir manchen trüben Tag.

Der zuerst ein Weib betrog,
Hat sich schwer vergangen so an Männern als an Frauen,
Denn der Liebe Reiz entflog,
Seit der Freund dem Freunde nicht mehr ruhig darf vertrauen.
Herrin, sei das Glück euch hold!
Laßt mit Minnen
Mich den Gruß gewinnen,
Wie ein liebend Herz ihn zollt.

Die stockende Rede.

Sagt, ist es übel oder gut,
Daß ich mein Leid verhehlen kann?
Man sieht mich immer wohlgemuth;
Es trauert mancher andre Mann,
Der meines Schadens Hälfte kaum gewann,
Während ich mich so geberde,
Als kennt ich nicht Beschwerde:
Nun füg es Gott im Himmel so,
Daß ich noch in allem Ernste werde froh.

Wie kommts, da doch so mancher Mann
In Nöthen Trost empfing durch mich,
Daß ich mich selbst nicht trösten kann,
Wenn mich nicht holder Wahn beschlich?
Ich minn ein Weib, so gut und minniglich;
Die läßt mich manches Wort beginnen,
Kein Ende kann ich nur gewinnen:
Darüber wär ich längst verzagt,
Nur lacht sie gar zu hold, indem sie mir versagt.

Wenn sie nur Innen sich bewahrt,
Von Außen scheint sie freudenreich,

Und immer wie ihr ziemt, gebahrt,
So kommt an Huld ihr Keine gleich.
Der Andern Lob wird neben ihrem bleich,
Wenn auch ihr Innres ausstaffieret
Die Schönheit, die sie Außen zieret:
Dien ich dann treu und sonder Wank,
Das bleibt bei solcher Tugend auch nicht ohne Dank.

Ob noch mein Glück im Zweifel liegt,
Den leicht die Gute liebevoll,
Wenn sie den Willen hat, besiegt,
So drückt kein ander Leid mich voll.
Sie fragt mich, was mich Niemand fragen soll,
Wie lang ich ihr wohl dienen werde?
Vor allen Frauen auf der Erde
Ist Sie beständge Hoffnung mir:
Nun möge mir geschehn, wie ich geglaubt von ihr.

Die Meisten sprechen desto mehr,
Wenn sie bei der Geliebten sind,
Mir wirds in ihrer Nähe schwer;
Ich weiß noch minder als ein Kind:
Ich bin an allen meinen Sinnen blind.
Das büßt' ich wohl an anderm Orte:
Sie aber sieht nicht viel auf Worte,
Nur auf den Willen mag sie sehn:
Den hab ich auch, so wahr mir Liebes soll geschehn.

Vier Worte.

Die verzagt schon sind an allem Guten,
Wähnen, ich sei eben so verzagt:
Nein, noch hoff ich, daß mich wird ermuthen,
Der ich meine Herzensnoth geklagt:
Weigert die mir Liebes nicht,
Frag ich wenig, was ein Böser spricht.

Neid, den will ich immer gern erleiden:
Dazu helf, o Herrin, deine Huld,
Daß sie Grund gewinnen mich zu neiden,
Und mein Glück an ihrem Leid wird Schuld.
Schaffe, daß man froh mich seh:
Wohl mir dann und ihnen immer Weh.

Eine Frau und Freundin möcht ich gerne
Noch an dir ersehn in einem Kleid:
Ob ich wohl die Wonne kennen lerne,
Die mein Herz mir lange prophezeiht?
Freundin ist ein süßes Wort,
Aber Frau, das ehret fort und fort.

Hohen Freudenjubel ließ ich ſchallen,
Gönnteſt du die beiden Worte mir;
Laß auch zweie dir von mir gefallen,
Die vielleicht kein Kaiſer gäbe dir:
Freund und Diener ſeien dein;
Dafür werde Frau und Freundin mein.

Gegenwart der Abwesenden.

Die Herrin weilt zu Zeiten hier,
So gut wohl ist sie, als ich mir versprach:
Ich schied mich niemals noch von ihr;
Folgt billig denn ein Lieb dem andern nach,
Ist sie auch wohl auf der Reise
Oft im Geist wie ich es bin.
Mein Leib ist hier, doch wohnt bei ihr mein Sinn,
Der will von ihr in keiner Weise:
Ich ließ es herzlich gern geschehn,
Doch ohne daß er mein vergäße;
was hilfts, thu ich die Augen zu?
sie würden durch mein Herz sie sehn.

Ich lebte wohl und unbedroht,
Nur sollte nicht der Lügner Ansehn sein;
Wann endet einmal diese Noth?
Ihr Glück ist immer meines Herzens Pein;
Mich erbarmt, wie sie's im Lande
Treiben frech und unverdeckt
Und keinen Biedern lassen ungeneckt;
Untreue, Falschheit, Sünd und Schande,
Die rathen sie, so lang man ihnen glaubt.
O weh, daß man sie nicht vermeidet!
das wird noch mancher Frauen leid
und hat viel Herren Glücks beraubt

Erlaubte Lüge.

Niemand scheint doch vor der Welt
Aus Höflichkeit so wohlgemuth als ich.
Wenn mich Herzeleid befällt,
So schein ich froh und tröste selber mich.
Oftmals hab ich so mich selbst betrogen,
Und der Leute willen manche Freud erlogen,
Doch solche Lüge lohnet sich.

Sich entwöhnen muß mein Herz
Mancher Wonne, die mein Aug einst sah,
Doch wie kennte der den Schmerz,
Der nicht glauben will, was einst geschah?
Ach, der weiß nicht, was es heißt, beglückt;
Uns ist Jammer nah und Freude weit entrückt:
O Ungemach, du gehst mir nah!

Mancher, der mich schauet, denkt,
In eitel Freuden glüh' ich lichterloh:
Freude ward mir nicht geschenkt,
Und wird mir nimmer wieder, außer so:
Werden deutsche Leute wieder gut,
Und tröstet Sie mich, die mir Leides thut,
So werd auch ich noch wieder froh.

Lange dien ich ihr nun schon,
Der Welt, und dient ihr künftig gerne mehr,
Doch sie giebt mir übeln Lohn
Und wähnt, ich merke solche Dinge schwer.
Ach, ich merk es wohl an einem Brauch:
Was mein höchster Wunsch, erbitt ichs flehend auch,
Giebt sie es einem Thoren ehr.

Wie erwerb ichs nun, sagt an?
Die heut beliebte Sitte widert mir;
Thu ich, wie man sonst gethan,
So glückt mirs nicht: wer kann nun helfen hier?
Nur ein Trost ist, der mich aufrecht hält:
Daß der Unbescheidnen Werben bei der Welt
Mehr Beifall findet als bei ihr.

Vergebene Schönheit.

Sah man je ein beſſer Jahr?
Sah man je ein ſchöner Weib?
Doch das tröſtet nicht ein Haar
Wem verzaubert iſt der Leib:
Wißt, wem Uebel widerfährt in früher Morgenzeit,
Hat den ganzen Tag nur Leid.

Einer will ich helfen klagen,
Der auch Freude ziemend wär,
Denn in unſern falſchen Tagen
Hilft ihr Huld und Reiz nicht mehr:
Solche Schönheit war vor Zeiten eines Landes Zier:
Jetzt, was frommt die Schönheit ihr?

Gefahr des Frohsinns.

Ich wäre manchmal gerne froh,
Allein Gesellschaft sind ich nicht;
Nun sie Alle trauern so,
So ist auch mir zu trauern Pflicht:
Man würd auf mich mit Fingern deuten,
Zeigt ich mich fröhlich bei den Leuten.
Doch sie bleiben mir gewogen, nicht erreg ich ihren Neid;
Denn ich lache nimmerdar,
Wo es Einer wird gewahr.

Mich schmerzt es in der Seele Grund,
Denk ich, wie man vor manchem Tag
So froh war auf dem Erdenrund:
Weh, daß ichs nicht vergessen mag,
Wie fröhlich da die Leute waren!
Da konnt ein Froher froh gebahren:
Hoch entgegen schlug sein Herz der wonniglichen Frühlingszeit:
Soll das nimmermehr geschehn,
So schmerzt michs, daß ichs je gesehn.

Verfall der Zucht.

Wer zieret nun der Ehren Saal?
Der jungen Ritter Zucht ist schmal,
Die Knechte üben gar nur schnöde Dinge,
Mit Worten und mit Werken auch:
Wer züchtig lebt, der ist ihr Gauch;
Nun seht, wie schnell dem Unfug wächst die Schwinge!
Vor Zeiten strafte man die Jungen,
Pochten sie mit Lästerzungen:
Nun mehrt es ihre Würdigkeit;
Sie prahlen und beschimpfen reine Frauen.
Weh ihren Häuten, ihren Haaren,
Die nicht können froh gebahren,
Als mit der Frauen Herzeleid!
Da mag man Sünde bei der Schande schauen,
Womit sich Mancher selbst verschreit.

Böse Zeit.

Was soll weise Rede, was soll Singen?
Was soll Frauenschöne, was soll Gut?
Seit man Niemand sieht nach Freude ringen,
Seit man ungescheut das Schlechte thut,
Seit man Treue, Milde, Zucht und Sitte
Stieß aus unsrer Mitte,
So verzagt an aller Lust der Muth.

Die reichen Thoren.

Die Weisen sprachen insgemein:
Die Welt sei nun verfallen wie noch nie
Und büß an Freuden täglich ein;
Da stritt ich immer zornig wider sie:
„Sie möchten drüber alten,
es würde doch nicht wahr."
Ihr Wort mißfiel mir gar;
So stritt ich mit den Alten:
Die haben Recht behalten
Nun schon länger als ein Jahr.

Mich wundert, wenn ich schauen muß,
Daß Mancher, der es nicht verdient wie ich,
In Freude lebt und Ueberfluß:
Weh dir Welt, wie steht es doch um dich!
Liebt Gott so gleich die Kinder?
er giebt dem Einen Sinn,
Dem Andern den Gewinn:
So gält' als ich nicht minder
Solch reicher Geistesblinder,
Wär er arm wie ich es bin.

Hievor als Alle waren froh,
Da wollte Niemand hören meine Klage;
Leider jetzt ist Manchen so,
Daß sie gerne glauben was ich sage.
Nun Gott im Himmel sende
bald wieder bessre Zeit
Und geb uns Seligkeit,
Daß sich die Sorge wende.
O weh, brächt ichs zu Ende!
Mein ist noch besondres Leid.

Schuld der Frauen.

Ohne Luſt ſo manches Leid,
Wer ertrüge das wohl lange, Wer?
Schien es nicht Unhöflichkeit,
So wollt ich rufen: Heda, Glück, ſieh her!
Allein das Glück hört mich nicht an,
Und ſelten ſieht es gern den Mann,
Der Treue hält:
Iſt es ſo, was wird aus mir wohl in der Welt?

Weh, welch kläglicher Gewinn
Täglich meinem Blick vorüberfährt!
Daß ich ſo ganz verachtet bin
Mit meiner Zucht und mir das Niemand wehrt!
Mit den getreuen alten Sitten
Iſt man übel jetzt gelitten:
Ehr und Gut
Hat nun ſelten Jemand, als wer Böſes thut.

An der Männer Unrecht ſind
Die Frauen Schuld; das iſt nun leider ſo:
Als ſie noch waren hochgeſinnt,
Da war die Welt um ihretwillen froh:

Wie gut von ihnen sprach man da,
Als man die Sitt an ihnen sah!
Nun sieht man leicht,
Daß mit Unsitte nur man ihre Gunst erreicht.

Komm ich zu den Frauen hin,
So hab ich über nichts so große Klage,
Als daß je züchtiger ich bin,
Ich desto minder ihre Gunst erjage.
Der Biedre erndtet Spott nur ein,
Es müßt ein kluges Weib denn sein:
Die mein ich nicht:
Die schämt sich, wenn man von den Frauen übel spricht.

Ein reines Weib, ein guter Mann,
All insgesammt, sie sollen selig sein:
Wo ich denen dienen kann,
Da thu ichs gern, daß sie gedenken mein.
Hiermit verkünd ichs unverstellt:
Bessert sich nicht bald die Welt,
So will ich leben,
So gut ich kann und mich des Singens ganz begeben.

Das letzte Lob.

Oft Herren geben's Schuld den Frauen,
Daß der Welt Verfall so groß:
Sie sähen nieder in den Schooß
Und wagten's kaum empor zu schauen.
Klagen hab ich auch gehöret,
All ihre Freude sei zerstöret,
Längst schon seien sie verzagt,
Wie am Glücke, so am Leben,
Trost woll ihnen Niemand geben:
Richtet nun: hier ist geklagt.

Die Herrin scherzt mir zu empfindlich:
Sie sagt, ich habe ausgelobt;
Sie irrt, ich glaube gar, sie tobt!
Noch niemals lobt ich so verbindlich:
Dürft ich vor den Ungetreuen,
Die Guten sollte Lob erfreuen.
Aber davon kehrt den Muth:
Nimmermehr lob ich sie Alle,
Wie's den Losen auch mißfalle,
Werden sie nicht Alle gut.

Ich kenn ein Weib, die es nicht neidet,
Rühmt man sonst ein reines Weib:
So rein ist ihr holdselger Leib,
Daß sie der Guten Lob wohl leidet.
Schönheit und ein reines Leben
Hat ihr, der sie schuf, gegeben:
Der die Zwei zusammenschloß,
Ei, wie künstlich konnt er schließen!
Immer sollt er Bilder gießen,
Der dies eine Bildniß goß.

Es schadet Frauen, schadet Pfaffen,
Wenn sich Bös und Gut gesellt:
Wer es mit den Bösen hält,
Der wird auch gerne Böses schaffen.
.....
.....
Daß Zwei so edle Namen doch
Mit den Unverschämten werben!
Sicher ist es, sie verderben,
Bessert sie die Scham nicht noch.

Entſagung.

Ich will mich länger nicht auf ihre Gnade freun:
Mir iſt mein Singen mitten durch geſchlagen.
Die eine Hälfte iſt mir verboten ganz und gar,
Die müſſen andre Leute ſingen jetzt und ſagen.
Doch will ich reiner Zucht noch ferner nehmen wahr
Und wonniglichen Maaßes pflegen:
Um Eines, das da heißet Ehre,
laß ich viel Andres unterwegen:
Mag ich auch deß nicht mehr genießen,
Steht es ſo übel auf der Straße,
ſo will ich meine Thür verſchließen.

Unminniglich gesungen.

Zwei Schicke hab ich doch, so ungeschickt ich bin,
Die übt ich beide schon von Kindesbeinen:
Ich zeige gerne bei den Frohen frohen Sinn,
Und lache ungern, seh ich Jemand weinen.
Mit den Leuten bin ich froh,
Mit den Leuten will ich sorgen;
Ist mir nicht zu Muthe so,
Will ich Leid und Freude borgen.
Wie sie sind, so will ich sein,
Daß sie nicht verdrieße mein:
Die es nie bedauern,
Wie sehr ein Andrer leidet,
die mögen auch bei Frohen trauern.

Hievor, da man noch minniglich um Minne warb,
Da war mein Sang auch lieb- und lustdurchdrungen;
Nun, da die minnigliche Minne so verdarb,
Da hab auch ich unminniglich gesungen.
Immer, wie es eben steht,
Also soll man eben singen:

Wenn der Unfug nun zergeht,
Sing ich noch von höfschen Dingen.
Es kommt noch Luſt und Sangestag,
Wohl ihm, der's erwarten mag:
Wer mir's glauben wollte,
So kennt ich wohl die Weiſe,
wie man mit Ehren ſingen ſollte.

Ich ſang hievon den Frauen nur um ihren Gruß,
Den nahm ich für mein Loben von den Süßen:
Wo ich vergebens jetzt des Lohnes harren muß,
Da lob ein Andrer, den ſie freundlich grüßen.
Wo ich nicht verdienen kann
Einen Gruß mit meinem Sange,
Da zeig ich als ein ſtolzer Mann
Den Nacken oder eine Wange.
Das beſagt, mir iſt um dich
Eben ſo, wie dir um mich.
Nur ſolche will ich ehren
Mit Singen, die mir danken:
was hab ich von den Ueberhehren?

Ich will euch ſagen, was uns Allen Schaden thut;
Daß uns die Fraun zu wenig unterſcheiden;
Sie fragen nicht darnach, ob Einer böſ ob gut,
Die Gleichheit läßt uns Glück und Ehre meiden.
Sonderten die Fraun uns noch,

Daß auch sie sich sondern ließen,
Frau und Männern könnte doch
Freude nur daraus entsprießen:
Edle Frau, bedenket,
Wenn sich die Männer rächten!
stellt man euch gleich, seid ihr gekränket.

Letzter Wille.

Nun theil ich, eh man mich begräbt,
Mein fahrend Gut und liegend Land,
Daß Niemand Anspruch drauf erhebt,
Als dem ich hier es zuerkannt:
All mein Unglück will ich denen hinterlassen,
Die mit Haß und Neid am liebsten sich befassen,
Dazu der Reue Bitterkeit;
All mein Grämen
Mag der Lügner nehmen;
Mein thöricht Sinnen
Sei denen, die mit Falschheit minnen,
Den Fraun, nach Herzensfreude sehnlich Leid.

Strafe der Meineidigen.

Nun wartet, laßt mich wieder kommen,
Ich weiß jetzt wohl, wie Weiber sind,
Auch hab ich eine List vernommen,
Wie Einer Vieler Gunst gewinnt;
Verschwören will ich all mein Heil und Ehr und Leib:
Wie sollte sich behüten wohl vor mir ein Weib?
Nein, weiß Gott, was ich auch sage!
Gott, der sollte
Richten, wenn er wollte,
Die so schwören,
Daß ihnen aus die Augen fahren
Und sie sich stießen einmal doch am Tage.

Der siebente Tag.

Minne, die hat einen Brauch,
Wenn sie den vermeiden wollte,
Würd ich wieder froh;
Damit kränkt sie Manchen auch,
Den sie nimmer kränken sollte;
Weh, wie thut sie so?
Ihr sind vier und zwanzig Jahr
Viel lieber als ihr vierzig sind,
und stellt sich übel an, erblickt sie graues Haar.

Minne war mir einst so hold,
Gönnte mir ein voll Vertrauen,
Gönnt es jetzt nicht mehr:
Wirbt ein Jüngrer nun um Sold,
Pflegt sie scheel mich anzuschauen,
Von der Seite her.
Armes Weib, was träumt sie sich?
Fürwahr, obwohl sie Schminke braucht
und Thoren täuscht, sie ist viel älter doch als ich.

Nun gewöhnt sich Minne gar,
Thoren alle Gunst zu schenken,

Wie ein thöricht Kind.
Ist sie guten Sinnes baar?
Was die Närrin wohl mag denken?
Sie ist gar zu blind.
Stellte sie ihr Rauschen ein,
Und ging als ein bescheiden Weib!
sie stößt sich noch, daß es mir schafft im Herzen Pein.

Minne nehm es mir für gut,
Während sie sich müht und ringet,
Setz ich mich hieher:
Hab ich doch so hohen Muth
Als Einer, der gewaltig springet:
Nun, was will sie mehr?
Ich dien ihr sonst, wo ichs vermag;
Sie sorge für die Sechse nur:
von mir hat sie die Woche nur den siebenten Tag.

Auf Reimar des Alten Tod.

Gewiß, Reimar, du ſchmerzeſt mich,
Gar viel härter als ich dich,
Wenn du lebteſt und ich wär geſtorben.
Ich will aufrichtig ſein und ſagen,
Dich ſelber wollt ich minder klagen,
Als deine edle Kunſt, daß die verdorben.
Du konnteſt neue Luſt der Erde ſpenden,
Wenn du dein Lied zum Guten wollteſt wenden.
Mich ſchmerzt dein wohlberedter Mund, dein ſüßer Liederſang,
Daß ſie zu meiner Zeit von dannen fliehen:
Was mochteſt du ein Veilchen nicht verziehen?
So hätt ich deine Fahrt getheilt: mein Singen währt nicht lang:
Nun habe deine Seele Heil und deine Junge Dank.

Abschied von der Welt.

Walther.

Frau Welt, ihr sollt dem Wirthe sagen,
Daß ich ihn längst befriedigt habe;
All meine Schuld sei abgetragen:
Daß er mich aus dem Buche schabe.
Wer ihm was soll, der mag wohl sorgen:
Eh ich ihm lange schuldig blieb, eh wollt ich bei den Juden borgen.
Er schweigt bis auf den letzten Tag,
Dann aber nimmt er sich ein Pfand,
wenn Jener nicht bezahlen mag.

Welt.

Du zürnest, Walther, ohne Noth,
Verweile länger noch bei mir;
Denk, wie ich stets dir Ehre bot,
All deinen Willen that ich dir,
Wenn du zuweilen was erbatest;
Mir wars von ganzem Herzen leid, daß du es nur so selten thatest.
Besinne dich, du lebst hier gut,
Und kehrst du ganz dich ab von mir,
du wirst nie wieder wohlgemuth.

Vergängliche Freude.

Bin ich froh, freu ich so harmlos mich,
Daß man mir Glück wohl gönnen kann.
Heimlich kräftet meine Freude sich:
Was taugt ein prahlerischer Mann?
Weh den Bösewichtern, die viel edle Frauu
Schon in schlimmen Ruf gebracht!
Heil mir, daß ich dies bedacht!
Kein gutes Weib soll ihnen traun.

Guten Mannes Lob vernehm ich gern,
Auch soll mein Mund es weiter sagen:
Doch wer anders thut, der bleibe fern,
Ich wills auch wahrlich nicht vertragen:
Prahlern und der Lügenbolde ganzer Schar
Soll mein Sang verboten sein:
Aerger schafft es mir und Pein
Erfreut er sie nur um ein Haar.

Mancher trauert, der doch glücklich ist:
Mich sieht man immer wohlgemuth,
Ob mein Herz gleich wahre Freude misst:
Das kommt mir eben so zu Gut:

Herzensfreude hab ich viel gekannt, doch ach!
Stets war Herzeleid dabei:
Ließen mich Gedanken frei,
So wüßt ich nichts von Ungemach.

Wenn Gedanken sich mein Herz ergiebt,
Dann Mancher kommt und spricht mir zu,
Schweig ich, red er auch, was ihm beliebt:
Was will er anders, daß ich thu?
Hätt ich dann die Augen oder Ohren da,
Könnt ich wissen, was er spricht:
Doch ich habe beide nicht,
Drum weiß ich weder Nein noch Ja.

Nimmer ging auch nur ein halber Tag
In ungetrübter Lust mir hin:
Wenn ich jemals ganzer Freude pflag,
So flieht sie jetzo meinen Sinn.
Alle Freuden dieser Erde, sie vergehn
Wie der lichten Blumen Schein:
Darum soll das Herze mein
Nicht mehr nach falschen Freuden stehn.

Walther.

Frau Welt, zu lang hab ich gefogen,
Entwöhne mich, es ist nun Zeit:
Mich hat dein Zauberblick betrogen,
Er war so voller Süßigkeit.
So lang ich dir ins Antlitz schaute,
Erschienst du mir so wunderhold, daß ich dir herzlich gern vertraute;
Doch scheußlich warst du ganz und gar,
Als ich dein Hintertheil ersah,
ich muß dich schelten immerdar.

Welt.

Nun wenn ich dich nicht halten mag,
So thu mir dies zu Liebe noch:
Gedenk an manchen lichten Tag
Und schau nach mir mitunter doch,
Wird dir die Weile lang, zurücke.

Walther.

Das wollt ich herzlich gerne thun, allein ich fürchte deine Tücke,
Vor der sich Niemand ja bewahrt;
Nun gönne Gott dir gute Nacht:
nach meiner Herberg geht die Fahrt.

Der Greis am Stabe.

Ihr werthen Männer, seinen Frauu,
Es steht nun so, daß man mich soll
Ehr und geneigten Grußes Zoll
Noch völliglicher lassen schaun.
Ihr habt nun größern Grund dazu, als ie vorher.
Fragt ihr warum, so horchet mir:
Schon vierzig Jahr hab ich gesungen oder mehr
Von Minne und von Minnelohn.
Da hofft ich mit den Andern Heil:
Nun wird mir's nicht, nur euch allein;
Mein Sang soll euch behülflich sein,
Und euer Dank nur sei mein Theil.

Laßt mich an einem Stabe gehn,
So werd ich noch um Würdigkeit
Mit unverzagter Freudigkeit,
Wie schon vom Knaben ist geschehn.
So werd ich, zwar gering, der Werthen Einer sein
Und nicht gemeiner Ehre froh;

Sehr kränkt die Böſen das. Ob dies mir ſchade? Nein,
Mich ehrt der Biedre deſto mehr.
Der Werthen Würde iſt ſo werth,
Das höchſte Lob ſoll man ihr geben:
Es giebt kein lobenswerther Leben,
Als das ſich bis zuletzt bewährt.

Das täuſchende Bild.

O fänd ich frohe Himmelfahrt!
Ich habe Manchem mit Geſang
Das Herz erfreut mein Leben lang;
Hätt ich dabei mich ſelbſt bewahrt!
Preiſ ich des Leibes Minne, iſt's der Seele leid:
Sie ſagt, erlogen, Wahnſinn ſei's.
Die wahre Minne lebe fort in Ewigkeit,
Beglücke ſtets, und täuſche nie:
Leib, flieh ein Glück ſo trügeriſch,
Nur ſtete Minne halte werth;
Mich däukt, die du bis jetzt begehrt,
Sei nicht bis auf die Gräte Fiſch.

Ich hatt ein ſchönes Bild erwählt:
O weh, daß ich es je gekannt,
So manches Wort daran gewandt,
Da nun ihm Reiz und Sprache fehlt.
Drin wohnt' ein Wunder, das entwich ins leere Blau:
Das Bildniß ſchwieg mir fürderhin.
Sein lilienroſig Antlitz ward ſo kerkergrau,
Verloren ging ihm Duft und Schein.

Bild, bin ich denn gekerkert hier
In dich, so bitt ich, gieb mich frei,
Damit mein Weilen zwanglos sei:
Nicht scheiden kann ich doch von dir.

Welt, wie du lohnst, hab ich gesehn,
Was du mir gabst, das nimmst du mir:
Wir scheiden Alle bloß von dir;
Schäm dich, soll es mir so ergehn.
Ich habe Seel und Leib (das war zu viel)
Tausendmal gewagt für dich;
Zu alt ward ich indeß, nun dien ich dir zum Spiel:
Zürn ich darum, so lachest du:
Lach du nur eine Weile noch;
Dein Jammertag wird endlich kommen,
Der nimmt dir, was du uns genommen,
Und brennt sich dann zur Strafe doch.

Wie ein thöricht Kind.
Ist sie guten Sinnes baar?
Was die Närrin wohl mag denken?
Sie ist gar zu blind.
Stellte sie ihr Rauschen ein,
Und ging als ein bescheiden Weib!
sie stößt sich noch, daß es mir schafft im Herzen Pein.

Minne nehm es mir für gut,
Während sie sich müht und ringet,
Setz ich mich hieher:
Hab ich doch so hohen Muth
Als Einer, der gewaltig springet:
Nun, was will sie mehr?
Ich dien ihr sonst, wo ichs vermag;
Sie sorge für die Sechse nur:
von mir hat sie die Woche nur den siebenten Tag.

Auf Reimar des Alten Tod.

Gewiß, Reimar, du schmerzest mich,
Gar viel härter als ich dich,
Wenn du lebtest und ich wär gestorben.
Ich will aufrichtig sein und sagen,
Dich selber wollt ich minder klagen,
Als deine edle Kunst, daß die verdorben.
Du konntest neue Lust der Erde spenden,
Wenn du dein Lied zum Guten wolltest wenden.
Mich schmerzt dein wohlberedter Mund, dein süßer Liedersang,
Daß sie zu meiner Zeit von dannen fliehen:
Was mochtest du ein Weilchen nicht verziehen?
So hätt ich deine Fahrt getheilt: mein Singen währt nicht lang:
Nun habe deine Seele Heil und deine Zunge Dank.

Abschied von der Welt.

Walther.

Frau Welt, ihr sollt dem Wirthe sagen,
Daß ich ihn längst befriedigt habe;
All meine Schuld sei abgetragen:
Daß er mich aus dem Buche schabe.
Wer ihm was soll, der mag wohl sorgen:
Eh ich ihm lange schuldig blieb, eh wollt ich bei den Juden borgen.
Er schweigt bis auf den letzten Tag,
Dann aber nimmt er sich ein Pfand,
wenn Jener nicht bezahlen mag.

Welt.

Du zürnest, Walther, ohne Noth,
Verweile länger noch bei mir;
Denk, wie ich stets dir Ehre bot,
All deinen Willen that ich dir,
Wenn du zuweilen was erbatest;
Mir wars von ganzem Herzen leid, daß du es nur so selten thatest.
Besinne dich, du lebst hier gut,
Und kehrst du ganz dich ab von mir,
du wirst nie wieder wohlgemuth.

Vergängliche Freude.

Bin ich froh, freu ich so harmlos mich,
Daß man mir Glück wohl gönnen kann.
Heimlich brütet meine Freude sich:
Was taugt ein prahlerischer Mann?
Weh den Bösewichtern, die viel edle Frauu
Schon in schlimmen Ruf gebracht!
Heil mir, daß ich dies bedacht!
Kein gutes Weib soll ihnen traun.

Guten Mannes Lob vernehm ich gern,
Auch soll mein Mund es weiter sagen:
Doch wer anders thut, der bleibe fern,
Ich wills auch wahrlich nicht vertragen:
Prahlern und der Lügenholde ganzer Schar
Soll mein Sang verboten sein:
Aerger schafft es mir und Pein
Erfreut er sie nur um ein Haar.

Mancher trauert, der doch glücklich ist:
Mich sieht man immer wohlgemuth,
Ob mein Herz gleich wahre Freude misst:
Das kommt mir eben so zu Gut:

Herzensfreude hab ich viel gekannt, doch ach!
Stets war Herzeleid dabei:
Ließen mich Gedanken frei,
So wüßt ich nichts von Ungemach.

Wenn Gedanken sich mein Herz ergiebt,
Dann Mancher kommt und spricht mir zu,
Schweig ich, red er auch, was ihm beliebt:
Was will er anders, daß ich thu?
Hätt ich dann die Augen oder Ohren da,
Könnt ich wissen, was er spricht:
Doch ich habe beide nicht,
Drum weiß ich weder Nein noch Ja.

Nimmer ging auch nur ein halber Tag
In ungetrübter Lust mir hin:
Wenn ich jemals ganzer Freude pflag,
So flieht sie jetzo meinen Sinn.
Alle Freuden dieser Erde, sie vergehn
Wie der lichten Blumen Schein:
Darum soll das Herze mein
Nicht mehr nach falschen Freuden stehn.

Walther.

Frau Welt, zu lang hab ich gesogen,
Entwöhne mich, es ist nun Zeit:
Mich hat dein Zauberblick betrogen,
Er war so voller Süßigkeit.
So lang ich dir ins Antlitz schaute,
Erschienst du mir so wunderhold, daß ich dir herzlich gern vertraute;
Doch scheußlich warst du ganz und gar,
Als ich dein Hintertheil ersah,
ich muß dich schelten immerdar.

Welt.

Nun wenn ich dich nicht halten mag,
So thu mir dies zu Liebe noch:
Gedenk an manchen lichten Tag
Und schau nach mir mitunter doch,
Wird dir die Weile lang, zurücke.

Walther.

Das wollt ich herzlich gerne thun, allein ich fürchte deine Tücke,
Vor der sich Niemand ja bewahrt;
Nun gönne Gott dir gute Nacht:
nach meiner Herberg geht die Fahrt.

Der Greis am Stabe.

Ihr werthen Männer, reinen Frauen,
Es steht nun so, daß man mich soll
Ehr und geneigten Grußes Zoll
Noch völliglicher lassen schaun.
Ihr habt nun größern Grund dazu, als je vorher.
Fragt ihr warum, so horchet mir:
Schon vierzig Jahr hab ich gesungen oder mehr
Von Minne und von Minnelohn.
Da hofft ich mit den Andern Heil:
Nun wird mir's nicht, nur euch allein;
Mein Sang soll euch behülflich sein,
Und euer Dank nur sei mein Theil.

Laßt mich an einem Stabe gehn,
So werb ich noch um Würdigkeit
Mit unverzagter Freudigkeit,
Wie schon vom Knaben ist geschehn.
So werd ich, zwar gering, der Werthen Einer sein
Und nicht gemeiner Ehre froh;

Sehr kränkt die Böſen das. Ob dies mir ſchade? Nein,
Mich ehrt der Biedre deſto mehr.
Der Werthen Würde iſt ſo werth,
Das höchſte Lob ſoll man ihr geben:
Es giebt kein lobenswerther Leben,
Als das ſich bis zuletzt bewährt.

Das täuſchende Bild.

O fänd ich frohe Himmelfahrt!
Ich habe Manchem mit Geſang
Das Herz erfreut mein Leben lang;
Hätt ich dabei mich ſelbſt bewahrt!
Preiſ ich des Leibes Minne, iſt's der Seele leid:
Sie ſagt, erlogen, Wahnſinn ſei's.
Die wahre Minne lebe fort in Ewigkeit,
Beglücke ſtets, und täuſche nie:
Leib, flieh ein Glück ſo trügeriſch,
Nur ſtete Minne halte werth;
Mich dünkt, die du bis jetzt begehrt,
Sei nicht bis auf die Gräte Fiſch.

Ich hatt ein ſchönes Bild erwählt:
O weh, daß ich es je gekannt,
So manches Wort daran gewandt,
Da nun ihm Reiz und Sprache fehlt.
Drin wohnt' ein Wunder, das entwich ins leere Blau:
Das Bildniß ſchwieg mir fürderhin.
Sein lilienroſig Antlitz ward ſo kerkergrau,
Verloren ging ihm Duft und Schein.

Bild, bin ich denn gekerkert hier
In dich, so bitt ich, gieb mich frei,
Damit mein Weilen zwanglos sei:
Nicht scheiden kann ich doch von dir.

Welt, wie du lohnst, hab ich gesehn,
Was du mir gabst, das nimmst du mir:
Wir scheiden Alle bloß von dir;
Schäm dich, soll es mir so ergehn.
Ich habe Seel und Leib (das war zu viel)
Tausendmal gewagt für dich;
Zu alt ward ich indeß, nun dien ich dir zum Spiel?
Zürn ich darum, so lachest du:
Lach du nur eine Weile noch;
Dein Jammertag wird endlich kommen,
Der nimmt dir, was du uns genommen,
Und brennt sich dann zur Strafe doch.

Klage.

O weh, wir müßges Volk, wie wir uns niederließen
Zwischen zweien Freuden, her zu Jammer, Noth und Gram!
Zu keiner Arbeit mochten wir uns mehr entschließen,
Als der kurze Sommer uns in seine Dienste nahm;
Er zeigt uns Laub und Blüthen wonnesam;
Uns betrog der kurze Vogelsang:
Wohl ihm, der stets nach steten Freuden rang!

O weh der Weise, die wir mit der Grille sangen,
Als wir uns rüsten sollten vor des kalten Winters Zeit!
Wie thöricht, daß wir nicht mit der Ameise rangen,
Die nun von ihrem Fleiße zehrt in stolzer Sicherheit;
So war es stets mit allem Erdenstreit:
Thoren schalten immer weisen Rath;
Man sieht wohl dort, wer hier gelogen hat.

Späte Reue.

Ein Meister las
Von Traum und Spiegelglas,
Daß sie dem Winde
Gleichen und zergehen bald.
Doch Laub und Gras,
Dran oft mein Blick genas,
Wie sichs befinde,
Mich dünkt, ihr habt nicht festern Halt;
So ihr Blumen mannigfalt,
Die Haide roth, der grüne Wald;
Der Vögel Sang geht traurig aus zuletzt,
Dazu die Linde,
Süß und linde:
So weh dir, Welt, wie steht dein Kränzlein jetzt!

Dem Thorenmuth
Nach weltlich eitelm Gut,
Ist nicht zu trauen,
Der so böses Ende leiht.
Wär ich in Hut
Vor ihm, so thät ich gut:

Er will verbauen
Mir das Thor der Seligkeit.
Mein armes Leben bangt vor Leid:
Zur Buße wär es höchste Zeit.
Nun fürcht ich sieches Mann den grimmen Tod,
Daß er mit Grauen
Sich lasse schauen:
Vor Furcht erbleichen mir die Wangen roth.

Wie soll ein Mann,
Der nichts als sündgen kann,
Das Haupt erheben,
Und gewinnen hohen Muth?
Seit ich gewann
Den Sinn, daß ich begann
Bewußt zu leben,
Unterscheidend Bös und Gut,
Da griff ich, wie der Thor es thut,
Zur Linken mitten in die Glut,
Und mehrte nur des Teufels Freudenschall.
Drum muß ich beben,
In Sorgen schweben:
Nun hilf mir, Jesus, lindre meinen Fall.

O der du bist
Ob Allem, was da ist
Im Weltvereine,

Der durch dich Bestand gewinnt,
Verleih mir, Christ,
Daß ich in kurzer Frist
Dich lieb' und meine,
Wie dein auserwähltes Kind.
Ich war mit sehnden Augen blind,
Thörichter als ein Thor gesinnt,
Barg sich der Welt auch meiner Sünden Zahl.
Mach eh mich reine,
Eh mein Gebeine
Sich senken muß in das verlorne Thal.

Zweites Buch.

Gottesdienst.

An die Jungfrau.

Maria, Magd, du hochgelobte Frau, du süße,
Hilf mir zu deines Kindes Ruhm, daß meine Sünd ich büße.
Hochschwellend Meer der Gnade, Tugend, aller Güte,
Der süße Gottesgeist aus deinem edeln Herzen blühte.
Dein Schöpfer, Vater, Kind ist zu dir eingegangen:
Heil uns Allen, daß du ihn empfangen!
Den Höhe, Breite, Tiefe, Länge umfange nimmermehr,
Dein kleiner Leib, mit süßer Keuschheit barg ihn der;
Vor allen Wundern ist dies Wunder hehr:
Der Engel Königin, du trugst ihn ohne Schmerz und Bangen.

Der Engel Gabriel.

Am Freitag wurden wir vom Höllenzwang befreiet,
Durch den, der sich dreifaltiglich aus Einem hat gedreiet.
Der Engel Gabriel der Magd die Botschaft kündet,
Die mit großen Freuden Erd und Himmel hat entzündet.
Er sprach zu ihr Ave, das minnigliche Grüßen:
Durch ihr Ohr empfing sie ihn, den süßen,
Der ewig ohne Ende bleibt und nam ohn Anbegin.
Daß sei dir Preis und Lob gesagt.....
.....Maria, Königin:
Du gabst Ihn uns zum Trost, der alles Leid der Welt
will büßen.

Das jüngste Gericht.

Wir sagen, die der Weisheit voll,
Daß ein Gericht ergehen soll,
Wie noch keines ward so ernst und strenge:
Da spricht der Richter gleich zur Hand:
„Zahl ohne Bürgschaft, ohne Pfand.“
Da findet man sich rathlos in der Enge.
Will man uns dort nicht ferner bergen,
So hilf mir, Frau, es hier besorgen,
Bei der höchsten Freude dein,
Die deinem Ohr der heilge Engel brachte,
Als er dir Daß Empfängniß kündete,
Durch Den sich deine Freud ergründete,
Der ewig unser Heil soll sein:
Der dir dies Glück von jeher zugedachte,
Deß Trost sei bei dem Ende mein.

Morgengebet.

Mit Segen laß mich heut erstehn,
Herr Gott, in deinem Schutze gehn
Und reiten, wohinaus mein Weg sich kehre;
Herr Christ, an mir gieb an den Tag,
Was deiner Güte Kraft vermag
Und steh mir bei zu deiner Mutter Ehre.
Wie ihr der Engel half, der gute,
Und dir, der in der Krippe ruhte,
Jung als Mensch, als Gott so alt,
Demüthig vor dem Esel und dem Rinde;
Und doch mit himmlisch treuem Sorgen
Hielt dich Gabriel geborgen
Vor Gefahren mannigfalt:
So schütz auch mich, daß mein nicht falsch mich fahe,
Noch gegen deine Liebe kalt.

Die Kreuzigung.

I.

Sünder, du sollst der großen Noth bei dir gedenken,
Die Gott um uns erlitt, und sollst dein Herz in Reue senken.
Mit scharfen Dornen ward sein süßer Leib versehret:
Noch mannigfalt ward seine Marter an dem Kreuz gemehret:
Man schlug drei Nägel ihm durch Füße und durch Hände.
Marias Schmerz war ohne Maaß und Ende,
Als sie des Kindes Blut zu beiden Seiten fließen sah.
Von dem Kreuze Jesus trauernd sprach er da:
Dein Ungemach, o Mutter, das ist ja
Mein zweiter Tod: Johann, du sollst der Lieben Tröstung spenden.

II.

Der Blinde sprach zu seinem Knechte: Du sollst kehren
Den Speer zu seinem Herzen und der langen Marter wehren.
Da wandte man die Waffe gen den Herrn der Erde;
Maria vor dem Kreuze stand mit schmerzlicher Geberde:
Da verlor sie Farb und Kraft in bitterlichen Nöthen,
Als sie so jämmerlich ihr Kind sah tödten
Und Longin den Speer ihm in die reine Seite stach.
Ohnmächtig sank sie hin und hörte nicht, noch sprach;
In diesem Jammer Christi Herz zerbrach:
Das Kreuz begann sich da mit seinem süßen Blut zu röthen.

Leich.

Gott, dein dreieinig Wesen,
Das du dir selbst erlesen
Und immer ist gewesen,
Das preisen wir dreifaltig,
Doch ewig eingehaltig.
Dich Gott, den hohen, hehren,
Du selbst dir höchste Ehren,
Kann nicht der Tod versehren;
O send uns deine Lehren:
Verlocken und verkehren
Will uns das Herz zur Sünde,
Der Fürst der Höllenschlünde.

Sein Rath und fleischlich böse Sier
Entfremdeten, o Herr, uns dir:
Da dir die Zwei zu trotzig sind
Und ihre Macht vor dir zerrinnt,
So thus zu deines Namens Ruhm,
Daß wir mit dir zum Siegerthum
Gelangen und uns deine Hand
Verleihe Kraft zum Widerstand,

Auf daß du seist geehret,
Dir Lob und Preis gemehret,
Er aber sei entehret,
Der uns nur Sünde lehret,

Uns in das Netz der Sinne jagt:
Er steht vor deiner Kraft verzagt;
Deß sei dir ewig Lob gesagt
Und auch der reinen, süßen Magd,
Durch die das Licht uns hat getagt:
Der Sohn, der ihr zum Kind behagt.

Magd und Mutter, schaue der Christenschaaren Noth,
Du blühnder Stab Aronis, erglimmend Morgenroth,
Ezechielens Pforte, die nie wird aufgethan,
Durch die der hehre König ging aus und ein die Bahn:
So wie die Sonne scheinet durch Scheiben dicht und klar,
Also empfing die Reine Christ, die Magd und Mutter war.

Es brannt ein Zaun,
Und war doch, traun!
Kein Laub, kein Reis versengt daran:
Voll und ganz
Verblieb sein Glanz,
Nichts hatt' ihm Feuers Glut gethan.
Das war die reine

Magd alleine,
Die mit magdlichem Empfahn

Kindes Mutter worden iſt
Ohn ein Mannes Hülf und Liſt,
Was nimmer Menſchenſinn ermißt,
Den reinen Chriſt
Gebar, der uns bedachte.
Nun Heil ihr, daß ſie Den gebar,
Der unſers Todes Tödter war!
Sein reines Blut vertilgte gar
Der Sünden Schar,
Die Evens Schuld uns brachte.

Auf hohem Throne
Von Salomone
Biſt du, Frau, als waltende Gebieterin erhaben:
Balſamite,
Margarite,
Von allen Mägden biſt du, Magd, die Magd mit Königsgaben.
Gottes Amme,
Du gabſt dem Lamme
Den Leib zum Schreine,
Drin das reine
Lieblich lag begraben.

Dem Lamm fürwahr
Vergleicht sich gar
Der Mägdlein Schar:
Die nimmt sein wahr
Und kehrt, wohin es kehret.
Das Lamm, es ist
Der wahre Christ,
Durch den du bist
Auf ewge Frist
Gehöhet und gehehret.
Nun bitt ihn, daß er uns verleiht
Um deinetwillen Kraft zum Streit:
Du send uns Trost, o Himmelsmaid,
So wird dein Preis gemehret.

O Magd, der Reinheit Krone,
Dem Fließ von Gideone
Gleichst du zweifelsohne,
Das Gott selbst begoß mit seinem Thaue.
Da drang das Wort der Worte
Durch deiner Ohren Pforte,
Das süß von Ort zu Orte
Dich hat durchsüßet, süße Himmelsfraue.

Was aus der Worte Wort entstand,
Ist frei von kindschen Sinnes Tand,

Es wuchs zum Wort und ward ein Mann;
Schaut Alle dieſes Wunder an:
Der ewge Gott von Urbeginn,
Der ward ein Menſch mit Menſchenſinn:
Hier überwundert ſeine Macht
Die Wunder, die er je vollbracht!
Deſſelben Wunderthäters Schrein
War ein reines Mägdelein
Wohl vierzig Wochen oder mehr,
Ohn alle Sünden und Beſchwer.

Nun bittet im Vereine
Die Mutter mit dem Kind,
Den Guten und die Reine,
Daß ſie uns gnädig ſind.
Man kann ohn ihre Bitte
Nicht hier noch dort gedeihn,
Und wer uns das beſtritte,
Der müßte thöricht ſein.

Wie ſchlecht beſteht der Thor einmal,
Der nicht um ſeiner Sünden Zahl
Im Herzen fühlt der Reue Qual!
Nie tilgt der Herr der Sünde Mahl,
Die nicht gereut zu aller Stund
Hinab bis auf des Herzens Grund:

Dem Weisen ist die Lehre kund,
Daß keine Seele wird gesund,
Die von der Sünde Schwert ist wund,
Schließt sie mit Reue nicht den Bund.

Nun fehlt uns wahre Reue;
Daß Gott sie uns aufs Neue
In unsre Herzen streue!
Sein Geist, der vielgetreue,

Der kann wohl harten Herzen geben
Wahre Reu und reines Leben;
Dem sollte Niemand widerstreben:
Wo er die Reue gerne weiß,
Macht er die Reue glühend heiß:
Ein wildes Herz er also zähmt,
Daß es sich aller Sünde schämt.

Uns sei vom Vater, sei vom Sohn der rechte Geist geschickt,
Daß er mit seiner süßen Flut ein dürres Herz erquickt;
Wir sehen der Unchristlichkeit die Christenheit so voll:
Wo Christenthum im Siechhaus liegt, stehts nimmer wie es soll.

Seht, wie es schmachtet,
Nach Lehre trachtet,

Wie ihm von Rom einſt noch erhalte:
Wer die ihm ſchänkte,
Es wieder tränkte
Wie einſt, es würde bald geheilt.

All ſeine Marter, ſeine Pein
Entſprang aus Simonie allein;
Auch iſt ſein Anhang viel zu klein,
Die deß zu zeihn,
Die es in Schaden brachten:
Chriſtenthum und Chriſtenheit,
Wer dieſe ſchnitt zu einem Kleid
In gleichem Maaße lang und breit,
Wie Luſt und Leid,
Der will auch daß wir trachten,

Wie wir in Chriſto chriſtlich leben:
Da Er zuſammen uns gegeben,
So ſollte nichts uns ſcheiden,
Denn wer ſich einen Chriſten heißt
Und das nicht mit der That erweiſt,
Der gleicht wohl halb den Heiden.
Das iſt unſre größte Noth:
Das Wort iſt ohne Werke todt;
Nun hilf uns, Gott, zu beiden,

Und sei uns mild
Ein Hort und Schild,
Die sein Gebild
Wir heißen im Vereine:
Besänftge, Herrin, seinen Zorn,
Du auserwählter Gnadenborn,
Du lichte Rose sonder Dorn,
Du sonnenfarbne Reine.

Dich lobt der hohen Engel Kreis;
Doch nie gelang es allem Fleiß
Zu enden deines Namens Preis,

So oft er ward gesungen,
Und wie er sich erschwungen
Von Stimmen oder Zungen,
Im Himmel und hienieden;
Nun gieb uns, Heilge, Frieden:

Wir bitten dich für unsre Schuld
Um deine Gnade, deine Huld:

Kommt Fürbitt uns geronnen
Aus der Erbarmung Bronnen,
So haben wir mit Wonnen
Erleichterung gewonnen

Der Schuld, womit wir schwer beladen,
Die hilf uns, Herrin, wegzubaden,

Im Quell der ewgen Reue
um unsrer Sünden Last,
Die außer Gott nur du allein uns zu vergeben hast.

Geständnis.

Du hochgelobter Gott, wie selten ich dich preise!
Da ich dir verdanke Beides Wort und Weise,
Wie nur mag ichs so zu freveln unter deinem Reise?
Ich handle sündig noch, mir fehlt die wahre Minne
Zu meinem Nebenchristen, ewger Vater, und zu dir;
Nie ward ich einem Andern noch so hold als mir:
Gott Sohn und Vater, euer Geist erleuchte meine Sinne;
Wie mach ichs Den zu minnen, der mir Böses thut?
Ich habe Den viel lieber, der auch mir ist gut:
Vergieb mir sonst all meine Schuld: noch steht mir so der Muth.

Göttliches Geheimnis.

Mächtiger Gott, du bist so lang und bist so breit!
Bedächten wir es, daß wir Mühe nicht und Zeit
Verlören! Ungemessen hast du Macht und Ewigkeit.
Ich weiß an mir wohl, daß auch Andre viel darnach gerungen,
Doch immer blieb es unsern Sinnen Unerforschlichkeit:
Du bist zu groß, du bist zu klein, drum ists mißlungen!
Thor, der Nacht und Tag durchspäht die Dämmerungen!
Will er wissen, was nie ward gepredigt noch gesungen?

Der Weg zum Himmel.

Die Weisen rathen, die zum Himmelreich begehren,
Daß sie den Weg bedenken und sich so bewehren,
Daß nicht ein Räuber, der da haust, sie zwinge heimzukehren.
Ein Aechter heißet Mord, der läßt uns nicht zum Ziele:
Ein Schwergebannter führt heran, der ist geheißen Brand,
Ein Dritter Wucher, der hat Manchem schon verrannt
Die Himmelsbahn: doch sind der Wegelagerer noch Viele:
Da halten noch, die Straße sperrend, Haß und Neid,
Und nach Gut die unverschämte Gierigkeit;
Noch Mancher, deß ichs nicht gedacht, bricht Frieden und Geleit.

Abfindung.

Wie reich die Welt an Wundern ist!
Ist Einer, der die Gaben mißt,
Womit der Herr und Schöpfer uns begnadet?
Dem Einen giebt er weisen Sinn,
Dem Andern Gut und den Gewinn,
Daß er sich selbst mit seinem Reichthum schadet.
Armen Mann mit weisen Sinnen
Soll man vor dem Reichen minnen,
Der mit Schande sich beschwert.
Nur Gottes Huld und Ehre zu erlangen,
Das ists, wonach der Weise ringet:
Wer sich dem Gute so verdingen,
Daß er diese Zwei entbehrt,
Der hat sein Theil für hier und dort empfangen,
Da hier ihm Reichthum war gewährt.

Habsucht.

Wer wissentlich um irdisch Gut
Verruchte Sünd und Schande thut,
Wie soll man Den wohl einen Weisen nennen?
Wer das vernimmt von einem Mann,
Daß er den Reichthum so gewann,
Für einen Thoren soll er Den erkennen.
An Nichts ist Weisen mehr gelegen
Als an Ehr und Gottes Segen:
Das Leben selbst und Weib und Kind
Verläßt er, eh er diese Zwei verlöre.
Der Thor, ich halt ihn nicht für weise,
Noch Einen, der ihn glücklich preise:
Mich dünkt, daß Beide Thoren sind.
Der Gauch, der für die Zwei ein Drittes köre!
Der wär an rechter Einsicht blind.

Arm und Reich.

Du junger Mann, wer du auch bist,
Ich lehre dich, was heilsam ist:
Du mußt zu ängstlich nicht nach Gute ringen;
Laß dirs auch nicht verächtlich sein:
Und folgst du nur der Lehre mein,
So sei gewiß, es wird dir Frommen bringen.
Ich will dir beides gleich bewähren:
Verachtest du's und mußt entbehren,
So ist deine Freude todt,
Und willst du allzusehr den Reichthum minnen,
So verlierst du Seel und Ehre.
Darum folge meiner Lehre,
Leg auf die Wag ein rechtes Loth,
Und wäg es ab mit deinen schärfsten Sinnen,
Wie Maaß uns jederzeit gebot.

Allvater.

Wer deine zehn Gebote spricht
So furchtlos und sie dennoch bricht,
Mein Herr und Gott, dem fehlt noch wahre Minne:
So Mancher wohl dich Vater nennt:
Wer mich als Bruder nicht erkennt,
Der spricht das starke Wort mit schwachem Sinne.
Wir wachsen All' aus gleichem Samen,
Die Speise schwindet, die wir nahmen,
Wenn sie Nahrung uns gewährt.
Wer kann den Knecht vom Herrn noch unterscheiden,
(Kannt er auch beide wohl im Leben,)
Wird ihm ihr bloß Gebein gegeben,
Nachdem Gewürm das Fleisch verzehrt?
Dem dienen Christen, Juden so wie Heiden,
Der alle lebenden Wunder nährt.

Salomons Lehre.

Die Kinder hat man nun erzogen,
Daß Sohn und Vater sind betrogen:
So that man wider Salomonis Lehre.
Der sagt, daß wer den Besen spart,
Einst der Versäumniß Lohn gewahrt:
Den Ungestraften mangelt Zucht und Ehre.
Wie schön vor Zeiten war die Erde!
Nun ist sie widrig von Geberde:
So war es nie zuvor im Land:
Die Jugend will der Greisen Haupt verhöhnen.
Ja spottet, spottet nur der Alten!
Ein Gleiches ist euch aufbehalten,
Wenn erst eure Jugend schwand:
Dann erndtet ihr den Lohn an euern Söhnen:
Das ist mir, mir ist mehr bekannt.

Erziehung.

Nimmer wirds gelingen,
Zucht mit Ruthen zwingen:
Wer zu Ehren kommen mag,
Dem gilt Wort so viel als Schlag.
Dem gilt Wort so viel als Schlag,
Wer zu Ehren kommen mag:
Zucht mit Ruthen zwingen,
Nimmer wirds gelingen.

Hütet eurer Zungen:
Das geziemt den Jungen;
Schiebt den Riegel vor die Thür,
Laßt kein böses Wort herfür.
Laßt kein böses Wort herfür,
Schiebt den Riegel vor die Thür;
Das geziemt den Jungen:
Hütet eurer Zungen.

Hütet eurer Augen:
Die zu Mustern taugen,
Solche Sitten laßt sie sehn,
Alle bösen übergehn.

Alle bösen übergehn
Laßt sie, solche Sitten sehn,
Die zu Mustern taugen:
Hütet eurer Augen.

Hütet wohl der Ohren,
Oder ihr seid Thoren:
Böse Reden nehmt nicht auf,
Schande käm euch in den Kauf:
Schande käm euch in den Kauf,
Böse Reden nehmt nicht auf,
Oder ihr seid Thoren:
Hütet wohl der Ohren.

Hütet wohl der dreien,
Leider allzufreien.
Zungen, Augen, Ohren sind
Zuchtlos oft, für Ehre blind.
Zuchtlos oft, für Ehre blind
Zungen, Augen, Ohren sind:
Leider allzufreien
Hütet wohl der dreien.

Maals im Trinken.

I.

Ich trinke gerne, wo man mir mit Maaße ſchenket
Und des Uebermaaßes Niemand nur gedenket,
Weil das den Mann an Leib und Gut und an den Ehren kränket.
Es ſchadet auch der Seele, hör ich Weiſe ſagen:
Das möge ſeinem Gaſte gern erlaſſen jeder Wirth:
Läßt er ſich geben, bis ſein rechtes Maaß ihm wird,
So mag er Glück und Seligkeit und Ehre dran erjagen.
Es ward das Maaß den Leuten darum aufgelegt,
Daß man es grade meſſ' und trage: das erwägt,
Und hab er Dank, der's grade mißt und der es grade trägt.

II.

Er hat nicht wohl getrunken, der sich übertrinket;
Wie ziemt das einem biedern Mann, daß ihm die Zunge hinket
Von Wein? Wer also trinket, Sünd und Schande zu sich winket.
Ihm ziemte besser, dürft er sich den eignen Füßen
Anvertraun und bei den Leuten ohne Hülfe stehn.
Wie sanft man ihn auch trägt, er würde lieber gehn.
So trinke Jedermann genug, um seinen Durst zu büßen,
Das mag er ohne Schande thun und ohne Spott;
Wer aber trinket, daß er sich und seinen Gott
Nicht mehr erkennt, der bricht sein heiliges Gebot.

Maals und Uebermaals.

Wer schlägt den Leun? Wer schlägt den Riesen?
Wer überwindet den und diesen?
Das thut Jener, der sich selbst bezwinget
Und seine Glieder all geborgen bringet
Aus dem Sturm in steter Tugend Port.
Erborgte Zucht und Scham vor Gästen
Hält uns wohl einen Tag zum besten;
Doch falscher Schimmer währt nicht fort.

Nimm, Uebermaaß, dich beider an:
Männliches Weib, weibischer Mann,
Pfaffliche Ritter, ritterliche Pfaffen,
Du magst damit nach deinem Willen schaffen:
Ich will sie ganz in deine Hände geben:
Dir seien alte Jungherrn eigen,
Ich will dir junge Altherrn zeigen,
Daß sie dir helfen thöricht leben.

Es strebt' im übermüthgen Wahn
Zur Sieben einst die Sechs hinan,
So rang sie heftig nach dem Uebermaaße;
Doch wer dem Maaß erweitern will die Straße,
Dem wird oft der Pfad noch mehr verengt.
Hochfährt'ge Sechs, nun sei gedreiet:
Dir war zur Sechs ein Feld gefreiet,
Nun wirst du gar zur Drei versprengt.

Wer überreich ward ohne Sinn,
Wenn der zu sehr auf den Gewinn
Sich steift, so wird sein Hochmuth unerträglich.
Zu reich, zu arm, die zwei ersticken täglich
Bei manchen Leuten ehrenhaften Muth:
Wo eitel Reichthum Zucht verschlinget
Und eitel Armuth Sinn bezwinget,
Da dünkt mich keins von Beiden gut.

Freundschaft.

Wer hochgesippt, an Freunden arm,
Der bettet sich nicht allzuwarm,
Mehr Frommen bringet Freundschaft ohne Sippe:
Sei Einer auch entstammt von Königsrippe,
Was hilft es, wenn er keinem Freund gefiel?
Verwandschaft läßt sich leicht erwerben,
Um Freunde muß man lange werben:
Verwandter hilft, Freund besser viel.

Wer sich zum Freund gewinnen läßt
Und ist dabei so tugendfest,
Daß man ihn ohne Wanken mag behalten,
Mit solchem Freund soll man getreulich schalten.
Des Freundes Treue, den ich wohl erkor,
Befand ich rund mit solcher Glätte,
Wie gern ich ihn behalten hätte,
Daß ich ihn dennoch bald verlor.

Wer mir so glatt wie Eis gebahrt,
Und mich aufhebt in Balles Art,

Wenn ich dem in seiner Hand mich runde,
Das tadelt man als Untreu nicht mit Grunde,
Da ich dem getreuen Freunde bin
Einlöthig und gar wohl gevieret;
Doch wer mit Unbestand sich zieret,
Bald so bald so, dem roll' ich hin.

Gewiſſe Freunde.

I.

Wer dem getreuen Freund aus Stolz den Rücken kehret,
Den Seinen zur Beſchämung einen Fremden ehret,
Dem würde billig gleicher Lohn von Höhern einſt gewähret,
Daß troſtlos ihn der liebgehalste Freund entſendet,
Wenn er ſein Bürge werden ſoll mit Leben und mit Gut.
Wohl oft geſchiehts, die ſo von wandelbarem Muth,
Daß Noth ſie wieder zu den angebornen Freunden wendet:
Das ſoll nach Gottes Fügung öfter noch geſchehn;
Wohl muß man auch dem Sprichwort Wahrheit zugeſtehn:
Gewiſſen Freund, verſuchtes Schwert wird man in Nöthen ſehn.

II.

Ich will nicht mehr den Augen folgen, noch den Sinnen:
Die riethen mir zu Zweien, die ich sollte minnen,
Die waren ohne Fehl gebildet, außen so wie innen:
Ein wenig war hineingelegt: unechtes Eisen.
Als sie nun schneiden sollten, krümmten sich die Schärfen ein:
Und wäre nichts daran vermieden, das allein,
Sie würden so untadelhaft sich allerwärts erweisen,
Daß ihnen wohl vertrauen dürfte Jedermann:
O weh, daß ich des Truges Kunde je gewann!
Des Schadens schäm ich mich, die Schande geht sie selber an.

Erläuterungen.

Einleitung.

Das Geburtsjahr unſeres Dichters iſt uns zwar unbekannt, wenn man aber davon ausgeht, daß er S. 114 ſich rühmt, ſchon vierzig Jahre oder mehr geſungen zu haben, und daß uns ſeine Spur um 1128 entſchwindet, ſo hat er wohl ſchon in den letzten achtziger Jahren des zwölften Jahrhunderts gedichtet. Setzt man nun ſeine Geburt zwanzig Jahre früher, etwa zwiſchen 1165 und 1170, ſo fiel ſeine Jugend mit der des höfiſchen Geſanges zuſammen.

Bis gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts ließ ſich alle deutſche Poeſie auf zweierlei Gattungen zurückführen: Volksgeſang und gelehrte Dichtung. Jener iſt überall das Erſte, er geht unmittelbar aus Glauben, Leben und Schickſalen der Nation hervor, die unbewußt an ihm fortbildet, und jeden neuen Gegenſtand, jede jüngere Ueberlieferung mit ihrer alten heiligen Götter- und Heldenſage in Verbindung bringt. Man ſollte meinen, die Einführung des Chriſtenthums hätte der weitern Entwickelung der urſprünglich auf heidniſchen Grundlagen ruhenden nationalen Sage und Dichtung Schranken ſetzen

müssen. Aber schon in den ersten Jahrhunderten nach der Völkerwanderung begann sich in Deutschland eine neue Heldenmythe zu bilden, aus der zwar die heidnischen Gottheiten wenigstens scheinbar verschwunden waren, in der sich aber neben vorherrschenden jüngern Einflüssen noch viele ältere Erinnerungen erhalten hatten. Die von W. Grimm zusammengestellten Zeugnisse über die deutsche Heldensage beweisen die ununterbrochene Thätigkeit der Volkspoesie, beide Elemente zu einem neuen ganzen zu verbinden. Die kaum übersehbare Ausdehnung dieser Heldendichtung, die so viele kleinere auf historischen oder mythischen Ueberlieferungen der einzelnen Völkerstämme ruhende Kreise umfaßte, war nicht allein das Hinderniß ihrer Ausbildung zu einem einzigen Epos, das als die höchste Blüthe des gesammten Volkslebens jenen ganzen Reichthum in sich vereinigt hätte. Sollte eine Nationalpoesie diese oberste Stufe möglicher Vollendung erreichen, so müßte das eigenthümliche Leben des Volks von fremden störenden Einflüssen unberührt, und alle Stände der Nation ununterbrochen der Ausbildung des nationalen Heldenliedes zugewandt bleiben. In Deutschland hatte die Einführung des Christenthums zwar die Entwickelung des epischen Volksgesangs nicht dauernd gehemmt, aber doch die Nation in zwei Stände geschieden, Laien und Pfaffen, und nur die geistigen Kräfte des erstern kamen seitdem dem Heldengesang zu Gute. Ein eigener Stand der Sänger und Spielleute ist wohl von jeher vorhanden gewesen; sein Einfluß auf die Gestaltung des heimischen Sagenkreises war ohne Zweifel bedeutend, doch gewiß nicht nachtheilig. Sie bildeten keine abgeschlossene Klasse, die Heldenlieder blieben Gemeingut, obgleich die wandernden Sänger ein Gewerbe daraus machten, sie vor Hohen und Niedrigen zu singen, und mit der Geige zu begleiten. Allein diese Kunst war ihnen nicht allein vertraut, Vornehme und Geringe trieben sie zu eigener

Lust, und nur diese allgemeine Freude an Gesang und Musik erklärt die gastfreie Aufnahme, welche die Spielleute allerwärts zu finden gewiß waren. Sie zogen von Hof zu Hof, von Burg zu Burg, wohnten allen Festen und Hofgelagen bei und trugen für die Ergötzung, die sie den versammelten Gästen gewährten, reichliche Geschenke davon.

Aber auch in dem Stande der Geistlichen trieb die Poesie neue Blüthen hervor. Hier entwickelte sich zuerst jene zweite Gattung, welche oben als gelehrte Dichtung bezeichnet wurde. Die Gedichte des neunten Jahrhunderts, worin dieser geistliche Einfluß wahrgenommen wird, wie das Lied von der Samariterin, das Ludwigslied sind noch lyrisch und fast volksthümlich; auch das hier wie im Ottfried und noch späterhin strophisch behandelte Maaß der kurzen Reimpaare von vier Hebungen, deren zwei auf weibliche Reime gerechnet werden, muß in dieser Gestalt sangbar und einst volksthümlich gewesen sein, wie es sich denn noch jetzt häufig in deutschen Sprichwörtern findet. Die geistliche Poesie neigte sich aber ihrer Natur nach immer mehr zur Betrachtung und Erzählung, und so geschah es, daß die spätern Gedichte dieser Gattung nicht mehr zum Singen, sondern zum Sagen oder Vorlesen bestimmt wurden. Das Maaß der kurzen Reimpaare büßte seinen lyrischen Charakter allmählig ganz ein, obwohl sich ein Nachklang der frühern strophischen Behandlung noch länger erhielt. Das Geistliche und Gelehrte zeigte sich ferner in der Vorliebe zu weltgeschichtlichen, religiösen oder antiken Stoffen Eine höchst volksthümliche Auffassungs- und Ausdrucksweise ist aber den Geistlichen und Mönchen, von welchen jene Gattung ausging, immer geblieben, und eben dies verleiht den erzählenden Gedichten des zwölften Jahrhunderts einen eigenthümlichen Reiz.

Unterdessen hatten die Kreuzzüge auch in Deutschland, wie schon früher in der Provence und Frankreich, eine große

Aufregung der Geister hervorgebracht, die belebend auf die Poesie wirken mußte. Die Völker des Abendlandes waren nicht nur untereinander, sondern auch mit dem Morgenlande und dem byzantinischen Reich in nähere Berührung gekommen, und der Phantasie ein unermeßlicher Spielraum eröffnet worden. An den Höfen erblühte jene gesellige Bildung und feinere Sitte, welche wir die höfischen zu nennen pflegen; auch die Sprache hatte schon eine große Gefügigkeit erworben, als die Herrschaft der fränkischen und schwäbischen Kaiser die oberdeutsche Mundart zur Sprache der Höfe erhob. Durch den sächsischen Lothar und die Verwandschaft der nieder- und oberdeutschen Fürstenhäuser unter den ersten Hohenstaufen kam indeß noch spät viel sächsischer Einfluß selbst nach Süddeutschland. Es bleibt sogar noch unentschieden, in welcher Mundart die Aeneis des Heinrich von Veldeck ursprünglich gedichtet sei, den doch die mittelhochdeutschen Dichter selbst, nach J. Grimms Ausdruck, als den Gründer ihrer Meisterschaft betrachteten. Wenn Gottfried von Straßburg von ihm rühmt, er habe das erste Reis in deutscher Zunge geimpft, so heißt dies zwar nicht, er sei einer der ältesten kunstmäßigen Liederdichter oder Minnesänger, sondern einer der ersten höfischen Sänger gewesen, von welchen wir erzählende Gedichte wie Gottfrieds Tristan besitzen; indeß gehören doch auch seine Minnelieder nach denen eines Kürenberg, Dietmar von Aist, Spervogel, Friedrich von Husen, zu den ältesten, die uns erhalten sind. Ob aber dieser neue Stand der viel zu einseitig sogenannten Minnesänger mehr aus dem der Spielleute sich hervorbildete, oder von jener gelehrten Klasse erzählender Dichter ausging, wage ich nicht zu entscheiden. Bei Heinrich von Veldeck läßt die Wahl eines Stoffes wie die Aeneis wohl erwarten, daß er von der letztern Seite her eine Anregung empfangen habe; andern mochte sie mehr von jener kommen: die gemein-

schaftliche Schule aller war aber der Hof, die gesellige Bildung der höhern Stände, und der immer edler aufstrebende Rittergeist. So erblühte der höfische Kunstgesang der Volkspoesie und der gelehrten Dichtung gegenüber als eine neue dritte Gattung. Die Unterhaltung der höhern Stände durch Singen und Sagen fiel von nun an den höfischen Kunstdichtern anheim, indem der Minne- oder Meistergesang an den Höfen die Stelle des Volksgesangs einnahm, und einzelne aus der Klasse der höfischen Sänger sich auch des früher mehr dem geistlichen Stande gehörenden eigentlichen Dichtens, der Abfassung längerer nicht für den Gesang bestimmter, erzählender Werke bemächtigten, und in jenen kurzen Reimpaaren die ausländischen Fabelkreisen angehörenden Romane von Artus, dem h. Gral, Tristan u. s. w. mit mehr Kunst, Innigkeit und Tiefe behandelten als ihre wälschen Vorgänger. Die Volkssänger und Spielleute verblieben so im ausschließlichen Besitz des alten nationalen Epos, das eben darum nie zur vollen Reife gedeihen konnte, weil sich ihm die edelsten Kräfte entzogen hatten. Nur der Mittelpunkt der deutschen Heldensage gestaltete sich in den Nibelungen zu einem abgeschlossenen Ganzen.

Die Minnesänger empfingen außer der Unterweisung im Singen und Spielen des musikalischen Instruments, womit sie den Vortrag ihrer Lieder begleiteten, keinen gelehrten Unterricht. Das Leben bildete sie, selbst die Schreibkunst konnten sie entbehren und entbehrten sie meistens. Diejenigen, welche längere erzählende Gedichte verfaßten, pflegten sie einem Schreiber in die Feder zu dictiren, aus welchem Gebrauch das Wort dichten schon früher entsprungen war. Lieder bedurften der Aufzeichnung nicht, sie pflanzten sich von Munde zu Munde fort. Durch Abschriften konnte man ihre Verbreitung nicht bewirken, weil das Lied noch von der Gesangweise unzertrenn-

lich war, dieſe ſich aber noch weit ſchwerer dem Pergament übergeben ließ. Heutzutage pflegt man Lieder und Romanzen wohl vorzuleſen oder zu declamiren, damals hatten ſie keine andere Beſtimmung als geſungen zu werden. Nahmhaftere Meiſter konnten auch darauf zählen, daß ihre Lieder ſelbſt an entfernten Höfen wiederhallen würden; wollten ſie dies aber ſchneller bewirken, ſo brauchten ſie Wort und Weiſe nur einen ſangkundigen Boten oder den erſten beſten wandernden Sänger zu lehren, der an jenen Hof zog und das Lied mündlich überbrachte. Auf ähnliche Weiſe mochten ſie auch mit den Herrinnen verkehren, in deren Dienſt ſie ſich begeben hatten. Die Troubadoure hatten gewöhnlich eigens zu dieſem Behuf einen Spielmann im Solde, was ſich in Deutſchland als ausgebildete Sitte nicht nachweiſen läßt.

Mit ſo einfachen, aber der lebendigen Poeſie gemäßern Mitteln, als die unſerer ſchreibluſtigen Zeit, war der höfiſche Geſang ſchon im zwölften Jahrhundert in ſo allgemeine Achtung gekommen, daß Kaiſer und Könige es nicht verſchmähten, die edle Kunſt des Minnegeſanges auszuüben, in welcher viele Große des deutſchen Reichs wirklich einen bedeutenden Grad von Meiſterſchaft erlangten, wie man ſich auf den erſten Seiten der ſogen. Maneſſiſchen Sammlung leicht überzeugen kann. Wenn aber ſchon früh einem deutſchen Kaiſer (Heinrich VI.) Liebeslieder zugeſchrieben werden, ſo iſt doch in Deutſchland die neue Kunſt nicht wie in der Provence von den Fürſten und Großen zuerſt ausgeübt worden, obwohl ſie ſich an ihren Höfen entwickelte. Auf dieſen Urſprung deutet es auch, wenn die Mehrzahl der oben genannten älteſten Kunſtdichter dem rittermäßigen Stande angehörte, wie auch Heinrich von Morungen, Reimar der alte, und ſein überlebender Zeitgenoſſe Walther von der Vogelweide.

Kunstgesetz.

Wenn der Volksgesang seiner allgemeinen Natur gemäß nach Jahrhunderten nur ein einziges Maaß, die Langstrophe der Nibelungen, ausgebildet hatte, so geziemte der im höfischen Kunstgesang erwachten Individualität ein Reichthum von Weisen und Tönen, welcher gegen die Armuth der neuern Lyrik sonderbar absticht. Nicht nur erfand jeder Meister seinen eigenen Ton, nebst der dazu gehörigen Sangweise und musikalischen Begleitung, sondern gewöhnlich für jedes neue Lied einen neuen Ton, eine neue Weise. Lied nehme ich hier in dem heutigen Sinne, wo es ein lyrisches Gedicht bedeutet; die Minnesänger nannten aber auch jede einzelne Strophe ein Lied, oder ein Gesetz. Ton hieß was wir Maaß, Weise was wir Melodie nennen. Das dritte dazu ist das Wort, das Gedicht selbst, daß zu Ton und Weise gefunden werden mußte. Doch wird gewöhnlich dem Wort die Weise entgegengesetzt, als Maaß und Melodie umfassend. So von Walther I. 36, 10. 140, 2.

Wenn der Reichthum an Tönen der Kunstpoesie eigenthümlich ist, so verdiente sie doch diesen Namen kaum, wenn nicht ein gemeinsames in dem Wesen aller Kunst tief begründetes Gesetz die Vielheit zur Einheit erhöbe. Dies ist das Gesetz der Dreitheiligkeit, welches J. Grimm, der es uns zuerst erkennen lehrte, schön durch ein Kleeblatt symbolisirt hat. Es fordert zwei gleiche symmetrische Theile oder Stollen, die ein dritter ungleicher, der hier Abgesang heißt, hervorhebt und zusammenfaßt. Dem Abgesang pflegt man auch den Aufgesang entgegen zu setzen, der dann beide Stollen begreift. Es versteht sich von selbst, daß der Abgesang, wenn auch den Stollen ungleich, doch in einem gewissen Verhältniß zu ihnen stehen muß. Der Name Stolle ist nach einer dem Mittelalter

eigenthümlichen Vergleichung rhythmischer Gebäude mit wirklichen, von der Architektur hergenommen, zunächst von zwei gleichen Pfeilern, die ein übergelegter Balken verbindet: die lyrische Strophe ruht gleichsam auf zwei Füßen. In der That gilt jenes Gesetz in den räumlichen Künsten nicht minder, als es der Dichtkunst und Musik von jeher gemein war. Nur steht in jenen, wo das Auge das Ganze auf einmal übersehen kann, der ungleiche Theil in der Mitte, weil er eben das Unterscheidende und Vermittelnde ist; das Ohr aber verlangt die Wiederholung der ersten Melodie, bevor ihm eine zweite geboten wird, weil ihm jene erst geläufig werden muß, damit es sie von dieser unterscheiden könne. Daher wird in der Musik der erste Theil wiederholt, bevor das Trio einfällt, daher geht bei den Griechen Strophe und Antistrophe der Epode voraus, daher in der nordischen Poesie die beiden Nebenstäbe in der ersten Zeile dem Hauptstabe in der folgenden, daher stehen bei den Minne- und Meistersängern die beiden Stollen vor dem Abgesang. Auch in dem sapphischen und alkäischen Maaß können die beiden ersten Zeilen als zwei gleiche Stollen, das Uebrige als Abgesang betrachtet werden.

Das Sonett ist nur eine einzelne dreitheilig gegliederte Strophe: die beiden Quartette erkennt man leicht als Stollen, die Terzette als Abgesang, der für sich wieder in zwei gleiche Stollen zerfällt. Die Oktave hat drei Stollen, was nicht eben zu billigen ist. Die Canzone der Italiener wird bei aller Mannigfaltigkeit ihrer Töne dem Kunstgesetz nie ungetreu. Inwiefern die Decime der Spanier hierher gehört, wird sogleich besprochen werden. Die Provençalen verloren sich schon früh in künstelnde Willkühr und vergaßen darüber das nothwendige Allgemeine. In unsern Volksliedern scheint auf den ersten Blick der Abgesang meistens zu fehlen. Allein in der Nibelungenstrophe bilden die beiden ersten Zeilen die Stollen,

von welchen sich die folgenden durch die Melodie und die längere Hälfte der vierten Langzeile als Abgesang unterschieden. Die lyrischen Volkslieder sind von ihrer ursprünglichen Form nicht selten abgewichen; die Vergleichung der Melodieen würde aber zeigen, daß die erste Hälfte jeder Strophe wiederholt und die zweite mit Einschiebung eines Refrains nach anderer Melodie gesungen ward, so daß auch hier das Gesetz sich nicht verleugnete. Einigermaßen mag dies den neuern Lyrikern zur Entschuldigung gereichen, wenn ihre Lieder meistens nur zwei Stollen haben; rühmend ist es aber anzuerkennen, wie Göthe das ihm theoretisch wohl unbekannt gebliebene Gesetz in seinen schönsten Romanzen und Liedern durch sein inwohnendes Kunstgefühl wieder erfunden hat.

Ich habe es versucht, die innere Struktur der Lieder durch den Druck auch dem Auge erkennbar zu machen. Zu diesem Zwecke sind die ersten Zeilen der beiden Stollen und des Abgesanges ein Weniges eingerückt worden. Stärkere Einrückung und kleine Anfangsbuchstaben bezeichnen Halbzeilen, welche die unmittelbar vorhergehende gewöhnlich reimlose Zeile zu ergänzen dienen. Doch gestehe ich, daß man zuweilen auch anders abtheilen könnte, da manche Töne sehr vieldeutig sind, z. B. I, 36. 72.

Abweichungen.

Die stärkste von allen ist es natürlich, wenn sich weder Stollen noch Abgesang nachweisen lassen, z. B. I, 1. 16. 35. 78. Solche Fälle sind aber äußerst selten, und man muß sich hüten sie mit zwei geringern Abweichungen zu verwechseln, die wir die zweite und dritte nennen wollen: die zweite, wenn der Abgesang in der Mitte steht; die dritte, wenn der eine Stolle männliche, der andere weibliche Reime hat. Beide Fälle kom-

men zuweilen verbunden vor; ja jener erscheint bei Walther ohne diesen nur I, 114 — 7, man müßte denn den vieldeutigen Ton I, 72 so verstehen, daß der Abgesang in zwei Hälften zerfiele, von welchen eine jedem Stollen angehängt wäre, wo dann doch nur ein Theil des Abgesangs in der Mitte stünde. Wenn aber nicht vielmehr so abzutheilen ist, wie der Druck andeutet, so könnte man einen Doppelton annehmen, der in zwei gleiche, dem Gesetz gemäß aus Stollen und Abgesang bestehende Hälften zerfiele. Wo sonst noch der Abgesang in der Mitte steht, da tritt zugleich auch die dritte Abweichung ein, daß das Geschlecht der Reime in den beiden Stollen nicht übereinstimmt. Das ungefährlichste Beispiel dieser Art findet sich I, 99, wo im ersten Quartett die weiblichen Reime nach außen gekehrt sind, die männlichen in der Mitte stehen, im zweiten umgekehrt. Diese Quartette oder Stollen trennt der Abgesang, der aus zwei mit einander gebundenen Zeilen besteht, und eine so treffliche Scheidewand bildet, daß diese Abweichung sich rechtfertigt; denn hier kann auch das Ohr die schon in sich geschlossenen Stollen, welche ein so einfaches Mittelglied zugleich verbindet und sondert, leicht unterscheiden. Deshalb möchte man jenen Ton fast der spanischen Decime vorziehen, womit er die überraschendste Aehnlichkeit hat. In der Decime ist nur die erste Zeile des Abgesangs durch den Reim auf das erste, die zweite auf das andere Quartett bezogen, was zwar einen trefflichen Uebergang, aber keine so fühlbare Unterscheidung gewährt. Vielleicht hat nur ein solches Gefühl Walthern abgehalten, die Decime vor den Spaniern zu erfinden; denn in einem nahe verwandten Falle, wo auch zwei einzelne Zeilen als Abgesang zwischen den Stollen stehen, ist die eine Zeile durch den Reim auf jene, die andere auf diesen Stollen bezogen. Ich meine den oft wiederkehrenden Ton I, 141, wo die beiden ersten Zeilen jedes Stollen sechs Hebungen,

die dritte aber, wie die beiden Zeilen des Abgesangs, sieben haben muß, wie die Vergleichung sämmtlicher Lieder in diesem Ton ergiebt. Lachm. 10, 3. 11 ist wohl beidiu und beide zu streichen. Vergl. Lachm. 84, 14, wo dieser Ton wiederkehrt, immer mit sieben Hebungen in der dritten Zeile. Diese Uebereinstimmung in den beiden Theilen, die ich als Stollen betrachte, spricht zu Gunsten meiner Annahme, noch mehr die Vergleichung des so häufigen Tons I, 14. 15, wo wie dort die ersten beiden Zeilen der Stollen sechs Hebungen haben, und die dritte sieben. Uebrigens ist dies der vollkommene Gegensatz des Tons I, 99: wie dort zwei Quartette die Stollen bildeten, welche der in sich gereimte kürzere Abgesang deutlich sonderte, so steht hier ein Quartett als Abgesang in der Mitte, von dem sich die drei Stollen durch ihre drei gleichen Reime scharf unterscheiden.

Hier muß ich bemerken, daß in den Fällen, wo beide Abweichungen gehäuft sind, schon Grimm den Strophenbau meist so wie ich bestimmt hat, daß aber 1811 noch nicht erkannt werden konnte, wie streng sonst die mittelhochdeutschen Dichter den Unterschied zwischen männlichen und weiblichen Reimen beachten; denn damals mußten stumpfe Reime wie klagen und sagen noch für klingende (weibliche) gelten. Jetzt aber ist es bedenklich geworden, Stollen mit geschlechtlich verschiedenen Reimen in den entsprechenden Zeilen anzunehmen. Man erwäge indeß, daß es für den Gesang, mit dem doch unser Gesetz wesentlich zusammenhängt, kaum einen Unterschied macht, ob weibliche oder männliche Reime stehen. Ich rede hier nur von eigentlich lyrischen Gedichten, die dem Kunstgesang angehören; denn im Volksgesang pflegen weibliche Endungen noch heute wie zwei Hebungen behandelt zu werden, und in der Nibelungenstrophe fielen gewiß auf den weiblichen Einschnitt zwei Hebungen; sonst würden Halbzeilen, wie: „da sprach der

alte Hildebrand" nicht zulässig gewesen seyn. Eben so muß man in dem mehrerwähnten ebenfalls volksthümlichen Maaß der kurzen Reimpaare zwei Hebungen auf die weiblichen Reime rechnen, wodurch der Schein wegfällt, als ob die weiblichen Reimpaare nur drei Hebungen hätten. In den Kunstliedern wird aber auf die zweite Silbe des weiblichen Reims schwerlich eine Hebung gerechnet, außer etwa in Tönen, die mit dem Maaß der kurzen Reimpaare verwandt sind, z. B. I, 16. Dagegen sollen in dem Tone S. 12 wohl alle Zeilen des Aufgesanges gleiche Zahl der Hebungen haben, was nicht der Fall sein würde, wenn man deren zwei auf die weiblichen Reime rechnen müßte. Hat aber im Kunstgesang die zweite Silbe des weiblichen Reims keine Hebung, so ist es für die Melodie fast gleichgültig, ob sie vorhanden ist, oder nicht, denn sie kann mit einer kurzen Note abgefunden werden.

Ich habe indeß noch einen viel wichtigern Grund zu glauben, daß Walther das gleiche Geschlecht der Reime in den Stollen nicht für wesentlich gehalten habe. Man müßte sonst den so oft wiederkehrenden Ton I, 45 (Lachm. 31, 1–36) für ganz unregelmäßig ansehen, da doch das hier störende ungleiche Geschlecht der Reime in zwei sonst ganz übereinstimmenden Tönen auf eine doppelte Weise weggeräumt wird: erstlich in dem Tone I, 34 dadurch, daß beide Stollen männlich reimen, dann in dem Tone I, 125 durch weibliche Reime in beiden Stollen. Diese Vergleichung lehrt, daß jener erste Ton eigentlich nur eine Verbindung der beiden letztern ist, oder daß sie alle drei nur Spielarten eines und desselben Tones sind, bei dem es auf das Geschlecht der Reime in den Stollen nicht ankommt. Noch ist zu bemerken, daß ein vierter Ton II, 67 (Lachm. 37, 34) ebenfalls nur eine Variation des dritten (Lachm. 36, 11) zu sein scheint, indem die dritte, vierte und fünfte Zeile des Abgesangs hier gedoppelt stehen, woraus ich schließe, daß jedesmal

die dritte sieben, die vierte sechs, und die fünfte fünf Hebungen haben sollte, weßhalb ich Lachm. 38, 7 wan din asche lesen möchte.

Hier ist der schicklichste Ort, mich zu entschuldigen, daß ich zuweilen, wiewohl immer ungern, die ehemals stumpfen, jetzt klingenden Reime des Textes beibehalten habe. In vielen hätte ich zu viel vom Original aufopfern müssen, in andern hat sogar die Struktur der Töne gewonnen: wenn nämlich ein Stollen in der Uebersetzung weibliche Reime zeigt, dessen Gegenstollen auch im Original weibliche hat. Hier fällt nämlich jene dritte Abweichung von der Regel weg. Ein Uebersetzer, der sonst immer unter dem Original bleiben muß, darf nicht erschrecken, wenn er auch einmal in den Fall kommt, es zu verbessern.

Einige Fälle der ersten Abweichung haben viel Gemeinschaftliches: die Töne I, 16. 148. und II, 3. 5. 17. Die Strophen haben keine Stollen, doch werden sie durch etwas dem Abgesang Aehnliches beschlossen. Offenbar ist hier das Maaß der kurzen Reimpaare wieder strophisch behandelt, und der Wechsel geschlechtlich verschiedener Paare festen Gesetzen unterworfen. Die erzählenden Gedichte des zwölften Jahrh. pflegten die Absätze dadurch zu bezeichnen, daß sie den letzten Vers der Reihe über das Maaß hinaus verlängerten: der Pfaffe Wernher giebt diesen Schlußversen, sie mögen stumpf oder klingend reimen, immer 5 Hebungen, die Kaiserchronik oft sechs. Davon scheint der Waltherſche Ton: Ich saß auf einem Steine, eine weitere Fortbildung. Drei Reime, wie sie I, 16 die lyrischen Str. schließen, kommen auch in erzählenden Gedichten zum Schluß der Absätze vor, z. B. im Wigalois. Haben diese Waltherschen Töne nicht Aehnlichkeit mit der Dichtart, welche die Provenzalen *Vers* im Gegensatz zur Canzone nennen? vgl. Fr. Diez Poesie d. Tr. S. 104 fgg. Sie be-

stand ebenfalls aus Reimzeilen von vier Hebungen und soll aus den volksmäßigen Reimen hervorgegangen sein, die sich im Fabliau erhalten haben. Die Analogie könnte nicht treffender sein. Etwas Aehnliches gilt von dem Tone II, 100, nur daß hier längere Strophen aus dem freilich mit vieler Willkühr zurechtgestutzten Maaß des deutschen Heldenliedes gebildet sind: Reimzeilen von sechs Hebungen ohne fest bestimmten Einschnitt. Unmittelbar vor dem Refrain finden sich sieben Hebungen, was eine Art von Abgesang bildet.

Leiche.

Eine eigene Gattung der mittelhochdeutschen Lyrik bilden die Leiche, vergl. I, 131. Wenn die Lieder aus einer oder mehrern gleichgebauten Strophe bestehen, so verbinden die Leiche vielerlei Töne ungleicher Struktur zu einem größern, meist sehr belebten Ganzen. Nicht alle so verbundenen Töne zerfallen in Stollen und Abgesang, häufig fehlt der Abgesang, auch kehrt oft derselbe Ton wieder. Der schnelle Wechsel der Töne, das rasche Ueberspringen aus einem Gesetz in das andere, ohne daß ein Ruhepunkt abgewartet würde, begünstigt einen fast dithyrambischen Schwung, giebt aber doch zuletzt dem Ganzen etwas Unstetes, Haltloses. Da diese Gedichte indeß, wie erwiesen ist, für den Gesang bestimmt waren, so müßte man, um entscheidend urtheilen zu können, die Melodieen vor sich haben. Ohne die Musik bilden sie so wenig ein Ganzes, als unsere heutigen Cantaten, mit welchen sie die größte Aehnlichkeit haben, und vielleicht geschichtlich zusammenhangen; denn obgleich es Leiche sehr verschiedenen Inhalts und sogar Tanzleiche giebt, so hat doch Lachmann im rheinischen Museum überzeugend dargethan, daß die ganze Gattung aus der alten Kirchenmusik entsprungen ist.

Lieder und Sprüche.

Unter den Liedertönen wird ein Unterschied bemerklich, der noch sehr der Beobachtung bedarf. Die Strophen mancher Töne hangen nämlich unter sich so wenig zusammen, und betreffen so verschiedene Gegenstände, daß jede ein selbständiges Gedicht zu bilden scheint. Gehören auch einzelne näher zusammen, so verhalten sie sich etwa wie eine Reihe Sonette über denselben Gegenstand. Solche Töne oder Strophen möchte man Sprüche nennen, ein Ausdruck, der bei Walther mehrmals vorkommt, und nicht wohl auf Anderes bezogen werden kann. Ihr Inhalt ist gewöhnlich politisch oder geistlich. Daß sie gesungen worden, ist allerdings wahrscheinlich, auch sind sie dem Gesetz der Dreitheiligkeit fast immer unterworfen; vielleicht wurden sie aber mehr recitativ oder parlando vorgetragen, so daß sie wohl als Sprüche bezeichnet werden konnten.

In einer andern Gattung von Tönen pflegen die sämmtlichen darin gedichteten Strophen nur ein einziges Gedicht auszumachen, wie das bei den Minneliedern fast immer der Fall ist. Gewöhnlich hat also jedes Minnelied seinen eigenen Ton, der sonst nie wiederkehrt, wodurch eben der große Reichthum an Tönen entsteht. Diese Gattung scheint die älteste, indem sie auf die Zeit deutet, wo Ton und Weise, Maaß und Melodie, noch auf das innigste verbunden waren. Man durfte sich nicht rühmen ein neues Lied gedichtet zu haben, wenn man nicht außer dem Wort auch Ton und Weise erfunden hatte. Sich fremder Töne zu bedienen, wurde noch späterhin fast als Diebstahl gerügt: es würde sich also selbst bestohlen haben, wer mehr als ein Lied nach derselben, obwohl ihm eigenthümlichen Weise gedichtet hätte. Dazu kommt, daß sich bei Reimar dem Alten fast nur Lieder finden, bei Walther aber schon ungefähr eben so viel Sprüche, während der noch jüngere Reimar von

Zweter kaum Anderes als Sprüche gedichtet hat, und zwar alle in demselben (Frauen-Ehren-) Tone. Indessen hangen auch die Strophen desselben Liedes nicht immer so streng zusammen, als in unsern lyrischen Gedichten. Dies liegt theils daran, daß die dreigliedrigen Strophen schon ihrer Natur nach länger sein und mehr ein Ganzes bilden müssen, als unsere kurzathmigen Systeme; theils erklärt sich eben aus der Sitte, nicht wieder in demselben Tone zu dichten, die Neigung spätere Zusatzstrophen gelegentlich anzuhängen oder einzuschieben, sofern nur die Einheit des Liedes nicht gefährdet wurde. Von der andern Seite zeigt sich aber auch nicht selten eine Art innerer Verwandschaft unter den gleichförmigen Sprüchen. Gewöhnlich beziehen sie sich auf dieselbe Zeit, denselben Herrn, oder gleichartige Verhältnisse. Unter den Waltherschen Tönen behandelt keiner so mannigfaltige und entlegene Gegenstände als der so oft wiederkehrende I, 45. In engern Grenzen, wenigstens der Zeit nach, bewegt sich der Ton I, 140, welchen der Ton I, 141 nach dem J. 1220 verdrängt zu haben scheint. In dem Tone II, 76. sind drei unabhängige Sprüche gedichtet, die doch das Gemeinsame zeigen, daß sie alle drei gegen den Uebermuth junger Thoren eifern. Von noch andern Tönen finden sich drei Sprüche ohne auffallende innere Verwandtschaft, die aber bei näherer Untersuchung doch vielleicht nicht ganz fehlt. Es scheint, als seien wenigstens drei Sprüche zu einem Ganzen erforderlich gewesen.

Anordnung.

Die Annahme eines Unterschiedes zwischen Sprüchen und eigentlichen Liedern hat mich bewogen, erstere als selbständige Gedichte mit eigener Ueberschrift drucken zu lassen, bei den

Liedern aber alle gleichförmige Strophen als ein Ganzes unter eine einzige Rubrik zu stellen. Nur in wenigen hier nicht wohl zu erörternden Fällen schien es vortheilhaft, davon abzuweichen. Die Sprüche habe ich doch oft wieder einander zu nähern gesucht, weil sich so ihre innere Verwandtschaft besser erkennen läßt. So entgingen wir nicht ganz die Vortheile, welche die Anordnung nach Tönen gewährt haben würde. So unerläßlich diese einer kritischen Ausgabe ist, so wenig empfahl sie sich doch bei einer dem größern Publikum gewidmeten Uebersetzung.

Die Vertheilung der so gewonnenen Ausbeute selbstständiger Gedichte in drei Bücher und die Namen, die ich diesen gegeben habe, bedürfen wohl kaum einer Rechtfertigung. Frauendienst, Herrendienst und Gottesdienst umfassen alle denkbaren Lebens- und Geistesrichtungen eines ritterlichen Sängers. Es beurkundet Walthers Vielseitigkeit, daß er sich jedem dieser drei Gebiete mit gleicher Liebe zugewendet hat. Zwar scheint das Buch vom Gottesdienst etwas kleiner ausgefallen zu sein; allein ich habe viele dahin gehörige Lieder aus erheblichen Rücksichten unter die übrigen Bücher vertheilt. So stehen die Kreuzlieder unter den politischen, nicht allein weil sie außer dem geistlichen Charakter noch den weltlichen an sich tragen, sondern hauptsächlich weil sie in dem Zusammenhang der öffentlichen Ereignisse, denen ich bei der Anordnung des Buchs vom Herrendienst gefolgt bin, nicht zu entbehren waren. Ueberhaupt offenbart sich in Walthers Leben, man mag es von der Seite des Frauen- oder Herrendienstes betrachten, eine immer zunehmende Neigung zum Gottesdienst, wie sich seine ganze Zeit aus dem Weltlichen nach dem Geistlichen fortbewegte, bis endlich der Sieg über den Staat entschieden war. Darum betrachte ich in Walthers Gedichten Frauendienst und Herrendienst als die beiden Stollen und den Gottesdienst als den Abgesang. Nun ist es freilich nach meiner eigenen Darstellung eine nicht lobens-

werthe Abweichung von dem Kunstgesetze, wenn ich den Abgesang in die Mitte gestellt habe. Indeß bleibt es Jedem überlassen, in welcher Ordnung er die drei Bücher durchlaufen will; ich habe mich hier nach dem Raume bequemt und das Auge bedacht, dem ein Mißverhältniß in der Stärke der Bändchen nicht willkommen gewesen wäre. Man weiß aus dem Obigen, daß das Auge nach den Gesetzen des Raums den ungleichen Theil gern in die Mitte gestellt sieht.

Frauendienst.

Da der Herrendienst nach vorwaltender Rücksicht auf die Zeitfolge geordnet ist, so durfte dieselbe in dem Buche vom Frauendienste auch nicht ganz vernachlässigt werden. Den Minneliedern ist aber die Zeit nicht so leicht anzusehen wie den politischen. Indeß wird doch Niemand die Lieder vom Blumenlesen, wie das: „Unter der Linden," in Walthers letzte Jahre, oder das Gedicht: „Ein Meister las," worin sich eine späte Reue über den in jenen Liedern ausgesprochenen Leichtsinn kund giebt, in seine Jugend stellen. Auch die Gedichte, welche der Welt und ihren Freuden absagen, und sich von der weltlichen Minne zu der geistlichen wenden, wird man geneigt sein, Walthers spätern Jahren zuzuschreiben, vielleicht auch zum Theil die häufigen Klagen über den Verfall der Minne, Fröhlichkeit und Sitte. Walther deutet oft genug selbst an, daß es nicht immer so gewesen sei, daß er bessere Zeiten gesehen habe, und bedauert nur, daß er sie nicht vergessen könne. Solche Lieder stehen daher gegen den Schluß des ersten Buches, wie ähnliche mehr politischen Charakters im Herrendienst an gleicher Stelle. Ich zweifle nicht, daß manche darunter wohl einer frühern Periode angehören mögen; da aber dies selten nachweisbar ist, so schien es am Räthlichsten, die ganze Familie

zusammen zu bringen. Die Minnelieder, worin solche Klagen gar nicht, oder doch nur sehr beiläufig vorkommen, sind in der ersten Hälfte nach zwei Klassen gesondert. Diejenigen nämlich, welche dem eigentlichen Minnedienst, dem Preis und Lob einer einzelnen Herrin gewidmet sind, habe ich S. 36 bis 74 zu einem kleinen Romane geordnet und eine Art von Fortschritt herzustellen gesucht, von dem man glauben mag, daß er S. 75 — 81 bis zur Erhörung vorgedrungen sei. Dem besondern Lob der einzelnen Herrin geht billig der allgemeine Preis der Frauen voraus. Sie werden mit dem Frühling verglichen, und die Frage, was die Herzen mehr erfreue, zu ihren Gunsten entschieden. Daher findet man von S. 12 bis 34 das Lob der Frauen mit dem des Frühlings verbunden, wobei auch einzelne Frühlingsbilder nicht fehlen. Nimmt man noch die ersten einleitenden Lieder von S. 3 bis 11 hinzu, so gewährt dieser erste Abschnitt bis zum besondern Frauendienst eine Auswahl der frischesten und anmuthigsten Lieder Walthers, von denen die Mehrzahl seiner Jugend angehören mag.

Einzelne Lieder.

Die Sammlung eröffnet Seite 3 ein Winterlied mit der Sehnsucht nach dem Frühling. Die Ueberschrift ist von dem Blumenlesen in Z. 10 hergenommen. Wie das verstanden ist, zeigt das folgende Gedicht, mit dem es die Handschriften wohl nicht blos zufällig verbunden. Die Ausdrücke Blumenbrechen, Rosenlesen, Rosenbrechen in den folgenden Liedern scheinen mit Blumenlesen gleichbedeutend, und dies ist der Grund, warum diese Gedichte hier zusammengestellt sind, indem sie sich gegenseitig erläutern. Vermuthlich hat erst Walther den genannten Worten jenen Nebensinn gegeben, er findet sich auch bei Nithart, Hadloub und König Wenzel von Böhmen, ja schon bei

Reimar dem Alten, doch wohl nur durch Walthers Einfluß; vgl. S. 26. Z. 30., Uhland S. 71. Auch das Gespräch S. 9. steht deshalb hier: ich sehe nemlich in den Zeilen 25—27 eine schalkhafte Hinweisung auf die in dem Liede S. 4. unter der Linde gebrochenen Blumen, wie ich auch das Gedicht von den Dornrosen S. 11. und die erste Strophe des Schlußgedichts dieses Buches nur in gleicher Beziehung verstehen kann. Jenes spricht (Z. 5.) eine Bedenklichkeit gegen solchen Leichtsinn, dieses die heißeste Reue darüber aus. Darum habe ich letzteres an das andere Ende des Buches gestellt, das sich so besser zum Ganzen rundet. Daß die Lieder S. 4 und 7 im allernächsten Bezug zu einander stehen, sieht jeder von selbst; in jenem redet das Mädchen, in diesem der Dichterin Leide von demselben Vorgang; doch giebt ihn Letzterer, um sich nicht den Vorwurf der Ruhmredigkeit zuzuziehen, für einen Traum aus, was Jene in ihrem Selbstgespräch natürlich nicht brauchte. — Unser erstes Lied könnte man für ein Bruchstück ansehen; vielleicht sollte das Thema durch alle Vokale abgewandelt werden, wie Walther wirklich ein solches Vocalspiel hat. Zu dieser Vermuthung stimmen die übrigen, vermuthlich unechten Strophen einiger Handschriften nicht. War aber dies Lied nur ein Vorspiel zu dem folgenden, wie mir wahrscheinlich ist, so besitzen wir es wohl ganz; dann durfte ich auch in der zweiten Strophe den Doppellaut ei statt des langen i im Reime gebrauchen. Uebrigens hat Walther selten daktylische Maaße, von welchen überdies Lachmann (über die Leiche u. s. w. S. 9) urtheilt, daß sie selbst von den besten Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts nie geschickt behandelt worden seien, und auch dem Grundsatz der hochdeutschen Verskunst ganz widerstreiten.

Z. 4. Ueber das Ballwerfen im Vorfrühling vergleiche Grimms Hausmährchen 2te Aufl. S. XXII. Zunächst dem Tanz ist Ballspiel ein Hauptgegenstand der Lieder Nitharts.

Sie zeigen zugleich, daß darauf kein Gewicht zu legen ist, daß Walther nur Mägdlein nennt, denn es spielten beide Geschlechter mit einander. — Z. 2. Nach einer alten Vorstellung kämpfen im Vorfrühling Winter und Sommer, und der Winter verliert. An vielen Orten Deutschlands pflegt dies die Jugend an dem sogenannten Rosensontag dramatisch darzustellen, wozu es eigene Lieder giebt. Vergleiche Grimm ebendas. S. XXXIII. Ist nun auch hier, wie Z. 4. die Kinderſitte gemeint? Diese Erklärung wäre zu gesucht. — Z. 10. Das schon erwähnte Vocalspiel (Lachm. S. 75, 36) sagt umgekehrt:

dâ wir schapel brâchen ê,
dâ lît mûrîse und ouch der snê.

Aus diesem Reimspiele, dem ein Lied des Provenzalen Bernart von Ventadour doch nur entfernt ähnlich sieht (vergleiche Diez Poesie der Troubadours S. 101. 264.), das aber Walthern, Der. von Singenberg und Rudolf der Schreiber nachgeahmt haben, wenigstens eine Ahndung zu geben, so stehe hier, da ich es nicht übersetzen konnte, eine freie Nachahmung desselben.

Die Welt war bunt, wohin man sah,
Die Vögel sangen fern und nah,
Daß Aug' und Ohren wohlgeschah.
Ist das nun anders worden? Ja:
Nun sag' auch B, du sagtest A;
Im Walde bläst das Horn trarah,
Auch schreit die Nebelkrähe da.

Die Blumen stritten mit dem Klee
Zwischen mir und einem See:
Ich rief den Sorgen all Ade.
Nun schmerzt mich groß und kleiner Zeh:

Wo wir Kränze brachen eh,
Da liegt nun Reif und tiefer Schnee;
Das thut den kleinen Vögeln weh.

Die Thoren lachen: hihihi;
Die Armen, ach, wie wimmern die!
Mir selber ist so dumpf wie nie,
Mich hat gefroren, daß ich schrie:
Wem je der Sommer Wonne lieh,
Daß ihm ein freundlich Glück gedieh,
Der beuge nun zu Gott ein Knie.

Eh ich noch lange lebte so,
Den Krebs genöss' ich lieber roh;
Sommer, mach' uns wieder froh:
Es plagt' uns Alle nicht ein Floh,
Auch hatt' ich hoher Freuden zwo,
Darinnen glüht' ich lichterloh,
Die drosch der Winter mir zu Stroh.

Süßer Sommer, wo bist du?
Wir spielten lustig Blindekuh
Und machten uns ein X für U;
Da kam der Winter, und im Nu
Schloß sich das Freudenthor uns zu:
Drückt mich noch lange so der Schuh,
So setz ich mich als Mönch zur Ruh.

4. Dieses liebliche Gedicht schließt sich in Form und Inhalt dem Volkstone an, ohne für den Gewinn an Natürlichkeit und Frische von edler Kunst das Mindeste einzubüßen. Die naive, wie Gesang lautende Sprache des Originals ist dem Uebersetzer

unerreichbar geblieben. Auch der unbewußten Volkspoesie ist der Kunstgriff nicht fremd, verfängliche Scenen dieser Art im Munde arglofer Mädchen mit dem Zauberlicht der Unschuld zu bestrahlen. Rosen und Nachtigallen sind hier fast sprichwörtlich und symbolisch. Am nächsten verwandt ist das holländische Volkslied in den altdeutschen Wäldern II, 45., wovon hier eine Uebersetzung stehen mag.

Die gebundene Nachtigall.

Nach Morgenland will ich fahren,
Da wohnt mein süßes Lieb,
Ueber Berg und über Thale,
Fern über die Heide,
Da wohnt mein süßes Lieb.

Vor meines Buhlen Garten,
Da stehn zwei Bäumelein,
Das eine trägt Muskaten, ꝛc.
Das andre Nägelein.

Muskaten die sind süße,
Die Nägelein riechen gut:
Ich meinte, mich freit' ein Ritter ꝛc.
Nun ist's ein armes Blut.

Er nahm sie bei den Händen,
Bei ihrer schneeweißen Hand,
Er führte, sie so ferne ꝛc.
Wo sie ein Bettlein fand.

Da lagen sie verborgen
Die liebe lange Nacht,
Vom Abend bis zum Morgen, ꝛc.
Bis schien der lichte Tag.

Die Sonne war untergegangen,
Die Sterne blinkten so klar,
Als ich bei meinem Liebsten ꝛc.
In einem Baumgarten war.

Der Garten war geschlossen,
Wir ließen Niemand ein;
Nur die stolze Frau Nachtigall ꝛc.
Die flog von oben herein.

Man soll der Nachtigall binden
Das Häuptchen zu den Zehn,
So kann sie nicht verrathen, ꝛc.
Was zwei Süßliebchen begehn.

Und habt ihr mich gebunden,
Mein Herzchen ist noch gesund;
Was zwei Süßliebchen begehen, ꝛc.
Verräth wohl noch mein Mund.

6. Eine andere Strophe dieses wohl nur zum Theil erhaltenen Liedes siehe unten S. 91. Das dort erhobene Klagen würde hier gestört haben.

7. Die Anordnung der Strophen schließt sich näher an die der Handschriften an, als die von Lachmann eingeführte, welcher S. 189 sagt: „Ich habe die folgenden fünf Gesetze gegen die Handschriften nach Gutdünken in zwei Lieder ge-

ordnet." Uhland S. 69. 72. scheint drei selbständige Lieder anzunehmen. Ich habe mich oben darüber erklärt, warum ich in eigentlichen Liedern gern alle Strophen zu einem Ganzen verbinde. Meine Anordnung setzt aber voraus, daß man Lachmann 74, 35. statt wirt mirs iht mêr, mit der Handschrift E wart mirs iht mêr lese, und 75, 10. ein statt min. Wenn ihm noch mehr als ein Gruß von ihr zu Theil geworden ist, so will er es verschweigen; die folgende Strophe plaudert aber doch so viel aus, daß wir uns nach der Haide versetzt sehen, und nicht zweifeln können, der Bitte Z. 16 sei Statt gegeben worden. Der Schluß der vierten Strophe zeigt, daß Alles nur ein Traum war, der indeß nicht ohne Nachwirkung geblieben ist; denn das Traummädchen hat es ihm so angethan, daß er einen Sommer lang allen Mädchen unter die Augen sehen muß in der Hoffnung, sie wiederzufinden. In der That schließt er mit der Aufforderung an die Frauen, welche nach diesem Reigen tanzen, die Hüte emporzurücken, damit er sehe, ob nicht eine von ihnen die Geliebte sei.

Ueber die österreichische Sitte der Frauen, durch breite Hüte das Gesicht zu verdecken, ist ein bekanntes Lied Joh. Hadloubs Man. Samml. II, 189 a zu vergleichen.

9. Der Grund, warum dies Lied hier vorweggenommen ist, liegt wie schon angegeben in den Z. 25—7. Es würde sonst mit dem verwandten S. 48 zusammenstehen. Aehnliche Gespräche kommen häufig bei den Minnesängern vor. Zuweilen mögen sie wirkliche Unterredungen mit ihren Herrinnen in Lieder verfaßt haben. Die ersten Zeilen aller vier Strophen zeigen im Text fünf Hebungen, da doch die entsprechenden Zeilen der zweiten Stollen deren nur vier haben. Dies scheint aus dem Bestreben der Schreiber entstanden zu sein, die redenden Personen kenntlicher zu machen. Ich lese mit W. Wackernagel in der ersten Strophe: Ich hœre iu so vil tugende

jehen; in der zweiten: kund ich die máze als ich enkan; lasse in der dritten „Wir man", in der vierten „wîben" aus. Z. 23. 24. Vergleiche Reim. v. Zw. Man. Samml. II, 147 b: swâ milte und ellen sich gesamnent beide, daz ziert den lîp alsô der klê die heide. — Z. 40. Das Sprichwort: Gut Mann ist guter Seide werth, weiß ich sonst nicht nachzuweisen. W. Wackernagel fragt (mit Vergleichung von Diez, Poesie d. Troub. S. 157. 162), ob es höfische Sitte des Mittelalters gewesen sei, die Frauen um einen Faden von ihrem Gewande zu bitten? oder ob man sich an einen anderen Gebrauch jener Zeit zu erinnern habe, den nämlich, daß die Männer von Frauenhand in die Kleider genäht wurden (Knöpfe und Knopflöcher kannte man noch nicht: s. Benecke zum Wigalois S. 440)? So heißt es z. B. in einem Liede, das eine jüngere Handschrift (die Würzburger) unter dem Namen unsers Dichters enthält: „Daß die Schöne Gnade an mir thäte, die mir kürzlich meinen Arm vernähte." — Uebrigens liebt es Walther, seine Lieder durch Sprichwörter zu beschließen, wie uns davon viele Beispiele, namentlich im Herrendienst begegnen werden.

11. Schon zu S. 3. ist bemerkt worden, daß dies eigentlich in das zweite oder dritte Buch gehörige Lied hier nur einer gelegentlichen Aeußerung (Z. 5—7) wegen eingerückt ist. Er meidet die Ehre, der Schande folgt, wie den Genuß, den man mit Reue erkaufen muß. Um das diz was vert in Z. 4 und wan der dorn in Z. 7. ist die mittelhochdeutsche Sprache zu beneiden. Die schöne Kürze und Fülle des Ausdrucks konnte der Uebersetzer kaum andeuten. Mit Z. 19. 20 vergl. S. 152.

12. Der im ersten Liede ersehnte Frühling ist schon längst erschienen. Der Sänger hat nicht versäumt ihn zu genießen; doch zu seinem Lobe haben wir noch wenig vernommen. Hier muß er ihm gar nur zum Beweise dienen, daß es viel preiswürdigere Dinge auf Erden giebt. — Es ist wohl schwerlich

zufällig, daß die dritte Zeile der beiden Stollen eine kurze Sylbe vor der ersten Hebung hat und immer einen jambischen Gang zeigt, während die trochäisch beginnenden auch durchgehend trochäisch gemessen sind, wie im Abgesang nur diejenige Zeile mit langer Sylbe beginnt, die mit denen des Aufgesangs gleiche Zahl der Hebungen hat. Ueberhaupt behandelt Walther den Auftakt in vielen Liedern nach eigenthümlichen Gesetzen. Anapästische Versanfänge finden sich noch seltener als zwei Hebungen mit fehlender Senkung wie Lachm. 11, 15. 26. 20, 11. 35, 7. 85, 17. 105, 15. Feinheiten dieser Art sind der lyrischen Poesie eigenthümlich: der epische Volksgesang und die gereimte Erzählung beachten fast nur die Zahl der Hebungen; die Senkungen fehlen oft, und eben so häufig bilden verdoppelte Vorschlagssylben anapästische Anfänge, wenn andere Zeilen jambisch oder trochäisch beginnen. — Z. 13. lies: Sich unter Leuten fröhlich zu ergehn; Z. 17: Wie Sonne neben Sternen anzusehn. Z. 32. „Jenner". Das Original hat merze, was doch besser beibehalten worden wäre.

14. Wohl nur eine Nachahmung des vorstehenden Liedes und wie das folgende nicht von Walther, wenn auch in seinem Tone gedichtet. Lachm. 148. — Z. 10. zeigt in der Uebersetzung einen Fuß zu viel. Ich weiß nicht anders zu helfen, als indem ich tief und des streiche.

16—21. Diese drei Lieder scheinen im Frühling gedichtet, wie die drei folgenden, S. 22—25, im Winter. Die wunderliche Ironie unseres ersten Liedes ist so schwer zu charakterisiren als seine Form abweichend. Die Localität ist wohl hier eine andere als S. 4., obwohl die Linde vorkommt, welche die mære genannt wird, was die bekannte, bewußte heißen könnte, besser aber darauf bezogen wird, daß die Linde der beliebte deutsche Baum und durch Sage und Heldenlied berühmter ist, als irgend ein anderer. Neuerdings ist durch Klopstock, den die heiligen Eichenhaine bei Tacitus verleitet haben, die Eiche in

den Ruf gekommen, der mære Baum der Deutschen zu sein. — Die Alte wird wohl nicht bloß wegen des Traums, sondern auch wegen der Krähe befragt, die ein Vogel unseliger Vorbedeutung ist. Uebrigens ist auch hier der Auftakt festen Regeln unterworfen. Er findet sich nur in der 4. u. 6. Zeile jeder Strophe.

18—21. Der bekannte Wettstreit zwischen Blumen und Klee findet sich in beiden Liedern, von welchen das erste auch Leutold von Seven zugeschrieben wird. Würde sich Walther so wiederholt haben? Das zweite müßte dem Alter des Dichters angehören, wenn nicht das letzte Gesetz später hinzugedichtet schiene. Von den Vöglein, von der Heide und dem grünen Klee hat Walther in der Jugend gesungen, wie II, 45, 5 zu zu sagen scheint. S. 18 Z. 3. habe ich anders als Lachm. 51, 3. interpungirt. Die Abweichung von dem angenommenen Grundsatze, rein neuhochdeutsch zu übersetzen, in Z. 22, entschuldige man mit der Blumensprache, deren Grammatik noch nicht festgestellt ist.

22. Wie die zunächst folgenden im Winter gedichtet. Des Frühlings und guter Frauen soll man in bösen Tagen gedenken und sich damit trösten. Der Sänger schämt sich der Traurigkeit, wie die Haide erröthet, wenn sie den Wald grünen sieht. Bekanntlich blüht das Haidekraut röthlich, jedoch erst im hohen Sommer. Vergl. S. 119: „Die Haide roth, der grüne Wald." Das folgende Gesetz zeigt, wie der Gedanke an die Herrin ihn vor Unmuth bewahrt, und das dritte tadelt die Jungen und Reichen, daß sie nicht froh sind, denn Frohsinn gilt für Tugend. Das Schlußgesetz führt den Gedanken in Bezug auf die Reichen mit epigrammatischer Laune weiter.

24. Wird auf das vorhergehende Lied ausdrücklich Bezug genommen, dessen Z. 17. hier wiederkehrt, wie auch der Tadel der Reichen und Jungen. Die folgenden Gesetze entscheiden die wohl oft mit Rücksicht auf die Minne verhandelte Streitfrage,

ob Winter oder Sommer den Vorzug verdiene? dahin: einem Paare, das sich ohne Furcht vor den Merkern (Spähern) zusammenfinden könne, gezieme am besten der Sommer; andere aber, die es nicht so gut hätten, entschädige der Winter durch seine langen Nächte für Sorgen und banges Harren. Diese Erklärung gehört W. Wackernagel; ich theile sie mit, weil ich keine bessere weiß, gestehe aber, daß sie mich nicht ganz befriedigt.

25. Die Z. 10, welche über die Stellung dieses Liedes entschied, wiederholt noch einmal den in diesem Abschnitt vorherrschenden Gedanken, der auch in den ersten Zeilen des folgenden noch einmal wiederkehrt: Die Frauen sollen uns in böser Jahreszeit trösten, die Minne kann Winter in Sommer verwandeln; für sie sind alle Jahreszeiten gleich. Darum hatte ich S. 24 Z. 8—11 zuerst so übersetzt:

Wo sich Lieb bei Liebe freut
Aller Sorge los und frei,
Wonniglich hat sich erneut
Da der junge süße Mai.

Das Lied, bei dem wir stehen, gehört wohl nicht Walthern: es scheint von einem befreundeten Sänger oder spätern Jünger seiner Kunst, etwa dem Truchsessen von Singenberg, durch das Schlußgesetz, eine Art von Geleit, an ihn gerichtet. Die Namen Z. 24. würden die einzigen sein, die aus der heidnischen Götterlehre bei Walther vorkämen.

27. Da es Pflicht ist fröhlich zu sein (vergl. zu S. 22.), weil ohne Freude Niemand taugt, so wünscht sie der Sänger bei der Geliebten zu finden; auch haben ihm die Augen, wenn er sie nach ihr aussandte, stets freudige Botschaft gebracht. Dies führt zu einer Variation des Themas von den leiblichen und geistigen Augen, an die man unten S. 88. wieder erinnert wird.

Walthers geistreiche Weise. Treffender baut er allem Argwohn 71, 30 vor, welche Strophe nach Lachmanns Vermuthung eine Entschuldigung des dritten Gesetzes unsers Liedes ist. Vergl. auch 47, 25 fgg. — Z. 31. Das Original stellt hier wîp und frouwen einander entgegen: vergl. die Anmerk. zu S. 102.

34. Die erste Zeile enthält Kunstausdrücke der Reitschule. In der dritten und vierten bin ich der Lesart der Handschrift B ümbe hort, der vrœt dich die (Lachm. 160) gefolgt. Die Schlußzeile entschied für die Stellung des Gedichts, das sonst in das zweite Buch gehört hätte.

35. Wir wenden uns von dem allgemeinen Preise der Frauen zu dem besonderen Dienst der erwählten Herrin. Zur Einleitung stehen zwei Sprüche, die uns Walthers hohe Begriffe von der Würde der Minne kennen lehren. Andere Stellen hierüber hat Uhland 64 gesammelt. Hierhin läßt sich auch das schon oben S. 9. mitgetheilte Zwiegespräch über die Eigenschaften rechnen, welche an Frauen den Männern, und umgekehrt, am Sichersten gefallen. Spruch 1, Z. 1: Ob die Minne Mann oder Weib, ein Er oder eine Sie sei, darüber unterhält sich in dem Fragment des ächten Titurels Sigune mit Schionatulander Str. 58. Auch Ulrichen von Liechtenstein M. S. II, 34. a fragt die Herrin, ob die Minne Mann oder Weib sei? Die Z. 7., welche im Text fehlt, habe ich nach Gutdünken ergänzt. — Der Gedanke des zweiten Spruchs findet sich auch bei dem Stricker (Lachm. 198): „Wer ein Gotteshaus entweiht, verdient große Strafe. Das thut jeder Buhler und jede Buhlerin: was sie Minne heißen, ist falsch nach Minne geschlagen. Bringen sie nun ihr schlechtes Geld vor die Münzstätte der wahren Minne, so werden sie als Falschmünzer mit schwerer Buße belegt.“ So spricht auch der Franziscanermönch Berthold (Predigten, herausgegeben von Kling, S. 263 fgg.)

von der falschen Münze, welche die Teufel auf den von Gott eingesetzten Frieden geschlagen hätten; und S. 265 fgg.: „Auch auf die wahre Minne hat der Teufel falsche Münze geschlagen. Weil der Mensch seinen Nächsten lieben soll, wie sich selbst (das ist die wahre Minne), so hat der Teufel falsche Münze darauf geschlagen, und du minnest deinen Nächsten wie dich selbst, das ist so gesprochen: weil du selber unkeusch bist an dem Leibe, so minnest du alle die desto gerner, die da unkeusch sind; denn du hofft, sie werden dir dienen zur Unkeuschheit.“ Ottokar von Horneck aber sagt von der berüchtigten Buhlerin König Wenzels von Böhmen, die Teufelin habe auf die Minne falsche Münze geschlagen (742 a), und anderswo dasselbe von einem Sodomiter (196 b). Indeß scheint Walther hier die wahre Minne nicht wie Berthold von der Nächstenliebe, sondern von der reinen Minne zu edlen Frauen zu verstehen; in einem späteren Gedicht S. 116, wo Z. 7. die Liebe zu Gott gemeint ist, kommt er Bertholds Sinne näher. In Bezug auf S. 35, 2, 7 bemerkt W. Grimm G. G. A. 1827 S. 2034: „die Worte: minn ist ze himel sô gefüege, daz ich si dar geleites bite sind ein Nachklang von Wolframs Titurel 46, 2: minne hât ûf erde unde ûf himele vür got geleite.“

36. Der Ton gehört zu den vieldeutigen. Lachmann läßt in der Auswahl 194 den ersten Stollen da beginnen, wo nach unserer Eintheilung der Abgesang anfängt, der bei ihm nur die beiden letzten Zeilen begreift. Die Z. 5. 6 sind für den Uebergang vom allgemeinen Lob der Frauen zum eigentlichen Minnedienst entscheidend. Walther hat seine Herrin zuerst im Bade gesehen; er ist nicht davon erblindet, aber ihr Pfeil hat sein Herz getroffen. Hier ist sie als Frau Minne gedacht, die in der Poesie des Mittelalters Bogen und Pfeile oder eine Lanze führt. Vergl. 52, 14. 18. Der Sohn der Liebesgöttin, dem jenes Attribut eigentlich zukommt, ist in der Romantik nie recht

hei-

heimisch geworden. Vergl. Diez a. a. O. S. 139. Die dritte Str. die von dem Fleiße spricht, welchen Gott auf die Wangen der Herrin verwandt hat, erinnert an S. 100, wo Gott ein guter Bildgießer genannt wird. Schwierig ist das Verständniß des Schlußgesetzes. Ist das rothe Küssen der Mund der Herrin? Damit stimmte Z. 45 u. 46 nicht. Oder ein Kissen, ein Theil ihres Bettes? das würde wohl erklären, warum sich der Dichter in die Nähe wünscht, wenn sie es an ihr Wänglein legt, stimmt aber mit den Schlußzeilen nicht, die mehr zu der ersten Deutung passen. Am besten ist es wohl beide Erklärungen zu verbinden und ein Wortspiel mit dem doppelten Sinn des Ausdrucks Küssen anzunehmen. Jedenfalls ist an keine Anspielung auf das schlaferregende Küssen der schönen Kamele im Tristan (Ulr. Forts. Z. 11672. Heinr. F. 4866) zu denken. Den späterhin oft wiederholten Liebesscherz mit dem Zurückgeben des Kusses Z. 50. hat auch Reinmar der Alte, Man. Samml. I, 65 a. Uebrigens habe ich die natürliche Folge der Gesetze vorgezogen.

39. Auch dies Lied, das indeß als ein Waltherisches so wenig verbürgt ist, wie die beiden folgenden, erinnert an den Volkston, noch mehr aber an Ulrichs von Liechtenstein bekannte Tanzweise: Wohl mir der Sinne u. s. w. Der Abgesang hat zugleich die Natur des Refrains. Kann und gewann reimt aus einem Gesetz in das andere hinüber.

40. Im Originale ist mit W. W. hinter Z. 8. ein Kolon, hinter Z. 10. ein Komma zu setzen. — Die Schlußworte giebt Gleim S. 55. so wieder:

Sie, zu der ich manchen kleinen Haß
Mitten unter Liebes-Schmeichelei
Trag in diesem meinem Herzen — Ei!
Warum thut sie das?

41. Ein schwaches Lied, dem auch die versuchte neue An-

ordnung der Gesetze nicht aufhilft. Die Herrin traut dem neuen Bewerber nicht, sie weist seine Dienste zurück, weil sie fürchtet, sein Betragen werde ihr Schande machen. Der Bote entgegnet, sie solle ihm nur erst Hoffnung geben, und ihn ihrer Güte genießen lassen, so werde die Freude ihn gut machen. Ich weiß nicht, ob ich diesen Sinn mehr hervorgehoben, oder erst hineingetragen habe?

42. Leider nicht unversehrt erhalten. Der Uebersetzer hat die Lücken so gut es gehen wollte ausgefüllt. Man darf wohl nicht aus diesem unseres Dichters völlig würdigen Liede schließen, er sei von häßlicher Leibesbildung gewesen; doch wird er in der That keiner der schönsten Männer gewesen sein, sonst müßte man ihm seine Worte als Ziererei auslegen. Geht die Z. 13 Wan wie stât mir mîn houbet! auf das graue Haar, oder wie die folgende Zeile zu beweisen scheint, auf die Gesichtsbildung? Vergl. Lachmann 192. Wie übrigens Walther über den Werth körperlicher Schönheit für den Mann denke, zeigt der

45 eingeschobene Spruch. Vergl. II, 41.

46. Z. 9. Die Vorsicht, von der hier gesprochen wird, ist die Scheu vor den Merkern, die von den Minnesängern so viel gescholten werden. Der Dichter weiß sich die Nichtachtung, die seine Bewerbungen finden, vortheilhaft genug auszulegen. Ich habe die Ordnung der Strophen nicht ohne Noth verändert. In der ersten verlangt er den Gruß der Geliebten, auch wenn er ihr gleichgültig ist; in der zweiten gestattet er ihr, falls sie sich nur vor den Merkern scheut, ihn vorsichtig zu grüßen. Nun mag sie sich besinnen, fährt die dritte Str. fort, ob ich etwas bei ihr gelte: zur Minne genügt Einer nicht, es gehören zwei Herzen dazu und kein drittes. Darauf bezieht sich das Schlußgesetz: es soll dem Vorwurf begegnen, daß er gern nach der dritten und vierten blicke.

48. In diesem Gespräch mit der Herrin stellt sie der Sänger wegen der im vorigen Liede vermißten Grüße zur Rede. Sie verspricht sich hierin zu bessern, will aber von dem Tausche nichts wissen, den er in Vorschlag bringt. Alles beruht hier auf einem Wortspiel, indem sie Walthers Lehre Z. 21. 22 absichtlich mißversteht. Höchst ergötzlich ist Walthers Entgegnung; dennoch findet sie eine neue Ausflucht.

50. Es ist viel gestritten worden, wie dies Loos eigentlich befragt wird. Zunächst erinnert man sich wohl an die noch heutzutage selbst Erwachsenen bekannte Tändelei mit der sog. Strahlen- oder Sternblume, deren Blätter abgezupft und dabei abwechselnd die Worte gesprochen werden: Er liebt mich, von Herzen, mit Schmerzen, ein wenig, gar nicht. Gretchen im Faust spricht nur: Er liebt mich — liebt mich nicht — liebt mich — nicht — er liebt mich! Wie es aber mit dem Halm gehalten werde, darüber müßte man sich von jüngern Kindern belehren lassen. So viel ist wohl klar, das noch jetzt übliche Halmziehen, woraus die Redensart den kürzern ziehen entstanden ist, kann hier, wo nur von einem Halme die Rede ist, nicht gemeint sein, wie in v. Laßb. Lieders. I, 145 allerdings der Fall ist. Büsching (Idunna und Hermode 1813 S. 20. Anzeiger Nr. 5. S. 14) äußert darüber: Unter dem Halm ist wohl ein Schachtelhalm gemeint, dessen ringförmig getrennte Abtheilungen leicht auf das Spiel leiten; als Knabe habe ich ihn selbst öfters so gebraucht. Allein Walther spricht von einem Strohhalm, der gemessen wird; ein Zählen der Ringe kann also nicht gemeint sein. Eben so wenig würden die Knoten eines gewöhnlichen Strohhalms oder die Zwischenräume entscheiden haben, wie Grimm Kinderm. S. XXVIII. vermuthet; denn Walther spricht von einem kleinen Strohhalm, und selbst bei dem größten würden so viele Knoten nicht zu finden sein. Das Wahrscheinlichste bleibt daher W. Wackernagels Vermu-

thung, daß bei dieſer Loosfrage der Halm abwechſelnd zwiſchen Daumen und Zeigefinger der rechten und der linken Hand gefaßt werde, ſo daß immer eine Hand die andre ablöſt, indem ſie ihre Finger über die der andern legt, bis die Spitze des Halms mit den entſcheidenden Worten erreicht iſt. Dies kann mit dem kleinſten Halme geſchehen. Vermuthlich wird die rechte Hand dabei bejaht, die linke verneint haben. Aehnlich wird noch jetzt beim Ballſpiel der Schlägel durch Aufeinanderlegen der Fäuſte ausgelooſt, was Kaveln um die Ballkelle heißt. — Z. 6. Troſt und Tröſtelein, wie Lob und Löblein II, 58, 7; auch Lohn und Dänkelein, Freude und Freudelein kommen vor: Lachm. 52, 22. 100, 20; vgl. Wunder — Wünderlein Parziv. 656, 6. 7. Wenn aber unſer Lied zu Wien gedichtet iſt, ſo liegt nach Wackernagels Vermuthung (Lebensbeſchreibung Nitharts in v. d. Hagens Samml. v. Minneſ. Th. V.) in jener Wendung vielleicht noch ein Scherz auf den Herrn Tröſtelein, den ſpäterhin Ulrich v. Liechtenſtein (Frauendienſt S. 237) gleich zuerſt unter Friedrichs des Streitbaren Geſinde und Nithart als den Sanghelfer dieſes Fürſten nennt; dagegen kommt mitten unter den edeln Zeugen einer Thüringiſchen Urkunde von 1230 (Mencken scr. rer. german. I, 535) ein Fridericus Troſt vor. — Eine nach den vorhergehenden ſchwache und überdies zum Theil entſtellte dritte Strophe iſt weggelaſſen worden.

51. Lachm. 140 vermuthet eine Beziehung auf das vorhergehende Lied, und glaubt ein Tadlerl, vielleicht Volknant, habe unſern Dichter wegen des Halmmeſſens verhöhnt, und etwa die Bohne zum Spott gelobt. Dies iſt um ſo wahrſcheinlicher, als die Bohne bekanntlich auch am heil. Dreikönigsabend zum Looſen benutzt wird. Jac. Grimm erinnert in der Recenſion der Lachm. Ausg. (Krit. Bibl. für das Schulweſen 1828 Nr. 5.) an die in Schwaben gangbare Redensart: das

geht über das Bohnenlied hinaus, und den Refrain: Nu gang mir aus den Bohnen.

54. Die fünfte Strophe steht außer dem Zusammenhang. Das eigentliche Lied scheint aber schon mit der vierten zu Ende. Die fünfte und sechste waren wohl doppelte Schlüsse, von welchen der eine vor Rittern und Herren, der andere vor der Herrin gesungen ward. Z. 10 ist um einen Fuß zu lang gerathen: statt minnigliche wird man holde lesen müssen. — Ich habe oben (S. 189) bemerkt, daß Personen aus der heidnischen Götterlehre bei Walther nicht vorkämen; die Fortuna Z. 37 hat erst der Uebersetzer eingeschwärzt. Der Text hat Frô sælde. Frau Glück oder Frau Zufall ließ sich doch nicht sagen.

57. Das Schlußgesetz hat schon etwas von dem, was der Dichter weiterhin als unminniglicheſ Singen bezeichnet. Poetischer drückt sich im ähnlichen Fall Heinrich von Morungen (M. S. I, 50 b) aus: „Ich will diese Noth und das Leid um die Geliebte meinem Kinde vererben. Wenn ich dann todt bin, und sie meiner ledig zu sein glaubt, so hinterlasse ich noch einen Trost: daß mein Sohn zu einem schönen Mann erwächst, der mich an ihr rächen und ihr das Herz brechen wird, wenn sie sieht, wie schön er ist." Einige Strophen unseres Liedes sind sehr entstellt in das alte Volkslied von dem edeln Möringen übergegangen: vgl. Bragur III, 411. Str. 30. 31.

59. vergl. S. 46, wo die Aufforderung, ihm die Bürden der Liebe tragen zu helfen, schon vorkam, und wie hier die Nothwendigkeit der Gegenliebe aus dem Begriff der Minne hergeleitet werden sollte. Unminniglich ist wieder die Andeutung in der dritten Str., er werde sich ohne sie behelfen. Vergl. Uhland S. 66.

61. Gauch Z. 9. heißt der Kukuk, wie noch jetzt an manchen Orten Gutzgauch. Da er seine Eier in fremde Nester legen soll, so werden auch uneheliche Kinder so genannt, und

den Ruf gekommen, der mære Baum der Deutſchen zu ſein. — Die Alte wird wohl nicht bloß wegen des Traums, ſondern auch wegen der Krähe befragt, die ein Vogel unſeliger Vorbedeutung iſt. Uebrigens iſt auch hier der Auftakt feſten Regeln unterworfen. Er findet ſich nur in der 4. u. 6. Zeile jeder Strophe.

18—21. Der bekannte Wettſtreit zwiſchen Blumen und Klee findet ſich in beiden Liedern, von welchen das erſte auch Leutold von Seven zugeſchrieben wird. Würde ſich Walther ſo wiederholt haben? Das zweite müßte dem Alter des Dichters angehören, wenn nicht das letzte Geſetz ſpäter hinzugedichtet ſchiene. Von den Vöglein, von der Heide und dem grünen Klee hat Walther in der Jugend geſungen, wie II, 45, 5 zu zu ſagen ſcheint. S. 18 Z. 3. habe ich anders als Lachm. 51, 3. interpungirt. Die Abweichung von dem angenommenen Grundſatze, rein neuhochdeutſch zu überſetzen, in Z. 22, entſchuldige man mit der Blumenſprache, deren Grammatik noch nicht feſtgeſtellt iſt.

22. Wie die zunächſt folgenden im Winter gedichtet. Des Frühlings und guter Frauen ſoll man in böſen Tagen gedenken und ſich damit tröſten. Der Sänger ſchämt ſich der Traurigkeit, wie die Haide erröthet, wenn ſie den Wald grünen ſieht. Bekanntlich blüht das Haidekraut röthlich, jedoch erſt im hohen Sommer. Vergl. S. 119: „Die Haide roth, der grüne Wald.“ Das folgende Geſetz zeigt, wie der Gedanke an die Herrin ihn vor Unmuth bewahrt, und das dritte tadelt die Jungen und Reichen, daß ſie nicht froh ſind, denn Frohſinn gilt für Tugend. Das Schlußgeſetz führt den Gedanken in Bezug auf die Reichen mit epigrammatiſcher Laune weiter.

24. Wird auf das vorhergehende Lied ausdrücklich Bezug genommen, deſſen Z. 17. hier wiederkehrt, wie auch der Tadel der Reichen und Jungen. Die folgenden Geſetze entſcheiden die wohl oft mit Rückſicht auf die Minne verhandelte Streitfrage,

ob Winter oder Sommer den Vorzug verdiene? dahin: einem Paare, das sich ohne Furcht vor den Merkern (Spähern) zusammenfinden könne, gezieme am besten der Sommer; andere aber, die es nicht so gut hätten, entschädige der Winter durch seine langen Nächte für Sorgen und banges Harren. Diese Erklärung gehört W. Wackernagel; ich theile sie mit, weil ich keine bessere weiß, gestehe aber, daß sie mich nicht ganz befriedigt.

25. Die Z. 10, welche über die Stellung dieses Liedes entschied, wiederholt noch einmal den in diesem Abschnitt vorherrschenden Gedanken, der auch in den ersten Zeilen des folgenden noch einmal wiederkehrt: Die Frauen sollen uns in böser Jahreszeit trösten, die Minne kann Winter in Sommer verwandeln; für sie sind alle Jahreszeiten gleich. Darum hatte ich S. 24 Z. 8—11 zuerst so übersetzt:

Wo sich Lieb bei Liebe freut
Aller Sorge los und frei,
Wonniglich hat sich erneut
Da der junge süße Mai.

Das Lied, bei dem wir stehen, gehört wohl nicht Walthern: es scheint von einem befreundeten Sänger oder spätern Jünger seiner Kunst, etwa dem Truchsessen von Singenberg, durch das Schlußgesetz, eine Art von Geleit, an ihn gerichtet. Die Namen Z. 24. würden die einzigen sein, die aus der heidnischen Götterlehre bei Walther vorkämen.

27. Da es Pflicht ist fröhlich zu sein (vergl. zu S. 22.), weil ohne Freude Niemand taugt, so wünscht sie der Sänger bei der Geliebten zu finden; auch haben ihm die Augen, wenn er sie nach ihr aussandte, stets freudige Botschaft gebracht. Dies führt zu einer Variation des Themas von den leiblichen und geistigen Augen, an die man unten S. 88. wieder erinnert wird.

29. Mit dem schulmeisternden Tone der ersten Strophen versöhnt kaum die rührende Schlußwendung, welche an die eines frühern Liedes S. 24 erinnert. Einige Lieder ähnlichen Inhalts, die zum Theil gar Wiederholungen des hier Gesagten enthalten, wie z. B. Lachm. 98, 9. habe ich zu übersetzen vermieden, weil wohl kein Kapitel leichter ermüdet.

31. In Bezug auf das erste Gesetz weiß ich eine bekannte Thatsache nicht besser als mit Uhlands Worten zu berichten (S. 88): „Hinwieder zeigt eine Stelle im Frauendienst (Ulrich von Liechtensteins, übersetzt von L. Tieck) wie gangbar Walthers Gesang eben in jenen Gegenden (Oesterreich u. s. w.) war. Als Ulrich auf der Ritterfahrt, die er als Königin Venus unternommen, gen Wien reitet, begegnet ihm einer seiner Knechte, der ihm erfreuliche Botschaft von der Frau seines Herzens zu melden hat. Der Bote darf den verkleideten Herrn nicht anreden; er reitet daher bloß hinter demselben her und singt ein Lied, wodurch er kund giebt, daß er gute Botschaft bringe:

Heißt mich froh willkommen sein,
Der euch Neues bringet, das bin ich.

Das Lied, sagt Ulrich, klang mir in mein Herze und that mir inniglich wohl." Auf dieses einst berühmte Lied beruft sich Walther 87, 14. zum Beweise, daß Niemand besser von deutschen Frauen gesprochen habe, als er. Seine vielfachen Wanderungen S. 32. Z. 17, auf denen er die damaligen Grenzen Deutschlands nach allen Seiten überschritt, wie er II. S. 75, von sich rühmt „von der Mur zur Seine, von der Trave bis zum Po" die Sitten der Menschen beobachtet zu haben, berechtigten ihn zu einem vergleichenden Urtheile. Das Schlußgesetz steht wohl außerhalb des Gedichts: es mag als eine Art Geleite an die Herrin zu betrachten sein, die ein so allgemeines Lob deutscher Frauen nicht beleidigen sollte. Doch verläugnet sich hier

Walthers geiſtreiche Weiſe. Treffender baut er allem Argwohn 71, 30 vor, welche Strophe nach Lachmanns Vermuthung eine Entſchuldigung des dritten Geſetzes unſers Liedes iſt. Vergl. auch 47, 25 fgg. — Z. 31. Das Original ſtellt hier wîp und frouwen einander entgegen: vergl. die Anmerk. zu S. 102.

34. Die erſte Zeile enthält Kunſtausdrücke der Reitſchule. In der dritten und vierten bin ich der Lesart der Handſchrift B ümbe hort, der vrœt dich die (Lachm. 160) gefolgt. Die Schlußzeile entſchied für die Stellung des Gedichts, das ſonſt in das zweite Buch gehört hätte.

35. Wir wenden uns von dem allgemeinen Preiſe der Frauen zu dem beſonderen Dienſt der erwählten Herrin. Zur Einleitung ſtehen zwei Sprüche, die uns Walthers hohe Begriffe von der Würde der Minne kennen lehren. Andere Stellen hierüber hat Uhland 64 geſammelt. Hierhin läßt ſich auch das ſchon oben S. 9. mitgetheilte Zwiegeſpräch über die Eigenſchaften rechnen, welche an Frauen den Männern, und umgekehrt, am Sicherſten gefallen. Spruch 1, Z. 1: Ob die Minne Mann oder Weib, ein Er oder eine Sie ſei, darüber unterhält ſich in dem Fragment des ächten Titurels Sigune mit Schionatulander Str. 58. Auch Ulrichen von Liechtenſtein M. S. II, 34. a fragt die Herrin, ob die Minne Mann oder Weib ſei? Die Z. 7., welche im Text fehlt, habe ich nach Gutdünken ergänzt. — Der Gedanke des zweiten Spruchs findet ſich auch bei dem Stricker (Lachm. 198): „Wer ein Gotteshaus entweiht, verdient große Strafe. Das thut jeder Buhler und jede Buhlerin: was ſie Minne heißen, iſt falſch nach Minne geſchlagen. Bringen ſie nun ihr ſchlechtes Geld vor die Münzſtätte der wahren Minne, ſo werden ſie als Falſchmünzer mit ſchwerer Buße belegt.“ So ſpricht auch der Franziscanermönch Berthold (Predigten, herausgegeben von Kling, S. 263 fgg.)

von der falschen Münze, welche die Teufel auf den von Gott eingesetzten Frieden geschlagen hätten; und S. 265 fgg.: „Auch auf die wahre Minne hat der Teufel falsche Münze geschlagen. Weil der Mensch seinen Nächsten lieben soll, wie sich selbst (das ist die wahre Minne), so hat der Teufel falsche Münze darauf geschlagen, und du minnest deinen Nächsten wie dich selbst, das ist so gesprochen: weil du selber unkeusch bist an dem Leibe, so minnest du alle die desto gerner, die da unkeusch sind; denn du hoffst, sie werden dir dienen zur Unkeuschheit.“ Ottokar von Horneck aber sagt von der berüchtigten Buhlerin König Wenzels von Böhmen, die Teufelin habe auf die Minne falsche Münze geschlagen (742 a), und anderswo dasselbe von einem Sodomiter (196 b). Indeß scheint Walther hier die wahre Minne nicht wie Berthold von der Nächstenliebe, sondern von der reinen Minne zu edlen Frauen zu verstehen; in einem späteren Gedicht S. 116, wo Z. 7. die Liebe zu Gott gemeint ist, kommt er Bertholds Sinne näher. In Bezug auf S. 35, 2, 7 bemerkt W. Grimm G. G. A. 1827 S. 2034: „die Worte: minn ist ze himel sô gefüege, daz ich si dar geleites bite sind ein Nachklang von Wolframs Titurel 46, 2: minne hât ûf erde unde ûf himele vür got geleite.“

36. Der Ton gehört zu den vieldeutigen. Lachmann läßt in der Auswahl 194 den ersten Stollen da beginnen, wo nach unserer Eintheilung der Abgesang anfängt, der bei ihm nur die beiden letzten Zeilen begreift. Die Z. 5. 6 sind für den Uebergang vom allgemeinen Lob der Frauen zum eigentlichen Minnedienst entscheidend. Walther hat seine Herrin zuerst im Bade gesehen; er ist nicht davon erblindet, aber ihr Pfeil hat sein Herz getroffen. Hier ist sie als Frau Minne gedacht, die in der Poesie des Mittelalters Bogen und Pfeile oder eine Lanze führt. Vergl. 52, 14. 18. Der Sohn der Liebesgöttin, dem jenes Attribut eigentlich zukommt, ist in der Romantik nie recht hei-

heimisch geworden. Vergl. Diez a. a. O. S. 139. Die dritte Str. die von dem Fleiße spricht, welchen Gott auf die Wangen der Herrin verwandt hat, erinnert an S. 100, wo Gott ein guter Bildgießer genannt wird. Schwierig ist das Verständniß des Schlußgesetzes. Ist das rothe Küssen der Mund der Herrin? Damit stimmte Z. 45 u. 46 nicht. Oder ein Kissen, ein Theil ihres Bettes? das würde wohl erklären, warum sich der Dichter in die Nähe wünscht, wenn sie es an ihr Wänglein legt, stimmt aber mit den Schlußzeilen nicht, die mehr zu der ersten Deutung passen. Am besten ist es wohl beide Erklärungen zu verbinden und ein Wortspiel mit dem doppelten Sinn des Ausdrucks Küssen anzunehmen. Jedenfalls ist an keine Anspielung auf das schlaferregende Küssen der schönen Kamele im Tristan (Ulr. Fortf. Z. 11672. Heinr. F. 4866) zu denken. Den späterhin oft wiederholten Liebesscherz mit dem Zurückgeben des Kusses Z. 50. hat auch Reinmar der Alte, Man. Samml. I, 65 a. Uebrigens habe ich die natürliche Folge der Gesetze vorgezogen.

39. Auch dies Lied, das indeß als ein Waltherſches so wenig verbürgt ist, wie die beiden folgenden, erinnert an den Volkston, noch mehr aber an Ulrichs von Liechtenstein bekannte Tanzweise: Wohl mir der Sinne u. s. w. Der Abgesang hat zugleich die Natur des Refrains. Kann und gewann reimt aus einem Gesetz in das andere hinüber.

40. Im Originale ist mit W. W. hinter Z. 8. ein Kolon, hinter Z. 10. ein Komma zu setzen. — Die Schlußworte giebt Gleim S. 55. so wieder:

Sie, zu der ich manchen kleinen Haß
Mitten unter Liebes-Schmeichelei
Trag in diesem meinem Herzen — Ei!
Warum thut sie das?

41. Ein schwaches Lied, dem auch die versuchte neue An-

ordnung der Gesetze nicht aufhilft. Die Herrin traut dem neuen Bewerber nicht, sie weist seine Dienste zurück, weil sie fürchtet, sein Betragen werde ihr Schande machen. Der Bote entgegnet, sie solle ihm nur erst Hoffnung geben, und ihn ihrer Güte genießen lassen, so werde die Freude ihn gut machen. Ich weiß nicht, ob ich diesen Sinn mehr hervorgehoben, oder erst hineingetragen habe?

42. Leider nicht unversehrt erhalten. Der Uebersetzer hat die Lücken so gut es gehen wollte ausgefüllt. Man darf wohl nicht aus diesem unseres Dichters völlig würdigen Liede schließen, er sei von häßlicher Leibesbildung gewesen; doch wird er in der That keiner der schönsten Männer gewesen sein, sonst müßte man ihm seine Worte als Ziererei auslegen. Geht die Z. 13 Wan wie stât mir mîn houbet! auf das graue Haar, oder wie die folgende Zeile zu beweisen scheint, auf die Gesichtsbildung? Vergl. Lachmann 192. Wie übrigens Walther über den Werth körperlicher Schönheit für den Mann denke, zeigt der

45 eingeschobene Spruch. Vergl. II, 41.

46. Z. 9. Die Vorsicht, von der hier gesprochen wird, ist die Scheu vor den Merkern, die von den Minnesängern so viel gescholten werden. Der Dichter weiß sich die Nichtachtung, die seine Bewerbungen finden, vortheilhaft genug auszulegen. Ich habe die Ordnung der Strophen nicht ohne Noth verändert. In der ersten verlangt er den Gruß der Geliebten, auch wenn er ihr gleichgültig ist; in der zweiten gestattet er ihr, falls sie sich nur vor den Merkern scheut, ihn vorsichtig zu grüßen. Nun mag sie sich besinnen, fährt die dritte Str. fort, ob ich etwas bei ihr gelte: zur Minne genügt Einer nicht, es gehören zwei Herzen dazu und kein drittes. Darauf bezieht sich das Schlußgesetz: es soll dem Vorwurf begegnen, daß er gern nach der dritten und vierten blicke.

48. In diesem Gespräch mit der Herrin stellt sie der Sänger wegen der im vorigen Liede vermißten Grüße zur Rede. Sie verspricht sich hierin zu bessern, will aber von dem Tausche nichts wissen, den er in Vorschlag bringt. Alles beruht hier auf einem Wortspiel, indem sie Walthers Lehre Z. 21. 22 absichtlich mißversteht. Höchst ergötzlich ist Walthers Entgegnung; dennoch findet sie eine neue Ausflucht.

50. Es ist viel gestritten worden, wie dies Loos eigentlich befragt wird. Zunächst erinnert man sich wohl an die noch heutzutage selbst Erwachsenen bekannte Tändelei mit der sog. Strahlen- oder Sternblume, deren Blätter abgezupft und dabei abwechselnd die Worte gesprochen werden: Er liebt mich, von Herzen, mit Schmerzen, ein wenig, gar nicht. Gretchen im Faust spricht nur: Er liebt mich — liebt mich nicht — liebt mich — nicht — er liebt mich! Wie es aber mit dem Halm gehalten werde, darüber müßte man sich von jüngern Kindern belehren lassen. So viel ist wohl klar, das noch jetzt übliche Halmziehen, woraus die Redensart den kürzern ziehen entstanden ist, kann hier, wo nur von einem Halme die Rede ist, nicht gemeint sein, wie in v. Laßb. Lieders. I, 145 allerdings der Fall ist. Büsching (Idunna und Hermode 1813 S. 20. Anzeiger Nr. 5. S. 14) äußert darüber: Unter dem Halm ist wohl ein Schachtelhalm gemeint, dessen ringförmig getrennte Abtheilungen leicht auf das Spiel leiten; als Knabe habe ich ihn selbst öfters so gebraucht. Allein Walther spricht von einem Strohhalm, der gemessen wird; ein Zählen der Ringe kann also nicht gemeint sein. Eben so wenig würden die Knoten eines gewöhnlichen Strohhalms oder die Zwischenräume entschieden haben, wie Grimm Kinderm. S. XXVIII. vermuthet; denn Walther spricht von einem kleinen Strohhalm, und selbst bei dem größten würden so viele Knoten nicht zu finden sein. Das Wahrscheinlichste bleibt daher W. Wackernagels Vermu-

thung, daß bei dieſer Looſsfrage der Halm abwechſelnd zwiſchen Daumen und Zeigefinger der rechten und der linken Hand gefaßt werde, ſo daß immer eine Hand die andre ablöſt, indem ſie ihre Finger über die der andern legt, bis die Spitze des Halms mit den entſcheidenden Worten erreicht iſt. Dies kann mit dem kleinſten Halme geſchehen. Vermuthlich wird die rechte Hand dabei bejaht, die linke verneint haben. Aehnlich wird noch jetzt beim Ballſpiel der Schlägel durch Auseinanderlegen der Fäuſte ausgelooſt, was Kaveln um die Ballkelle heißt. — Z. 6. Troſt und Tröſtelein, wie Lob und Löblein II, 58, 7; auch Lohn und Dänkelein, Freude und Freudelein kommen vor: Lachm. 52, 22. 100, 20; vgl. Wunder — Wünderlein Parziv. 656, 6. 7. Wenn aber unſer Lied zu Wien gedichtet iſt, ſo liegt nach Wackernagels Vermuthung (Lebensbeſchreibung Nitharts in v. d. Hagens Samml. v. Minneſ. Th. V.) in jener Wendung vielleicht noch ein Scherz auf den Herrn Tröſtelein, den ſpäterhin Ulrich v. Liechtenſtein (Frauendienſt S. 237) gleich zuerſt unter Friedrichs des Streitbaren Geſinde und Nithart als den Sanghelfer dieſes Fürſten nennt; dagegen kommt mitten unter den edeln Zeugen einer Thüringiſchen Urkunde von 1230 (Mencken scr. rer. german. I, 535) ein Fridericus Trost vor. — Eine nach den vorhergehenden ſchwache und überdies zum Theil entſtellte dritte Strophe iſt weggelaſſen worden.

51. Lachm. 140 vermuthet eine Beziehung auf das vorhergehende Lied, und glaubt ein Tadlerl, vielleicht Volknant, habe unſern Dichter wegen des Halmmeſſens verhöhnt, und etwa die Bohne zum Spott gelobt. Dies iſt um ſo wahrſcheinlicher, als die Bohne bekanntlich auch am heil. Dreikönigsabend zum Looſen benutzt wird. Jac. Grimm erinnert in der Recenſion der Lachm. Ausg. (Krit. Bibl. für das Schulweſen 1828 Nr. 5.) an die in Schwaben gangbare Redensart: das

geht über das Bohnenlied hinaus, und den Refrain: Nu gang mir aus den Bohnen.

54. Die fünfte Strophe steht außer dem Zusammenhang. Das eigentliche Lied scheint aber schon mit der vierten zu Ende. Die fünfte und sechste waren wohl doppelte Schlüsse, von welchen der eine vor Rittern und Herren, der andere vor der Herrin gesungen ward. Z. 10 ist um einen Fuß zu lang gerathen: statt minnigliche wird man holde lesen müssen. — Ich habe oben (S. 189) bemerkt, daß Personen aus der heidnischen Götterlehre bei Walther nicht vorkämen; die Fortuna Z. 37 hat erst der Uebersetzer eingeschwärzt. Der Text hat Frô sælde. Frau Glück oder Frau Zufall ließ sich doch nicht sagen.

57. Das Schlußgesetz hat schon etwas von dem, was der Dichter weiterhin als unminnigliches Singen bezeichnet. Poetischer drückt sich im ähnlichen Fall Heinrich von Morungen (M. S. I, 50 b) aus: „Ich will diese Noth und das Leid um die Goliebte meinem Kinde vererben. Wenn ich dann todt bin, und sie meiner ledig zu sein glaubt, so hinterlasse ich noch einen Trost: daß mein Sohn zu einem schönen Mann erwächst, der mich an ihr rächen und ihr das Herz brechen wird, wenn sie sieht, wie schön er ist." Einige Strophen unseres Liedes sind sehr entstellt in das alte Volkslied von dem edeln Möringer übergegangen: vgl. Bragur III, 411. Str. 30. 31.

59. vergl. S. 46, wo die Aufforderung, ihm die Bürden der Liebe tragen zu helfen, schon vorkam, und wie hier die Nothwendigkeit der Gegenliebe aus dem Begriff der Minne hergeleitet werden sollte. Unminniglich ist wieder die Andeutung in der dritten Str., er werde sich ohne sie behelfen. Vergl. Uhland S. 66.

61. Gauch Z. 9. heißt der Kukuk, wie noch jetzt an manchen Orten Gutzgauch. Da er seine Eier in fremde Nester legen soll, so werden auch uneheliche Kinder so genannt, und

das Wort überhaupt zum Schelten gebraucht, z. B. 144, 14. Es galt, wie der Dichter vielleicht auch nur im Scherz voraussetzt, als eine böse Vorbedeutung für den ganzen Tag (vgl. S. 91), wenn man die Stimme der genannten Thiere früh am Morgen vernahm. Ueber den Kukuk als Unglücksvogel vgl. Br. Grimm Sagen II, 55 und über gute u. böse Vorbedeutungen überhaupt J. Grimm in den Wiener Jahrbüchern XXXII (1825) S. 222—225. — Um Einheit in dies Gedicht zu bringen, muß man annehmen, daß die Freudenstörer, gegen welche die drei ersten Gesetze noch gelinde genug eifern, seine Treue bei der Herrin verdächtigt, vielleicht auch wohl die Frage zur Sprache gebracht haben, welcher Frau er eigentlich diene. Von diesem Verdacht reinigt er sich nun im vierten Gesetze durch einen Eid, den er auf den Leib der Geliebten, wie auf eine heilige Reliquie schwört. In der Schlußstrophe scheint er seine Herren und Freunde aufzufordern ihm als Eideshelfer in seiner Liebessache beizustehen. Der Abgesang steht hier in drei Gestalten, wie etwas Aehnliches II, 67 vorkommt; s. oben S. 172. Auch bei Heinr. von Morungen (M. S. I, 54 b) findet sich eine ähnliche Verdoppelung des Abgesanges. Vermuthlich kehrte die Gesangweise auch in den übrigen Strophen mehrmals wieder, so daß ein anderer Text bei den Wiederholungen der Melodie angefügt werden konnte. In der letzten Wiederholung findet sich der Name der Geliebten angegeben, was sonst in der Poesie der Minnesinger fast beispiellos ist: es wurde für die höchste Zuchtlosigkeit angesehen. Der Welt sollte es ein unauflösliches Räthsel bleiben, welchem Gegenstande ihre Lobsprüche und zärtlichen Bewerbungen galten. Wie hätten sie sonst so öffentlich Minnesold verlangen können, wenn man wußte, oder wissen sollte, welcher vornehmen Frau Zumuthungen solcher Art gemacht würden? Die Sitte hatte die Freiheit des Minnegesanges mit der Ehre der Frauen durch

dieſe Vorſchrift trefflich ausgeglichen. Auch bei den Provenzalen blieb der Name der Herrin ungenannt; doch trat zuweilen ein allegoriſcher an die Stelle. Wer darunter verſtanden ſei, dies konnte und ſollte kein Geheimniß bleiben; denn die Dame verlangte, daß ihr Lob verbreitet würde. Diez P. d. Tr. S. 150. Allein die Kundwerdung dieſes Geheimniſſes löſte nicht ſelten das ganze Verhältniß auf, oder führte es einem tragiſchen Ausgange zu, wie in der ſagenhaften Geſchichte Guillems von Cabeſtaing (Fr. Diez Leben und Werke der Troubadours, Zwickau 1829 S. 17 fgg.), welche ſich auch in Deutſchland feſtgeſetzt hat, wo ſie von dem Brennberger (dem Minneſänger Herrn Reinmann von Brennenberg Man. S. II, 184. vgl. Grimm deutſche Sagen II, 211. Wunderhorn II, 229) erzählt wird. Daß die Herrinnen ſelbſt den Mangel an Verſchwiegenheit auf das Härteſte ahndeten, verſteht ſich von ſelbſt. Eine altitalieniſche Novelle provenzaliſchen Urſprungs (Cento nov. ant. 61) erzählt davon ein Beiſpiel. Ein Ritter und Troubadour, den ſie Meſſer Alamanno nennt, der aber, wie uns Diez (Poeſie der Troub. S. 28. Leben der Tr. S. 532) lehrt, Richart von Barbezieux hieß, liebte eine ſchöne Edelfrau am Hofe von Puy Notre-Dame in Provence, und zwar ſo geheim, daß ſie ihm Niemand herausbringen konnte. Sie ihrerſeits ließ ſeine Dienſte nicht unbelohnt. Die Edelknappen von Puy aber verbanden ſich, ihn bei einem bevorſtehenden Turnier dahin zu bringen, daß er ſich ſeiner Dame rühme. Es gelang ihnen; die Folge war aber, daß ihn die Dame verabſchiedete, und hernach hundert Barone, hundert Ritter, hundert Edelfrauen und hundert Fräulein für ihn um Gnade rufen mußten, ohne zu wiſſen warum. Vergl. Novellenſchatz der Italiener, Berlin bei Finke 1831. S. 20. So kann denn Hiltegunde nicht der wirkliche Name der Herrin ſein. Uhland war es, der in dieſer Stelle eine Anſpielung auf das zum deutſchen Helden-

kreis gehörige Gedicht von Walther und Hiltegunde erkannte. Mit diesem Namen hat unser Sänger, wie Lachm. S. 189 bemerkt, diejenigen zum Besten, die sich jenes unbescheidene Nachspüren zu Schulden kommen ließen. Dies bestätigt auch der Ausdruck Schamelosen (Unverschämten) Z. 14, dessen er sich in dem folgenden Liede gegen dieselben Spürer wieder bedient. Vergl. W. Grimm deutsche Heldensage S. 59.

63. Nachdrücklicher erwehrt sich hier Walther der Zudringlichen. Er stellt sich bereit, den Namen seiner Herrin zu nennen, hütet sich aber wohl, es wirklich zu thun. Sie hat zwei Namen, fährt er fort, Gnade und Ungnade. Wer mir jenen rauben will, dem werde dieser zu Theil. Diese Drohung mit dem Zorn seiner Herrin könnte man auf ihren hohen Stand deuten, wenn der Dichter Vermuthungen dieser Art nicht zu strenge verpönt hätte. In dem folgenden Gesetz währt der Ausbruch seiner Entrüstung fort. Er kündigt an, daß er die Gesellschaft verlassen will, der Unverschämten wegen. Ehe er sich aber entfernt, unterläßt er nicht, den übrigen Anwesenden einen Verweis zu geben. Es wäre ihre Pflicht gewesen den Unbescheidenen zu wehren.

64. Das Lied, dem diese Strophe entlehnt ist, konnte ich nicht ganz übertragen. Es eifert gegen die Merker, welche Schuld sind, daß jetzt Niemand mehr Liebes geschehen kann; dann folgt unser Gesetz, das noch einmal auf die Frage nach dem Namen der Geliebten zurückkommt. Die Würzburger Handschrift (E) schreibt Walthern ein vermuthlich unechtes Lied zu, dessen letzte Strophe so lautet: Dumme Leute nehmen mich bei Seite und fragen, wer sie sei? Es wäre ein großes Wunder, wenn sie es riethen; denn was ich davon gesagt habe, ist nie geschehen:

Wollt ihr hören wunderliche Märe?
Gerne wüßt ich selber wer sie wäre.

65. Uhland sagt S. 63: „Dennoch scheinen die Merker auf eine Spur gekommen zu sein. Man wirft ihm vor, daß er seinen Sang so nieder wende". Wenn ich Z. 2. 3. richtig verstehe, so schlossen sie nur, daß sie nicht sehr schön noch reich sei, weil er diese Eigenschaften nicht hervorgehoben habe. Auf beides legt er aber wenig Gewicht. Er zieht Liebreiz (liebe) der Schönheit vor, und verlangt dazu nur Treue und Stätigkeit. Bemerkenswerth bleibt es indeß, daß Walther in andern Liedern, wie den gleich folgenden, die Schönheit seiner Herrin sehr hoch schätzt, wie er auch S. 45 Z. 1. ausdrücklich gesagt hat, es gezieme sich beim Lobe der Frauen wohl, daß man ihre Schönheit rühme. Doch darf man wohl darum unser Lied Walthern nicht absprechen: wie hier wird der Liebreiz der Schönheit vorgezogen Lachm. 92, 9 — 32 (vergl. Reinmann von Brennenberg, Man. Samml. 1, 185 b. 186 a). Beide Lieder mögen wohl einem andern, vielleicht innigern, Liebesverhältniß angehören, als etwa das vorige, wo wir eine Andeutung des hohen Standes der Herrin vermutheten, oder so viele andere, die auf Schönheit mehr Gewicht legen. Soll man an das Mädchen denken, mit dem er auf der Heide Blumen gebrochen hat? Dazu würde der Ausdruck frowelîn Z. 1 und das gläserne Fingerlein Z. 24. wohl passen. Fingerringe von Glas wurden im Mittelalter viel getragen: die schedula diversarum artium des Presbyters Theophilus giebt S. 343. 344 eine ausführliche Anweisung dergleichen zu verfertigen; im Tristan 16874 ist gläsern Fingerlein ein Ausdruck für etwas Unbedeutendes, Werthloses.

67. Die gewählte Anordnung der Gesetze wird sich von selbst rechtfertigen. Der Dichter beginnt mit der Vertheidigung seines Singens und Schweigens. Man hat ihm vorgeworfen, daß er übel von den Frauen spreche. Vielleicht bezog man sich auf Stellen, wie die schon oben als unminniglich bezeichneten.

Er will aber, daß man zwischen guten und bösen unterscheide (vgl. S. 98. 99), wie er S. 100 Z. 30 den Guten zur Pflicht macht, sich selbst von den Bösen zu scheiden, und S. 103 den Frauen vorwirft, daß sie die Männer nicht auch unterschieden, wie er die Frauen. Die guten hat niemand mehr gelobt als er. Vergl. zu S. 31. Dies führt ihn natürlich auf das Kapitel von Fehlern und Tugenden, mit welchem sich die folgenden Strophen beschäftigen. Das Schlußgesetz macht die Anwendung auf die Neider, von welchen er angehoben hat, und die nun das ganze Uebergewicht seiner siegenden Kunst empfinden müssen. Uebrigens hat die erste Strophe nachgeahmt der Marner M. S. II, 173 a. Vergl. auch S. 103, 23. Verwandt ist die Drohung S. 98, er werde sich des Singens ganz begeben, wenn sich die Welt nicht bessere.

70. Hier wieder die Beschwerde, daß die Herrin ihre Freunde zurücksetze und die Feinde begünstige, wie 68, 25. Die Klage über die in ihrem Dienst verlorene Zeit findet sich auch bei Heinr. von Morungen Man. S. I, 51 b. Das geleitartige Schlußgesetz wurde schon oben S. 191 besprochen. Mit Z. 18 — 21. vergl. Tannhäuser Man. Samml. II, 65 b. 66 b.

72. Ueber den Ton vergl. oben S. 169. 170. Die inneren Reime finden sich S. 114 — 16 wieder. Auch dies Lied beschäftigt sich mit der Schönheit der Herrin und dem Unglimpf der Neider. Das Geleit enthält einen der zierlichsten Gedanken, die je dem Haupt eines höfischen Sängers entsprangen. Die Sitte, den Spielleuten mit Kleidern zu lohnen, wird im Herrendienst besprochen werden. Walther erklärt, er habe getragene Kleider nie genommen. Wenn ihm dies als Hochmuth ausgelegt werden könnte, so hält diesem die Demuth das Gleichgewicht, mit welcher er sich zu der Klasse der Spielleute rechnet, über der ein ritterlicher Sänger, der wie er nur eigene Lieder vortrug, doch erhaben scheint.

78—81. Der Minnedichter kann über die Schönheit und Güte der Herrin nicht weit hinaus; wohl darf er noch den Lohn im Gesang erflehen, aber die Sitte verwehrt ihm, sich der genossenen Gunst zu rühmen. Dies bringt eine Einförmigkeit in den Minnegesang, die in der obigen langen Reihe werbender Lieder wohl zuweilen fühlbar geworden ist. Aber jene Schranke konnte nur auf künstliche Weise durchbrochen werden. Dazu diente das Wächter- oder Tagelied, das von dem Morgengesang, womit der Wächter den Tag begrüßt, den Namen hat. Die Provenzalen nennen es Alba d. h. Morgenroth; Fr. Diez (Poesie der Tr. S. 115) schildert es mit treffender Kürze: „es feiert das Glück zweier Liebenden, indem es den Tagesanbruch verwünscht"; doch hat das deutsche Tagelied manches Eigenthümliche, Diez S. 265. Dem Wächter an der Zinne fällt dabei die Rolle zu, den Anbruch des Tages zeitig zu melden, damit der begünstigte Ritter sich nicht versäume und mit seinem Leben zugleich die Ehre der Herrin gefährde. In solchen Darstellungen, welche die Minnesänger mit den reizendsten Farben auszustatten liebten, genossen sie des Vortheils, das Gebiet ihrer Kunst auf das anmuthigste Feld zu erstrecken, ohne gegen Sitte und Anstand zu verstoßen. Auch verriethen sie dabei nichts, noch zogen sie sich den Vorwurf der Ruhmredigkeit zu; denn diese Schilderungen waren ganz unpersönlich. Daraus erklärt sich, wie dies Thema so vielfach variiert wurde, daß eine eigene Gattung daraus entstand, die an Beliebtheit bei Deutschen und Provenzalen ihres Gleichen nicht hatte. Das einzige Tagelied, das unserm Dichter zugeschrieben wird, trägt nicht ganz den Charakter seiner Poesie, die einen helleren, vollen Ton liebt. Doch beruhigt darüber das Urtheil eines Kenners wie Lachmann, der Walthern dennoch für den Verfasser zu halten geneigt ist, und hier zwar Wolframs von Eschenbach Stil, aber nicht Wolframs Werk erkennt. Ohne Zweifel

besaß Walther Objectivität genug, eben dies bange Helldunkel, das ungewisse Zwielicht, das den nahenden Tag verkündet, jeder andern Färbung seines Tagelieds vorzuziehen. Die innig flüsternde Heimlichkeit, welche den Genuß verstohlener herzlicher Liebe bedingt, konnte nicht besser als durch das gewählte seltsam abgebrochene Maaß und die entfernt stehenden Reime ausgedrückt werden. — Die beiden Lieder, welche ich vorausgeschickt habe, möge man als Einleitung oder Uebergang betrachten. Das erste ist in Reimars Ton M. S. I, 72 b; das andre gehört Walthern wohl nicht an: der Ton findet sich S. 92 wieder.

82. Die hier beginnende neue Liederreihe mischt in den Preis der Herrin die Klage über den Verfall der Minne, Zucht und Fröhlichkeit. Zuweilen treten Betrachtungen solcher Art auch selbständig auf. Das schon vorrückende Alter des Sängers läßt ihn die Nichtigkeit aller irdischen Güter empfinden, sein Singen wird immer unminniglicher, er selbst fühlt es und sucht sich deshalb zu entschuldigen, wobei er sich aber mit der Herrin entzweit; endlich entsagt er dem Minnegesang ganz, nimmt Urlaub von der Welt, und wendet sich anderem Dienste zu.

Die Klage über den Verfall der Welt ist so alt wie sie; besonders eigen war sie immer dem Greisenalter, wie auch Walther S. 95 zu wissen scheint. Indessen hat es doch Zeiten gegeben, wo das Verderbniß wirklich so sichtbar um sich griff, daß Beschwerden darüber wohl auch jüngern Leuten geziemt hätten. Walther hat oben S. 22—4 der Jugend den Mangel an Frohsinn vorgeworfen und nach S. 95 den Alten oft widersprochen, wenn sie behaupteten, die Welt habe an Freuden abgenommen. Wenn er ihnen also jetzt Recht giebt, so könnte doch wohl die Schuld mehr an seiner Zeit gelegen haben. Hierüber

muß ich aber auf den Herrendienst verweisen. Ueber die beiden letzten Strophen unseres Liedes vergl. Anm. zu S. 97 fgg.

84. Z. 31 lies dünkt statt drückt. Der Gedanke des Schlußgesetzes findet sich auch häufig bei andern Dichtern; selbst bei Walther kehrt er Lachm. 115, 22 wieder. Ein modernes vielgesungenes Lied weiß auch davon:

Fern von dir hab ich so viel zu klagen,
Und dir gegenüber sitz ich stumm.

86. Z. 14 in einem Kleid: vergl. II, 8, 5 wo gar dreie in einem Kleid gehen. Damit hat I, 137, 14 (vergl. die Anmerk.) nichts gemein; wird wie hier von verschiedenen Personen, die in einem Kleide gehen, gesprochen, so sind nur verschiedene Eigenschaften derselben Person gemeint.

88. Vergl. S. 27 nebst der Anmerk.

91. Nahe verwandt ist der Ton des Liedes S. 24, dessen Inhalt hier auch nicht weit abliegt. Wir haben unsern Dichter dort und anderwärts sagen hören, daß der Gedanke an die Frauen im Leide trösten solle; jetzt aber kann das schönste Weib, womit doch wohl seine Herrin gemeint ist, ihn nicht mehr trösten: er ist einmal ins Leid hineingerathen, und wem am Morgen ein Uebel zustößt, der hat den ganzen Tag nichts Gutes zu erwarten; ein noch lebender Glaube, von dem schon oben zu S. 61 Z. 9 die Rede war. Vor Zeiten hätte solche Schönheit genügt ein ganzes Land zu zieren und zu erfreuen, aber in diesen falschen Tagen hat die Schönheit ihre Kraft verloren. Ich nehme also nicht mit Lachmann 211 an, die erste Strophe spreche ein Mädchen. Z. 9 lese ich im Text daz statt dazs.

92. Bis jetzt hat Walther wie S. 89 der Welt zu Gefallen Freude erheuchelt; denn obwohl das zunehmende Verderbniß der Zeit ihn traurig genug machte, so hielt er es doch für eine gesellige Pflicht, Andern nicht durch die Außenseite des

Kummers beschwerlich zu fallen. Unterdeß hat er aber andere Erfahrungen gemacht. Die Leute sind alle unfroh, da darf er auch nicht fröhlich scheinen, er würde sonst ihren Neid erregen. Vergl. die erste Str. des Liedes S. 102.

93. Z. 11. vgl. J. Grimms Rechtsalterthümer S. 702. Bei dem großen Werthe, welchen unsere Vorfahren auf den Schmuck des Haupthaars legten, welches nur die Freien unverschnitten tragen durften, galt schon das Haarabschneiden allein für Verstümmelung oder entehrende Strafe, wie jene Frankenkönigin Crotilde ihre Enkel lieber getödtet als geschoren sehen wollte. (Br. Grimm Sagen II, 83). Es war aber oft mit der Geißelung verbunden, und dann hieß es: die Strafe geht zu Haut und Haar. Zuweilen wurde auch das Haar nicht abgeschoren, sondern mit der Haut abgezogen.

94. Vergleiche S. 6. nebst der Anmerk. Der Gedanke dieses Gesetzes ist übrigens am nächsten verwandt mit dem Liede S. 91.

95. Die beiden letzten Strophen zeigen auch im Text Lachm. 122, 8. 17 einen Mittelreim in der ersten, langen Zeile des Abgesangs, nicht aber die erste Str., wo jedoch nach Wackernagels Vermuthung vielleicht volgalten statt wol gedagen zu lesen ist. Ich habe deßhalb die lange Zeile in zwei Halbzeilen zerlegt. Der Ausdruck länger als ein Jahr darf wohl nicht strenge genommen werden; er scheint nicht auf ein bestimmtes Ereigniß zu deuten, sondern nur überhaupt, wie Jahr und Tag, eine lange Zeit zu bezeichnen.

97 — 100. Die Frage, ob das Uebel durch das Weib oder den Mann in die Welt gekommen sei, wurde schon im Paradiese verhandelt. Zu Walthers Zeiten mochte sie häufig mit dem schon damals, wie man glaubte, sichtbaren Verfall der Minne, Sitte und Fröhlichkeit in nähern Bezug gebracht werden, und unser Dichter ist in diesen Liedern geneigt, den

Frauen die meiste Schuld beizumessen. Doch erinnere man sich, daß er oben S. 83 gegen die Betrüger eiferte, welche Minne heuchelu und Gegenminne mit so süßen Worten begehren, daß ein Weib nicht mehr wissen könne, wie die Männer es meinen; daß er auch S. 93 und 109 die Prahler verwünscht, welche edle Frauen in üblen Ruf bringen. Beides mochten wohl die Frauen oder ihre Sachwalter für sich anführen; wenigstens thut es Ulrich von Liechtenstein, der Dichter des Frauendienstes (nach der Handschrift übersetzt von L. Tieck 1812) in seinem noch ungedruckten, für die Sittengeschichte höchst wichtigen Frauenbuch (vergl. Primisser in den wöch. Nachr. I, 390. Wackernagel in der Schles. Monatschr. 1829. S. 443), gedichtet nach Lachmanns Bestimmung 1257, zwei Jahre nach dem Frauendienst, also etwa dreißig Jahre nach Walther, als das Verderbniß in Staat und Kirche nicht mehr zu leugnen war und auch der Kunstgesang seine besten Zeiten gesehen hatte. Ulrichs Frauenbuch hat keinen andern Gegenstand, als unsere hier von Walther angeregte Frage. Eine Frau und ein Ritter sind mit einander im Gespräch begriffen. Jene legt diesem die Frage vor, warum doch alle Männer jetzt unfroh seien, auch wenn sie keinen Grund zur Betrübniß hätten? Der Ritter giebt die Thatsache zu, meint aber, die Schuld liege an den Frauen, die nun die Männer nicht mehr grüßten wie sonst, und kaum antworteten, wenn man sie anrede. So entspinnt sich eine Art von Tenzone über unsere Frage, welche zuletzt Ulrich von Liechtenstein, der zufällig hinzukommt und zum Richter gewählt wird, zu Gunsten der Frauen entscheidet, wie sich von ihm erwarten ließ.

Etwas anders ist die Frage gefaßt in dem Roman von Aurelio und Isabella, welcher dem Verfasser des Pecorone, Giovanni Fiorentino, einem der ältesten italienischen Novellisten, der um das Jahr 1378 blühte, zugeschrieben wird. Th. War-

ton hatte von seinem Freunde William Collins erfahren, daß Shakspeares Sturm sich auf diesen Roman gründe. Vergl. Warton's history of english poetry Vol. III. p. 477. Eschenburg überzeugte sich aber aus eigener Ansicht, daß derselbe nichts enthalte, was mit dem Inhalt des Sturms die entfernteste Aehnlichkeit habe. Alles laufe darin auf die Frage hinaus, ob der Mann das Weib, oder das Weib den Mann mehr zur Sünde verleite. Aus dem Auszug in der Bibliotheque des Romans 1779. Avril 2. ersehe ich nun, daß der Stoff dieses Romans mit Shakspeares Maaß für Maaß wohl eine entfernte Aehnlichkeit hat. Vermuthlich hat dies Warton oder Collins verwechselt. Warum aber ersterer den Roman einen chemischen (komischen?) nennt, wird man nach folgender kurzen Inhaltsangabe vollens nicht begreifen: Isabella, die Tochter eines schottischen Königs, wird von Aurelio geschwängert. Damals galt in Schottland ein Gesetz gegen Unkeuschheit, das die Uebertreter mit Tod oder Verbannung belegte, je nachdem sie Verführer oder Verführte seien. Da nun von den Liebenden jeder sich selbst alle Schuld beimaß, so befahl der König dem Gericht auszumitteln, auf welcher Seite eigentlich die Verführung sei, ob der Mann das Weib oder das Weib den Mann verführe? Die schöne Hortensia und der junge Affronio, beide in Liebes- und Verführungssachen sehr erfahren, wurden den beiden Geschlechtern zu Anwälden bestellt, und führten die Sache ihrer Clienten mit Aufbietung der scharfsinnigsten und witzigsten Gründe. Diese wiederum tenzonenartige Verhandlung bildet den Kern des Buchs. Zuletzt entschied das Gericht gegen die Prinzessin, mithin unsere Frage zu Gunsten der Männer; das Weitere gehört nicht hieher.

99. Die erste Strophe wiederholt noch einmal die im vorigen Liede gegen die Frauen erhobene Anklage; doch wird sie hier den Herren in den Mund gelegt, und die Klagepunkte

näher angegeben. Die zweite Strophe läßt schließen, daß die Herrin die vorhergehende, oder das Lied S. 97 übel genommen und Walthern vorgeworfen habe, es sei mit seinem Preise der Frauen zu Ende, er fange nun an sie zu schmähen. Er unterscheidet wieder zwischen bösen und guten: jene könne er nicht loben, für diese sei er an Lob noch so reich als je. Als Beweis dieser Behauptung scheint die dritte Strophe hingestellt, welche in der That ein sehr geschicktes und verbindliches Lob der Herrin enthält. Den Stoff zu demselben hat er eben aus ihrem Tadel seines Angriffs auf die Frauen hergenommen; denn es gereicht ihr zum Ruhme, daß sie auch andere Frauen gelobt wissen will und deshalb keines Neides fähig ist. Gott hat sie so reich mit Schönheit und Reinheit bedacht, daß sie das Lob anderer guter Frauen ohne Empfindlichkeit vernehmen kann. Das nicht ganz erhaltene Schlußgesetz kehrt wieder zu der obigen Unterscheidung zurück, und räth Frauen wie Pfaffen sich von den Bösen ihres Geschlechts oder Standes fern zu halten und scharf zu sondern, damit sie nicht mit ihnen verwechselt oder durch solche Gemeinschaft zum Bösen verleitet werden. Vergl. zu 103, 40 fgg. — Z. 29. 30. vgl. oben S. 193. die Anmerk. zu 36. und Man. Samml. II, 226 b.

101. Der Sänger entsagt der Hoffnung bei der Herrin noch Gnade zu finden; es scheint sie hat ihm verboten, sie ferner zu preisen: ob in Folge des im vorigen Liede behandelten Zwistes, oder auf eine andere Veranlassung, ist nicht zu entscheiden. Wie sind aber die beiden Hälften zu verstehen, in die sein Gesang ihm zerschlagen ist? War es wirklich die Herrin, von der jenes Verbot ausging, so müßte die erste Hälfte der Frauendienst sein. Der zweiten gedenkt er nicht ausdrücklich; wenn aber die folgenden Worte Z. 5—8 auch vom Singen, nicht bloß vom Leben zu verstehen sind, wie 98, 39 Leben und Singen zusammengehörte, so müßte man den Gottesdienst dafür halten.

Diesem steht aber der Weltdienst gegenüber, der wie ein Aufgesang in seine beiden Stollen, Frauen- und Herrendienst zerfällt, so daß wir die erste Hälfte nicht auf den Frauendienst beschränken dürften. In der That giebt unser Dichter S. 112 fgg. den Weltdienst ausdrücklich auf. Räthselhaft bleibt es indessen, wie die erste dem Sinne nach nicht zu entbehrende Zeile doch außerhalb des Tones steht; denn der Bau des Gesetzes zeigt, daß erst mit der zweiten der erste Stolle beginnt. Statt mitten ist aber in der Mitte zu lesen: diese Zeile muß so viel Hebungen haben, als die erste oder vierte; denn um jenes Räthsel zu lösen, muß man annehmen, daß die erste nur die Weise angab, nach welcher das Folgende gesungen werden sollte. Walther hatte nämlich früher ein Lied gedichtet, das etwa mit den Worten: „Ich will mich länger noch auf ihre Gnade freun" (Lachm. 179.) begann. Leider ist davon nur ein verdorbener Text erhalten. In demselben Tone ist unsere Strophe gedichtet und die Anfangszeile des älteren Liedes ihr voraus gestellt, jedoch so verändert, daß sie nun verneint, was sie früher bejahte. Doch mag Walther wohl beide erste Zeilen des Stollen neben einander vorgetragen haben.

102. Um sein unminniglichen Singen zu entschuldigen, stellt Walther Z. 18. 19 den Satz auf, daß man sich darin nach der Welt richten müsse, wie er schon in der ersten Zeile sein neuerdings angenommenes unfrohes Wesen mit der allgemeinen Abnahme der Fröhlichkeit entschuldigt hat. Vergl. S. 92 nebst der Anmerk. Er weiß sich Beides als gute Lebensart auszulegen. Das dritte Gesetz bedient sich des so erstrittenen Rechts unminniglich zu singen; das vierte fährt darin fort, indem es eine neue Beschwerde gegen die Frauen erhebt: Sie machen keinen Unterschied unter den Männern und werden so Schuld an der allgemeinen Verderbniß. Vergl. Ulr. Frauenbuch 685 — 707 und oben S. 100 Z. 30 fgg. Das Schluß-

gesetz, das ich weder mit dem Gedankengange des Gedichts zu vereinigen noch zu übersetzen weiß, behandelt die bekannte Streitfrage, ob der Name Weib od. Frau ehrender sei. Bekanntlich hat Frauenlob davon den Namen, weil er sich zu Gunsten der letztern Benennung entschied, wie Walther und, wie es scheint, auch der Meisner im Meisterg. B. 45 b für die erstere. Ich habe indeß auf den Unterschied, den Walther zwischen frowen und wîben macht, nie Rücksicht nehmen können: wie die Sache in unserer heutigen Sprache steht, würde der Dichter eine andere Wahl getroffen haben. Hätte wohl Schiller sagen dürfen: Ehret die Weiber, sie flechten und weben ꝛc.?

105. Z 7. Schon Heinr. von Veldeck (Man. S. I, 50 a) tadelt die Frauen, daß sie graues Haar hassen und lieber neues Zinn als altes Gold nehmen. — Z. 17. So wirft Nithart seiner Herrin, der Welt, ihr Alter vor; sie zähle ja schon mehr als tausend Jahr und sei noch so albern wie ein siebenjähriges Kind. Aber Walthers Einfall ist sinnreicher und zierlicher, weil er sich als Repressalie gelegentlich von selbst ergiebt und fast mehr Lob als Tadel enthält.

107 — 8. Diese beiden Lieder oder Sprüche gehören zusammen; in der Mitte steht bei Lachm. 61 noch eine dritte nicht ganz erhaltene Strophe, worin die Geliebte angewiesen wird, wie sie ihn betrauern solle: mit Maaß, wie es ihr wohl ansteht. Zwei Handschriften haben sogar noch drei andere Strophen, deren Echtheit ich nicht bezweifle, deren Text aber für den Uebersetzer noch zu wenig festgestellt war. Nimmt man alle diese Strophen zusammen, so scheint es, Walther, der schon früher den Dienst seiner Herrin nicht ganz freiwillig verlassen habe, stelle sich als erwarte er aus Gram darüber seinen Tod, weshalb er auch sein Testament macht, mit dem es freilich nicht ernst gemeint ist, dessen satirischer Inhalt vielmehr auch auf die Verhältnisse zu der Herrin und auf seine Neider be-

zogen werden kann. Daſſelbe gilt auch von der Strophe S. 108. Viel ausdrücklicher ſprechen davon die übrigen von Lachm. nicht in den Text aufgenommenen Strophen der beiden Handſchriften. Ich möchte daher nicht an den Kreuzzug denken, mit dem es Walther viel ernſter nimmt.

108. Z. 3. lieſt W. W. ich hân ein mære von vernomen. Das Ausfahren der Augen Z. 11 iſt eine göttliche Strafe: vgl. unter andern das Lied vom heil. Anno Z. 825 fgg. wo ſie einen Läugner Gottes und Läſterer ſeiner Heiligen trifft.

109. Das Thema von dem rechten Maaß in Traurigkeit und Frohſinn kehrt auch hier wieder; doch wird es mehr lyriſch als dramatiſch abgehandelt. Man ſoll nicht groß thun mit dem Glück, das einem beſonders bei Frauen widerfährt, ſondern ſich harmlos freuen; man ſoll aber auch nicht trauern, wenn man glücklich iſt, ſondern wohlgemuth ſein, ohne ſich zu brüſten; vgl. Anm. zu S. 97 fgg. Was ihn ſelbſt betrifft, ſo iſt er ſogar wohlgemuth ohne Herzensfreude, und vielleicht eben weil er keine hat, denn mit Herzensfreude iſt immer Herzeleid verbunden. So aber, da er beide vermeidet, würde er von keinem Ungemach wiſſen, wenn ihn Gedanken nicht verfolgten. Aber oft bemeiſtern ſie ſich ſeiner ſo ganz, daß er nichts um ſich her vernimmt und alles überhört, was die Leute ihm zureden. Hier ſind nicht Liebesgedanken gemeint, ſondern wie das Schlußgeſetz zeigt Gedanken über die Vergänglichkeit und Falſchheit alles irdiſchen Glücks oder, wie er ſich in der dritten Strophe ausgedrückt hat, über die unzertrennliche Verbindung des Herzeleids mit aller Herzensfreude. Das ſchöne Gedicht ſchließt mit dem Vorſatz, ſich künftig nicht mehr nach falſchen Freuden zu ſehnen.

111. Ein zweiter, nicht ganz erhaltener Spruch auf daſſelbe Ereigniß iſt übergangen worden. Ueber Reimars Verhältniß zu Walther, und über die Zeit ſeines Todes wird in der

Anm. zu S. 51. des Herrendienstes die Rede sein. In Z. 12 scheint Walther schon ein Vorgefühl seines eigenen nahen Endes auszusprechen.

112. Vgl. S. 116. Die Welt ist als Eigenthümerin einer Schenke gedacht, welcher sie den Teufel als Wirth vorgesetzt hat, dem man zuletzt die Zeche bezahlen muß. Die Welt ist hier der Inbegriff aller weltlichen Freude, Lust und Begierde, im Gegensatz gegen das geistliche Reich Gottes, welches in der Schlußzeile des Liedes als die Herberge vorkommt, der sich der Dichter zuwenden will. — Z. 24 vgl. 116 Z. 13—20. Es ist eine sehr alte und vielverbreitete Allegorie, daß die Welt vorn schön und liebreizend sei, von hinten aber scheußlich und abscheulich; gleich wie von den Elfen erzählt wird, daß sie vorn von lieblichem Anblick, hinten aber hohl seien, wie die Bäume, die sie bewohnen. Conrad von Würzburg erzählt (Docen Misc. I, 56—64) von dem Ritter Wirnt von Gravenberg, dem Dichter des Wigalois, daß ihn die Welt in Gestalt einer wunderschönen Frau auf seinem Kämmerlein besucht habe, um ihm zu danken, daß er ihr als treuer Ritter gedient und Herz und Sinn zugewendet habe. Zum Lohne dafür wolle sie ihm ihren Anblick gewähren, damit er sehe, wie vollkommen sie sei und wie würdig solcher Dienste. Darauf habe sie ihm den Rücken zugewandt, und der Ritter mit Entsetzen gesehen, daß er mit Schlangen, Nattern und Kröten behangen, voller Blattern, Ausschlag und Geschwüre und schon bis auf die Knochen in Fäulniß übergegangen sei, so daß er den Entschluß gefaßt habe, ihren Dienst aufzugeben, das Kreuz zu nehmen und mit Gottes Heer wider die Heidenschaft zu streiten. Vergl. ein Lied des Guotâres im Meistergsb. Müller Jw. 68 a. Etwas Aehnliches wird auch von Thomas von Erceldoune erzählt, welchen Gottfried von Straßburg Thomas von Britanie nennt, und dessen Tristan Walter Scott herausgegeben und ergänzt hat.

Vgl. v. d. Hagens Grundriß S. 143. Hierhin gehört auch das Gedicht Jesus und die Welt in v. Hammers Gesch. der schönen Redekünste Persiens S. 236 fgg.

114 — 17. Ich habe diese fünf Strophen gegen meine Gewohnheit in zwei Lieder abgetheilt, weil die drei letzten, vermuthlich später hinzugedichteten, mit einander in einem weit innigeren Zusammenhang stehen, als mit den beiden ersten. Beide fallen übrigens in Walthers letzte Lebensjahre.

114. Die erste Str. zeigt, daß Walther schon vierzig Jahre von Minne gesungen, es aber jetzt aufgegeben habe dafür Lohn zu erhoffen. Aber noch als Greis am Stabe (Str. 2.) will er um Ehre werben. Im Text heißt es aber Z. 8 und als iemen sol, daher auch hier nicht der Frauendienst allein, sondern der Weltdienst überhaupt als aufgegeben zu betrachten ist.

116. Str. 1. Hier wird die geistliche, göttliche Minne der fleischlichen, weltlichen entgegengesetzt. Dieser hat er nun entsagt, wie schon die Str. 1. S. 114 andeutete; er hat eingesehen, daß sie nicht bis auf die Gräte Fisch ist, d. h. nicht rein von sinnlicher Begierde oder fleischlicher Lust. So sagt auch Gottfried von Straßburg in seinem Hymnus an Christus und die Jungfrau Maria: dû (Christus) bist ein visch unz an den grât. Diese Anwendung einer, wie es scheint, sprichwörtlichen Redensart (vgl. halp visch halp man ist visch noch man: gar visch ist visch, gar man ist man, Reinmar von Zw. Man. Samml. II, 124 b. er ist niht fleisch unz ûf daz bein, Winsbecke ebdas. 255 a) mag auf einen Gebrauch der früheren Christen zurückdeuten, welche das Wort ΙΧΘΥΣ (d. i. Ἰησοῦς Χριστὸς θεοῦ υἱὸς σωτήρ) auf Siegelringen zu tragen pflegten, daher auch Christus oft geradezu ἰχθύς genannt wird. Vergl. W. Wackernagel Schles. Monatschr. 1829 S. 44. Die zweite Strophe ist schon zu S. 112 Z. 24. erklärt.

Bei der letzten finde ich nichts zu bemerken, als daß Z. 31. statt ſich, dich geleſen werden muß. Die Vorſtellung von dem allgemeinen Weltbrande am jüngſten Tage, womit das Gedicht ſchließt, hat ihren Grund in den Lehren der Bibel. Daß die beiden letzten Strophen wieder der Welt abſagen, wie die erſte der Minne, die ſich nun auch als weltlich erwieſen hat, ſieht man von ſelbſt.

118. Die andere Hälfte dieſes Liedes findet man unter derſelben Ueberſchrift im dritten Buch (II, 92). Sie enthält einen Aufruf zum Kreuzzuge und ſteht deshalb dort unter den Kreuzliedern. Hier iſt wohl der ſchicklichſte Ort zu der Bemerkung, daß die Lieder von S. 112 an, vielleicht auch ſchon einige der frühern, in den letzten Lebensjahren unſeres Sängers gedichtet ſcheinen, wo er mit dem Gedanken umging, das Kreuz zu nehmen und mit Gottes Heer nach dem gelobten Lande zu ziehen. Daß dies Walthers Abſicht geweſen, ergiebt ſich aus dem vorletzten Liede der Sammlung (II, 101), und wahrſcheinlich hat er ſie ausgeführt. Richtig hat daher Uhland S. 147 erkannt, daß der Kampf unter der Fahne des Kreuzes dem Dichter das Göttliche ſei, das ihn nach Verſchmähung des Irdiſchen entſchädige und erhebe. — Z. 2. Man erinnert ſich hierbei an die wohl noch gebräuchliche ſprichwörtliche Redensart: Zwiſchen zwei Stühle niederſitzen, der in Murner's Schelmenzunft ein eigener Abſchnitt gewidmet iſt. Aus Ulrichs Frauenbuch Z. 269 fgg. ſcheint es aber (wie W. Wackernagel bemerkt) zu erhellen, daß der Ausdruck Walthers insbeſondere auf einen noch hier und da gangbaren Volksſcherz anſpielt. Leute von queckem Temperament pflegt man nämlich dadurch zu hänſeln, daß man ihnen unter dem Vorwande, daß es an Sitzen fehle, zwiſchen zwei ſchon beſetzten Stühlen Platz anweiſt, die man durch ein übergelegtes Brett oder dergl. verbindet und ein Gefäß mit Waſſer darunter ſtellt. Gelegentlich wird dann das Brett unter

ihm weggezogen. — Der Meister in Z. 1. könnte Wolfram von Eschenbach sein, in dessen Parzival es Z. 20—25 heißt: „Zinn hinter dem Glase und der Traum des Blinden geben einen schwachen Schimmer von der wahren Gestalt und Farbe der Dinge; doch kann dieser leichte trübe Schein nicht beständig sein; er gewährt nur kurze Freude". Indeß vergleicht Walther Traum und Spiegelglas mit dem Winde: ihr Gemeinsames ist die Unstetigkeit, denn das Glas zerbricht, der Traum zergeht und der Wind verändert sich: Wolfram gedenkt des Windes nicht und hebt bei Traum und Spiegelglas noch das Verhältniß der Sache zu dem Bilde hervor, das sie davon gewähren. Unser Dichter mag sich also wohl auf einen andern Spruch beziehen, wie es deren viele gegeben haben muß und ähnliche noch gangbar sind, z. B. Glück u. Glas, wie bald bricht das. — Z. 37. Thor hat bei Walther zuweilen den Nebenbegriff kindischer Einfalt. Vgl. II, 87, 3. Von Kindern ist es bekannt, daß man sie vor dem Feuer hüten muß, weil sie nach allem Glänzenden greifen. Daher bei Freidank der Spruch 3688: swâ kint sin bt der glüete, da ist nôt daz man ir hüete. Mit besonderer Absicht wird noch die linke Seite genannt, als die des Unheils und Ungeschicks. — Z. 66 verlorne Thal statt Thal der Verlornen. Oft wird es Thal Josaphat genannt, von dem es ein eigenes Volksbuch giebt; vgl. Görres deutsche Volksb. S. 257. Verlorene heißen seine Bewohner auch bei Dante: Per me si va tra la perdute gente.

Gottesdienst.

Die letzten Lieder des Frauendienstes bildeten schon den Uebergang zu diesem Buche. Zugleich lehrten sie uns, daß der Gottesdienst seinen eigentlichen Gegensatz an dem Welt-

dienſt hat, denn dieſer ſteht jenem wie Aufgeſang dem Abgeſang gegenüber. Erſtern haben wir in ſeine beiden Stollen Frauendienſt und Herrendienſt zerlegt. Ich möchte aber nicht ſo verſtanden werden, als habe unſer Dichter ſich erſt nach Aufgebung des Weltdienſtes dem Gottesdienſt zugewandt; S. 101 (vgl. S. 114) hat er vielmehr nur der einen Hälfte ſeines Geſanges, die wir Weltdienſt nannten, entſagt, die andere Hälfte aber beibehalten, die er mithin ſchon früher geübt haben muß. Auch iſt wohl ſchwerlich ein Gedicht des Gottesdienſtes jünger als jene letzten des erſten Buches, worin er der Welt den Dienſt aufkündigte. Indeß fehlen dem gegenwärtigen Buche weſentliche Stücke an den Kreuzliedern, die wir zum Theil in die letzten Jahre des Dichters ſetzen; denn eben durch die Annahme des Kreuzes mochte er ſich aus dem Dienſt der Welt in den des Himmels übergetreten glauben. Sie ſtehen aus äußern Gründen im Herrendienſt, vgl. oben S. 177.

Die erſten Lieder des Gottesdienſtes haben wieder eine gewiſſe Verwandtſchaft mit den Minneliedern des vorigen Buches. Sie könnten ſelbſt dem Frauendienſt beigerechnet werden, nur iſt die hier gefeierte Herrin die Jungfrau Maria, deren Verehrung mit dem Minnedienſt zuſammenhängt. Auch finden wir hier nicht eigentliche Lieder, ſondern Sprüche, wie bei Reimar von Zweter, der dieſe Gattung von Frauendienſt weiter ausgebildet hat. Die hierher gehörigen Kreuzlieder beſtehen aber meiſtens aus mehreren Strophen, ſo daß ſie als Lieder im engeren Sinne zu betrachten ſind.

123. Z. 8. vgl. Reimar von Zweter M. S. II, 140 a. — Z. 10. „ohne Schmerz und Bangen" vgl. 133, 99 „ohne Sünden und Beſchwerden" Krankheit und körperliche Schmerzen ſind nach den Begriffen des Mittelalters nur Folgen der Sünde; da die heil. Jungfrau ohne Sünden empfing, ſo mußte ſie auch ohne Schmerzen gebären.

126. Die Echtheit dieses Liedes bezweifelt Lachm. S. 160 wegen des Präteritums kündet Z. 3. Doch würde dieser sprachliche Zweifelsgrund vielleicht wegfallen, wenn wir bessere Abschriften besäßen; wo nicht, so könnte man auch das nebenstehende Lied S. 127 in diesem nachgebildet haben: die Verwandtschaft beider ist auffallend. — Z. 6. vgl. 127, 10. 134, 95. Mariens Empfängniß durch das Ohr findet man auch auf Gemählden, welche die Verkündigung darstellen, angedeutet. Da der Heiland das Wort der Worte ist, so konnte er nur durch das Ohr empfangen werden.

127. Der noch ungedruckte Text dieses Liedes, den ich, wie man aus der Vorrede S. XII weiß, der Güte des Herrn Prof. Lachmann verdanke, findet sich am Schluß eines Züricher Schwabenspiegels unter der Ueberschrift Herre walther. Vgl. Lachm. Ausg. S. VII Anm. Er lautet nach Lachmanns Recension:

Ich hœre des die wîsen jehen,
daz ein gerihte sol geschehen,
daz neheinez wart nie alsô strenge.
Der rihter sprichet sâ zehant
„gilt âne borg und âne phant!“
dâ wirt des mannes rât vil kurz und enge.
Daz hilf mir, vrowe, hie besorgen,
sît daz dervor nieman wil borgen,
dur die hœsten vröude dîn,
die dir der heilige engel ze ôren brâhte,
dô er dir ze tragene kunte
dâ von sich dîn vröude erzunte,
und unser werndez heil sol sîn.
der dir der vröude von alrêrste gedâhte,
des trôst sî an dem ende mîn.

Stollen und Abgesang sind hier durch große Anfangsbuchstaben bezeichnet, wie in allen Liedern dieses Tons in der Ausgabe S. 20 — 26. Mit Z. 5 vergl. das Kreuzlied II, 105, 62. Die Redensart, daß man beim jüngsten Gericht weder Pfand noch Bürgen bestellen könne, sondern selbst für seine Sünden einstehen müsse, ist sprichwörtlich und findet sich z. B. auch im h. Wilhelm III, 103 c. 109 c. 141 c. Wolfenb. Handschrift; und in einem Gedicht des 14ten Jahrh. (Mone Quellen und Forschungen 1, 130) heißt es de doet en wil noch borghen noch pant.

128. Aehnliche Gebete und Segenssprüche findet man in Graff's Diut. II, 293. fg. und in Hoffmann's Fundgruben S. 260. 343. — Z. 9. vgl. altd. Wälder II, 196. Wackernagel Wessobr. Gebet S. 39. 49., wo ähnliche Stellen gesammelt sind: Gott ist als Vater und Sohn Greis und Jüngling zugleich; er heißt der greise Jüngling; einst war er greis, nun ist er braun von Haar; und Maria sagt: mein alter Friedel küßte mich, ich sah ihn an, da ward er jung.

129. Auch dieser Lieder Echtheit bezweifelt Lachmann 160 aus sprachlichen Gründen. Der Reim Ende, Hände, spenden könnte freilich gebessert werden, wenn man Z. 10 läse: Johannes, du der Lieben Tröstung spende. Aehnlich im Original, wo küene, süeze und büezen gereimt wird. Mit Z. 8 — 10 vergl. Evang. Joh. 19, 26. 27.

130. Der Inhalt dieses Gesetzes läßt sich in keinem der vier Evangelien nachweisen. Zwar erzählt Joh. 29, 30., ein Kriegsknecht habe Jesu, doch erst nach seinem Verscheiden, die Seite mit einem Speer geöffnet, aus der Blut und Wasser geflossen sei; und Luc. 23, 47., Marc. 15, 39., Matth. 27, 54., der Hauptmann (welcher das Gericht vollstrecken ließ?) habe bei dem Anblick der Leiden Christi und der Wunder, die seinen Tod begleiteten, an ihn zu glauben begonnen; doch erwähnen

sie nicht, daß der Hauptmann dem Kriegsknecht befohlen habe, Christi Seite mit dem Speer zu öffnen, noch wissen sie davon, daß er Longinus geheißen habe. Offenbar folgt der Dichter der Legende, wonach der Hauptmann, den sie Longinus nennt, sich mit dem Blut und Wasser, das aus Christi Wunden geflossen, gläubig die Augen gewaschen hat und davon sehend geworden ist. Lombardica historia Sanctorum, Norimb. 1501. XLVII: Longinus fuit quidam centurio, qui cum aliis militibus cruci domini adstans jussu Pilati latus domini lancea perforavit, et videns signa, quae fiebant, solem obscuratum et terrae motum, in Christum credidit; maxime ex eo, ut quidam dicunt, quod cum ex infirmitate vel senectute ejus oculi caligassent, de sanguine Christi per lanceam decurrente fortuito oculos suos tetigit et protinus clare vidit. Zu vergl. ist ein Gedicht in Frauenlobs grünem Ton, wo aber ein blinder Jude den scharfen Speer gegen Christi reine Seite geneigt haben soll, da doch Longinus ein Römer sein mußte. — Z. 6. tilge ich liebez; oder braucht man nur dô si in dôs' zu ändern? — Z. 7. heißt stach wohl s. v. a. stechen ließ.

131. Vergl. oben S. 174. Aus Versehen ist eine der ersten Zeilen bei der Zählung übersehen worden. Doch werde ich mich in dem Folgenden nach den einmal angenommenen Zahlen richten. Mit dem ersten Satze vgl. S. 125, Z. 5. 126 Z. 2. und die in den altd. Wäldern II, 197 gesammelten Stellen über die Dreieinigkeit, von welcher in unserm Leich übrigens nicht wieder die Rede ist, während andere Dichter auch für dieses Glaubensgeheimniß so viele Gleichnisse haben, wie wir hernach für die h. Jungfrau und ihre unbefleckte Empfängniß finden. Z. 30. enthält deren zwei. Mit Arons Gerte B. Mos. IV, 17, 8 wird sie häufig verglichen (altd. W. II, 199) und mit dem Morgenroth oder dem aufgehenden Tage (ebend. 200) als die Gebärerin der neuen Sonne, wie Christus ge-

nannt zu werden pflegt; verwandt ist damit der Ausdruck Z. 165. In der folgenden Zeile ist die Pforte gemeint, von welcher der Prophet Hesekiel 44, 2 spricht, sie solle zugeschlossen werden und Niemand hindurchgehen als der Herr, der Gott Israels. — Z. 34. Auch hier ist Gott die Sonne, die durch das Glas scheint, ohne es zu versehren. Aehnliche Stellen altd. W. 198. Die Zeilen 36—38 sind dem Uebersetzer mißrathen. Man lese:

Ein Busch einst stand
In hellem Brand,
Und war doch nichts versengt daran.

und vergl. B. Mose II, 3, 2—6. Altd. W. 198. Z. 37 bessert W. W. im Originale nien iht. — Z. 51. Wie reines Blut das Uebel heilt, das aus der Sünde entspringt (s. oben) so heilt es hier auch die Sünde selbst; denn auch sie ist eine Krankheit, die durch Evens Schuld auf uns gebracht ward. Uebrigens kehrt die Form dieser beiden Strollen, die auffallend an den Ton erinnert, in welchem Gottfried seinen Hymnus an die heilige Jungfrau dichtete, unten S. 137 wieder; s. auch Th. II. S. 68. Z. 12—15. — Z. 55. Gewöhnlich wird die h. Jungfrau mit Salomons elfenbeinernem Thron (B. der Kön. I, 10, 18 fgg.) verglichen wegen ihrer Reinheit und der Weiße des Elfenbeins (W. Wackernagel, schles. Monatschr. S. 445. 446); hier aber besitzt sie den Thron Salomons als seine Erbin und Nachfolgerin, denn sie ist aus seinem Geschlecht; wie sie auch Z. 60 als Königin bezeichnet wird. — Z. 68 ist statt Mägdlein zu lesen Jungfraun. Es ist ein allgemeines Lob der Jungfräulichkeit, auch an Männern, und bezieht sich auch zunächst auf die Ehelosigkeit des geistlichen Standes; vergl. Offenb. Johannis XIV, 4: „Diese sind es, die mit Weibern nicht befleckt sind, denn sie sind Jungfrauen und folgen dem Lamm nach, wo es hingeht." — Z. 89. vergl. Buch d. Richter 6, 37. 40 mit Ps. 72, 6 und die Stellen altd. W. S. 201. — Die Ausfälle,

welche die Z. 131—157 gegen das Verderbniß der Kirche enthalten, würde man in einem geistlichen Lobgesang am wenigsten suchen. — Z. 145. Die ganze Christenheit sollte auch das wahre Christenthum haben, und zwar in Worten und Werken (Z. 156). Als Gott beide erschuf, da hat er eins so lang und breit als das andere zugeschnitten, denn sie sollten ein Kleid bilden, damit, wer das eine habe, auch des andern nicht entbehre. Diesem Bilde liegt die damalige Sitte zum Grunde, Kleider aus zwei Zeugen verschiedener Farben zusammenzunähen, so daß oft die eine Seite roth, die andere blau war. S. z. B. Kopps Bilder und Schriften. Aehnlich heißt es im welschen Gast (II, 3. cod. goth. 41 a) der hêrre sol mit zühte schâr (Scheere) eben den willen schrôten gar und ouch die rede. — Z. 164. Rose ohne Dorn heißt die Jungfrau, wie sie auch Taube sonder Galle genannt wird. Walther überträgt beide Ausdrücke II, 8, 9 auf K. Philipps Gemahlin Irene, die auch Maria hieß. Als Fürbitterin (Z. 104 und 162) wird die heilige Jungfrau auch in dem Liede II, 94 angerufen. Uebrigens lese ich Z. 184 mit W. W. zergebenne statt ze gebenne.

140. Z. 2. vgl. oben S. 167. Zu Z. 3 bemerkt W. Grimm G. G. A. 1827 S. 2032 die Stelle aus dem Otnit 44, 2: herre, ich sitze in dim gewalte, du bist min oberstez ris, und erinnert daran, daß ein Reis als Symbol bei der Güterübergabe die höchste Gewalt bezeichnet.

141. Z. 3. streiche ich beidiu. Ueber das Ganze vergl. Uhland S. 152.

143. Z. 10. ist im Text vielleicht zu lesen: an gotes hulde. W. W. Der Uebersetzer hätte dann den Sinn nicht ganz verfehlt, genauer wäre aber:

Wohl ist es weder Gottes Huld noch Ehre,
Wonach die Welt so heftig ringet;

144. Z. 14. vergl. oben S. 197 die Anmerk. zu 61, 9.

146. Vergl. Uhland 152.

147. Z. 4 steht nicht im Widerspruch mit dem folgenden Gedicht. Sie empfiehlt nur überhaupt Strenge, und berührt die Frage nicht, ob man durch Leibesstrafen Kinder bessern könne.

148. Dieses anmuthige und zierliche Zurückwandeln der zuerst angegebenen Folge der Reimzeilen (ähnlich wie in den Trioletten und Rondeaus derselbe Vers wiederkehrt) hat Walther, so viel wir wissen, mit keinem andern Dichter jener Periode gemein: auffallend genug, wenn wir sehen, in wie mannigfachen Künsten ein Gottfried von Neifen, ein Konrad von Würzburg sich versucht. — Z. 11. vergleiche Winsbeke, Man. Samml. II, 253 a.

152. Mit dem zweiten Spruche vergleiche man Reinmar von Zweter Man. Samml. II, 124 b. 125 a von hofmünchen und klôsterrittern. *) Der dritte scheint sich auf irgend ein Brett- oder Würfelspiel zu beziehen: die Sechs wollte zur Sieben werden, einer Zahl, die auf den Würfeln gar nicht vorkommt; zur Strafe dieses Hochmuths wird sie zur Drei herabgesetzt. Auch der Ausdruck Feld Z. 7 erinnert an Brettspiele.

154—7. Fünf Sprüche von der Freundschaft stehen hier als Anhang am Schlusse. Mit dem ersten vergleiche man

*) Sub hoc abbate (Konrad v. Komburg) statutum factum est de nullo in conventum Chomburgicum recipiendum, nisi utroque parente nobilis esset. Antea namque etiam ignobiles recepti fuerant. Hinc accidit ut iidem nobiles in choro monachi esse vellent, in campo equites, loricas sub cucullis induti, ceu quaedam ἀμφίβια ζῶα. Unde coenobio multae offensiones et detrimenta oborta (Mencken scr. rer. german. I, 381).

Freidank 9 b. 22 a. Man. Samml. II, 227 a. 171 b. Mit dem dritten Reimar von Zweter Man. Samml. II, 127 a. 148 a. Vielleicht ist auch Walthers Spruch II, 65 hieher zu ziehen. Ueber die beiden letzten Sprüche s. Lachm. 151. 152. Sie werden auch dem Truchsessen von St. Gallen zugeschrieben, ja der zweite eigentlich nirgend Walthern, doch ist er nur nach dem vorhergehenden verständlich. Die fünfte Zeile des vierten bezieht sich auf jene mittelalterlichen Erzählungen von der Freundschaftsprobe: s. Petrus Alphonsi von Schmidt S. 93 fgg. In der achten wird statt Fügung zu lesen seyn Lehnrecht (denn die Hsch. C. hat lene, nicht lere; eben wie A. lehen) d. h. nach Gottes Lehnrecht soll die Freundschaft an die angeborenen Freunde, an die Freunde von gleichem Stande fallen. Die letzte Zeile giebt ein auch sonst oft genug vorkommendes Sprichwort wieder (vgl. Meistergesangb. 2 a); und der fünfte Spruch paraphrasiert es.

Inhalt des ersten Bändchens.

Vorrede ..... S. III

Erstes Buch. Frauendienst.

Blumenlesen ..... S. 3 (39) *)
Die verschwiegene Nachtigall ..... = 4 (39)
Rosenlesen ..... = 6 (112)
Tanzweise ..... = 7 (74)
Schönste Zierde ..... = 9 (43)
Dornrosen ..... = 11 (102)
Frauen und Frühling ..... = 12 (45)
Dieselben ..... = 14 (27)
Frauenpreis ..... = 15 (27)
Die Traumdeuterin ..... = 16 (94)
Maienwonne ..... = 18 (51)
Der Wettstreit ..... = 21 (114)
Trost im Leide ..... = 22 (42)
Sommer und Winter ..... = 24 (117)
Früher Frühling ..... = 25 (118)
Die Augen des Herzens ..... = 27 (99)

*) In den Klammern stehn die entsprechenden Seitenzahlen des altdeutschen Originals nach Lachmanns Ausgabe.

Der unkundige Lehrer	S.	29	(91)
Deutschlands Ehre	=	31	(56)
Ehret die Frauen	=	34	(37)
Die Minne	=	35	(81. 82)
Die Badende	=	36	(53)
Erste Begegnung	=	39	(110)
Es kann nicht sein	=	40	(112)
Güte giebt Tugend	=	41	(112)
Die Zauberin	=	43	(115)
Werth männlicher Schönheit	=	45	(35)
Gemeinsame Minne	=	46	(50)
Der Tausch	=	48	(85)
Das Halmmessen	=	50	(83)
Halm und Bohne	=	51	(17)
Gleiche Theilung	=	52	(40)
Minne als Botin	=	54	(54)
Zu viel gelobt	=	57	(72)
Unerläßlichkeit der Gegenliebe	=	59	(69)
Walther und Hiltegunde	=	61	(73)
An die Unverschämten	=	63	(63)
Drei Herrinnen	=	64	(96)
Schönheit und Liebreiz	=	65	(49)
Fehler und Tugenden	=	67	(58)
Verlorne Zeit	=	70	(52)
Der Kaiser als Spielmann	=	72	(62)
Treue	=	74	(86)
Der Sieger im Schach	=	75	(113)
Wie und Wo	=	77	(119)
Tagelied	=	78	(88)
Der erste Betrüger	=	82	(13)
Die stockende Rede	=	84	(120)
Vier Worte	=	86	(63)

Gegenwart der Abwesenden	S.	88	(44)
Erlaubte Lüge	"	89	(116)
Vergebene Schönheit	"	91	(118)
Gefahr des Frohsinns	"	92	(119)
Verfall der Zucht	"	93	(24)
Böse Zeit	"	94	(112)
Die reichen Thoren	"	95	(121)
Schuld der Frauen	"	97	(90)
Das letzte Lob	"	99	(44)
Entsagung	"	101	(61)
Unminniglich gesungen	"	102	(47)
Der siebente Tag	"	105	(57)
Letzter Wille	"	107	(60)
Strafe der Meineidigen	"	108	(61)
Vergängliche Freude	"	109	(41)
Auf Reimar des Alten Tod	"	111	(83)
Abschied von der Welt	"	112	(100)
Der Greis am Stabe	"	114	(66)
Das täuschende Bild	"	116	(67)
Klage	"	118	(13)
Späte Reue	"	119	(122)

Zweites Buch. Gottesdienst.

An die Jungfrau	S.	125	(36)
Der Engel Gabriel	"	126	(36)
Das jüngste Gericht	"	127	(s. Anm.)
Morgengebet	"	128	(24)
Die Kreuzigung. I.	"	129	(37)
" " II.	"	130	(37)
Leich	"	131	(3)
Geständniß	"	140	(26)
Göttliches Geheimniß	"	141	(10)

Der Weg zum Himmel ..... = 142 (26)
Abfindung ..... = 143 (20)
Habsucht ..... = 144 (22)
Arm und Reich ..... = 145 (22)
Allvater ..... = 146 (22)
Salomons Lehre ..... = 147 (23)
Erziehung ..... = 148 (87)
Maaß im Trinken. I. ..... = 150 (29)
= = = II. ..... = 151 (29)
Maaß und Uebermaaß ..... = 152 (80 81)
Freundschaft ..... = 154 (79)
Gewisse Freunde. I. ..... = 156 (30)
= = II. ..... = 157 (31)
Erläuterungen ..... S. 161

Gedichte

Walthers von der Vogelweide,

übersetzt von

Karl Simrock

und erläutert von

Karl Simrock und Wilh. Wackernagel.

Zweiter Theil.

Berlin, 1833.
In der Vereinsbuchhandlung.

Drittes Buch.

Herrendienst.

Freidank 9 b. 22 a. Man. Samml. II, 227 a. 171 b. Mit dem dritten Reimar von Zweter Man. Samml. II, 127 a. 148 a. Vielleicht iſt auch Walthers Spruch II, 65 hieher zu ziehen. Ueber die beiden letzten Sprüche ſ. Lachm. 151. 152. Sie werden auch dem Truchſeſſen von St. Gallen zugeſchrieben, ja der zweite eigentlich nirgend Walthern, doch iſt er nur nach dem vorhergehenden verſtändlich. Die fünfte Zeile des vierten bezieht ſich auf jene mittelalterlichen Erzählungen von der Freundſchaftsprobe: ſ. Petrus Alphonſ von Schmidt S. 93 fgg. In der achten wird ſtatt Fügung zu leſen ſeyn Lehnrecht (denn die Hſch. C. hat lene, nicht lere; eben wie A. lehen) d. h. nach Gottes Lehnrecht ſoll die Freundſchaft an die angeborenen Freunde, an die Freunde von gleichem Stande fallen. Die letzte Zeile giebt ein auch ſonſt oft genug vorkommendes Sprichwort wieder (vgl. Meiſtergeſangb. 2 a); und der fünfte Spruch paraphraſiert es.

Inhalt des ersten Bändchens.

Vorrede ..... S. III

Erstes Buch. Frauendienst.

Blumenlesen ..... S. 3 (39) *)
Die verschwiegene Nachtigall ..... = 4 (39)
Rosenlesen ..... = 6 (112)
Tanzweise ..... = 7 (74)
Schönste Zierde ..... = 9 (43)
Dornrosen ..... = 11 (102)
Frauen und Frühling ..... = 12 (45)
Dieselben ..... = 14 (27)
Frauenpreis ..... = 15 (27)
Die Traumdeuterin ..... = 16 (94)
Maienwonne ..... = 18 (51)
Der Wettstreit ..... = 21 (114)
Trost im Leide ..... = 22 (42)
Sommer und Winter ..... = 24 (117)
Früher Frühling ..... = 25 (118)
Die Augen des Herzens ..... = 27 (99)

*) In den Klammern stehn die entsprechenden Seitenzahlen des altdeutschen Originals nach Lachmanns Ausgabe.

Der unkundige Lehrer	S.	29	(91)
Deutschlands Ehre	=	31	(56)
Ehret die Frauen	=	34	(37)
Die Minne	=	35	(81. 82)
Die Badende	=	36	(53)
Erste Begegnung	=	39	(110)
Es kann nicht sein	=	40	(112)
Güte giebt Tugend	=	41	(112)
Die Zauberin	=	43	(115)
Werth männlicher Schönheit	=	45	(35)
Gemeinsame Minne	=	46	(50)
Der Tausch	=	48	(85)
Das Halmmessen	=	50	(85)
Halm und Bohne	=	51	(17)
Gleiche Theilung	=	52	(40)
Minne als Botin	=	54	(54)
Zu viel gelobt	=	57	(72)
Unerläßlichkeit der Gegenliebe	=	59	(69)
Walther und Hiltegunde	=	61	(73)
An die Unverschämten	=	63	(63)
Drei Herrinnen	=	64	(98)
Schönheit und Liebreiz	=	65	(49)
Fehler und Tugenden	=	67	(56)
Verlorne Zeit	=	70	(52)
Der Kaiser als Spielmann	=	72	(62)
Treue	=	74	(96)
Der Sieger im Schach	=	75	(113)
Wie und Wo	=	77	(119)
Tagelied	=	78	(88)
Der erste Betrüger	=	82	(13)
Die stockende Rede	=	84	(120)
Vier Worte	=	86	(63)

Gegenwart der Abweſenden	S.	88	(44)
Erlaubte Lüge	=	89	(116)
Vergebene Schönheit	=	91	(118)
Gefahr des Frohſinns	=	92	(119)
Verfall der Zucht	=	93	(24)
Böſe Zeit	=	94	(112)
Die reichen Thoren	=	95	(121)
Schuld der Frauen	=	97	(90)
Das letzte Lob	=	99	(44)
Entſagung	=	101	(61)
Unminniglich geſungen	=	102	(47)
Der ſiebente Tag	=	105	(57)
Letzter Wille	=	107	(60)
Strafe der Meineidigen	=	108	(61)
Vergängliche Freude	=	109	(41)
Auf Reimar des Alten Tod	=	111	(83)
Abſchied von der Welt	=	112	(100)
Der Greis am Stabe	=	114	(66)
Das täuſchende Bild	=	116	(67)
Klage	=	118	(13)
Späte Reue	=	119	(122)

Zweites Buch. Gottesdienſt.

An die Jungfrau	S.	125	(36)
Der Engel Gabriel	=	126	(36)
Das jüngſte Gericht	=	127	(ſ. Anm.)
Morgengebet	=	128	(24)
Die Kreuzigung. I.	=	129	(37)
= = II.	=	130	(37)
Leich	=	131	(3)
Geſtändniß	=	140	(26)
Göttliches Geheimniß	=	141	(10)

Der Weg zum Himmel ..... = 142 (26)
Abfindung ..... = 143 (20)
Habsucht ..... = 144 (22)
Arm und Reich ..... = 145 (22)
Allvater ..... = 146 (22)
Salomons Lehre ..... = 147 (23)
Erziehung ..... = 148 (87)
Maaß im Trinken. I. ..... = 150 (29)
= = = II. ..... = 151 (29)
Maaß und Uebermaaß ..... = 152 (80 81)
Freundschaft ..... = 154 (79)
Gewisse Freunde. I. ..... = 156 (30)
= = II. ..... = 157 (31)
Erläuterungen ..... S. 161

Gedichte

Walthers von der Vogelweide,

übersetzt von

Karl Simrock

und erläutert von

Karl Simrock und Wilh. Wackernagel.

Zweiter Theil.

Berlin, 1833.
In der Vereinsbuchhandlung.

Drittes Buch.

Herrendienst.

Gefährdetes Geleite.

Ich saß auf einem Steine:
Da deckt ich Bein mit Beine,
Darauf der Ellenbogen stand;
Es schmiegte sich in meine Hand
Das Kinn und eine Wange.
Da dacht ich sorglich lange
Dem Weltlauf nach und irdschem Heil;
Doch wurde mir kein Rath zu Theil,
Wie man drei Ding' erwürbe,
Daß ihrer keins verdürbe.
Die zwei sind Ehr und zeitlich Gut,
Das oft einander Schaden thut,
Das dritte Gottes Segen,
An dem ist mehr gelegen:
Die hätt ich gern in einen Schrein.

Ja leider mag es nimmer sein,
Daß Gottes Gnade kehre
Mit Reichthum und mit Ehre
Je wieder in dasselbe Herz;
Sie finden Hemmung allerwärts:
Untreu hält Hof und Leute,
Gewalt fährt aus auf Beute;
So Fried als Recht sind todeswund:
Die dreie haben kein Geleit, die zwei denn werden erst gesund.

Der Waise.

Ich hört ein Wasser rauschen
Und ging den Fischen lauschen,
Ich sah die Dinge dieser Welt,
Wald, Laub und Rohr und Gras und Feld,
Was kriechet oder flieget,
Was Bein zur Erde bieget,
Das sah ich und ich sag euch das:
Da lebt nicht Eines ohne Haß.
Das Wild und das Gewürme,
Die streiten starke Stürme,
So auch die Vögel unter sich;
Doch thun sie eins einmüthiglich:
Sie schaffen stark Gerichte,
Sonst würden sie zunichte;
Sie wählen Könige, ordnen Recht
Und unterscheiden Herrn und Knecht.
So weh dir, deutschem Lande,
Wie ziemet dir die Schande,
Daß nun die Mücke hat ihr Haupt
Und du der Ehren bist beraubt!

Bekehre dich! Nicht mehre
Der Fürstenkronen Ehre.
Die armen Könige drängen dich:
Philippen setz den Waisen auf, so weichen sie und beugen sich.

Der Leitstern.

Die Frau ist älter als der König Philipp ist:
Denn scheints ein Wunder jedem Auge das ermißt,
Wie ihr der Schmied das rechte Maaß verstehen.
Sein kaiserliches Haupt gezieret ihr also gut,
Daß wer sie scheiden will als ein Verräther thut;
Keins mag dem andern Schein und Glanz entziehen:
Sie leuchten sich einander an,
Die edeln Steine mit dem jungen schönen Mann;
Der Anblick muß den Fürsten wohlgefallen;
Wen nun nach anderm Heimn verlangt,
Der scheue, wenn der Waise überm Scheitel prangt:
Der mag ein Leitstern sein den Fürsten allen.

Kaiser Krone.

In Magdeburg ging an dem Tag, da Gott geboren
Ward von der Magd, die er zur Mutter sich erkoren
Der König Philipp schön und tadelsohne:
Da gingen König, Kaiserbruder, Kaiserkind,
In einem Kleid, ob auch der Namen dreie sind:
Er trug des Reiches Zepter und die Krone.
Gemessnen Schritts ging er dahin,
Ihm folgte sacht die hochgeborne Königin,
Ros ohne Dorn, ein Täublein sonder Gallen.
Solch Fest noch sah man nirgendswo,
Es dienten ihm die Thüringer und Sachsen so,
Daß es den Weisen mußte wohlgefallen.

Die Milde.

O Philipp, Schirm und Hüter!
Sie geben dir manch segnend Wort
Und möchten Lust nach Leide.
Nun hast du Ehr und Güter,
Das ist wohl zweier Könige Hort:
Die gieb der Milde beide.
Die Milde lohnet, wie die Saat;
Wer reichlich ausgestreuet hat,
Der weiß, daß reiche Erndte naht:
Streu aus, dich mild zu zeigen!
Denn hat der Mild ein König Acht,
Sie giebt ihm, was er nie gedacht,
Wie Alexander wahr gemacht:
Der gab und gab: sie gab die Welt ihm eigen.

Saladin und Richard.

Herr Philipp, die dich nah beſehen, zeihen dich,
Du gebeſt nicht mit freier Luſt: nun dünket mich,
Du werdeſt ſo um Vieles mehr verlieren:
Es nutzt dir mehr, giebſt du mit Freuden tauſend Pfund,
Als dreißigtauſend mit Verdruß: dir iſt nicht kund,
Wie Gabe mag mit Preis und Ehre zieren.
Fällt dir denn Saladin nicht ein?
Der ſprach, durchlöchert müßten Königshände ſein,
So würden ſie gefürchtet und gewinnet;
Und Richard nicht von Engelland,
Den man ſo ſchwer gelöſt ob ſeiner milden Hand?
Ein Schad iſt gut, wenn doppelt man gewinnet.

Friedrich von Oesterreich.

Gelehrter Fürsten Krone,
Mit auserwählter Tugend,
Mit Zucht, mit Kunst, mit Güte,
Hat Gott zu sich genommen.
Er lebte tadelsohne
Mit alter Kunst in Jugend,
Nach Preis stand sein Gemüthe,
Sein Name war gekommen
Zu hohen Ehren: Friderich, der nach dem Himmel ward.
Gott geb ihm ewgen Segen,
Den Wunsch soll Jeder hegen,
Da edler Fürsten, die ihm gleich, nach seinem Tode starb.

Aridiſche Rathgeber.

Ihr gebt mir Alle Lehren,
Die ihr euch ſelbſt nicht könnt
Belehren wie ihr ſolltet:
Drum alt' ich vor der Zeit.
Ich ſoll den Platz euch leeren,
Die mir nichts Gutes gönnt,
Und ſprecht, wie viel ihr wolltet
Erwerben Würdigkeit
Mit meiner Kunſt in fremdem Land. Nun iſt es meine Sitte:
Hätt ich hier Gut und Ehre,
Das nähm ich für das Mehre,
Nun das ich durch des Jahres Kreis des Teufels Qual erlitte

Fest zu Wien.

Ob Jemand leben mag, der sah,
Daß größre Gabe je geschah,
Als wir beim Fest zu Wien empfangen haben?
Man sah den jungen Fürsten geben,
Als woll er nun nicht länger leben:
Da sah man Wunder viel geschehn von Gaben.
Man gab da nicht bei dreißig Pfunden,
Nein, Silber, gleich als wärs gefunden
Und reiche Kleider gab man hin.
Auch hieß der Fürst, die Fahrenden zu freuen,
Um und um die Koffer leeren.
Roß' als ob es Lümmer wären,
Wurden Manchem zum Gewinn:
Die alten Schulden durften Niemand reuen:
Das war ein mitmiglicher Sinn.

Mahnung.

Mir iſt verſperrt des Glückes Thor:
Als Waiſe ſteh ich nun davor,
Doch hilft mir nicht mein Rufen und mein Klopfen.
Ein größer Wunder gibts nicht mehr:
Es regnet immer ringsumher,
Mich aber trifft von Allem nicht ein Tropfen.
Der Fürſt von Oeſterreich, der milde,
Freut nach ſüßem Regens Bilde
So die Leute wie das Land.
Er iſt wie eine ſchöne, bunte Haide,
Da mag man ſich mit Blumen ſchmücken;
Und wollte mir ein Blatt nur pflücken
Seine mildereiche Hand,
So lobt ich gern die ſüße Augenweide:
Zur Mahnung ſei ihm dies geſendet.

Der Brautkranz.

Eine Wittwe nahm sich einen Mann hievor in alten Zeiten,
Da zogen Frau und Ritter viel ihr zu Gefallen dar;
Doch als der Bräutigam erschien, geriethen sie ins Streiten,
Wer ihr das Kränzlein bände? Drob verzürnten sie sich gar.
Sie band sichs endlich selber so, daß nichts zu tadeln war.
Daran ward wohl erkannt,
Herr König, daß kein Kranz ihr ziemt', als den sie selber band.

Der Hof zu Eisenach.

Wer in den Ohren siech ist oder krank im Haupt,
Der meide ja Thüringens Hof, wenn er mir glaubt:
Käm er dahin, er würde ganz bethöret;
Ich drang so lange zu, daß ich nicht mehr vermag,
Ein Zug fährt ein, ein andrer aus, so Nacht als Tag:
Ein Wunder ist's, daß da noch Jemand höret.
Der Landgraf hat so milden Muth,
Daß er mit stolzen Helden, was er hat, verthut,
Davon ein jeder wohl als Kämpe stände:
Mir ist sein hohes Thun wohl kund,
Und gält ein Fuder guten Weines tausend Pfund,
Doch Niemand leer der Ritter Becher fände.

Der Klausner.

Ich ließ die Augen schauen
Auf Männer und auf Frauen;
Was Einer that, was Einer sprach,
Vernahm ich wohl und sann ihm nach.
Zu Rom, da hört ich lügen,
Zwei Könige betrügen:
Das gab den allergrößten Streit,
Der iemals ward in aller Zeit;
Da sah man sich entzweien
Die Pfaffen und die Laien.
Die Noth war über alle Noth;
Da lagen Leib und Seele todt.
Die Pfaffen wurden Krieger:
Die Laien blieben Sieger;
Das Schwert sie legten aus der Hand
Und griffen zu der Stola-Band:
Sie bannten, wen sie wollten,
Nicht den sie bannen sollten:

Zerstört ward manches Gotteshaus:
Ich hörte fern in einer Klaus
Ein Jammern ohne Ende:
Ein Klausner rang die Hände;
Er klagte Gott sein bittres Leid:
„O weh, der Pabst ist allzujung, Herr Gott, hilf deiner Christenheit!“

Wein und Fass.

Der gute Wein wird selbst gut, als in dem guten Fasse:
Wird das bereitet, wie es soll, so hält sich drin der Wein.
Darum verwundt es Niemand, daß ichs an dem König hasse,
Hat er ein Herz wie man uns sagt, gewinnt das keinen Schein.
Die Reise fallen ihm herab: er möge herber sein,
Sonst taugt nicht Faß noch Trank;
Der beste Wein wird endlich sauer, liegt er allzulang.

Das Geschenk.

Mir hat wie Licht von Franken
Der stolze Meißner mitgebracht:
Das gibt mir Ludwig eigen.
Ich kann es ihm nicht danken,
So schön als er mich hat bedacht,
Ich muß mich tief ihm neigen.
Könnt' ich, was Jemand Gutes kann,
Das theilt ich mit dem werthen Mann,
Durch den ich solchen Ruhm gewann:
Gott mög' auch seinen mehren.
Ihm fließe Segens Ueberfluß,
Kein Wild vermeide seinen Schuß,
Seines Hundes Lauf, seines Hornes Gruß,
Erhall ihm und erschall ihm stets nach Ehren.

An Kaiser Otto.

Herr Kaiser, seid uns nun willkommen;
Des Königs Nam ist euch benommen
Und eure Krone glänzt vor allen Kronen.
Eure Hand ist stark und reich an Gut,
Und ob ihr recht ob übel thut,
So mag sie beides, rächen oder lohnen.
Auch bring ich euch die Mähre:
Die Fürsten sind euch unterthan,
Sie harrten eure Wiederkunft geduldig;
Und Meißens Fürst, der hehre,
Ist euch ergeben sonder Wahn:
Eh blieb ein Engel Gott die Treue schuldig.

Fluch und Segen.

Herr Pabst, ich fürchte mich noch nicht,
Denn ich gehorch euch, wie es Pflicht.
Wir hörten euch der Christenheit gebieten
Dem Kaiser unterthan zu sein,
Wir sahn euch ihm den Segen leihn,
Daß wir ihn hießen Herr und vor ihm knieten.
Gedenkt auch eures Spruches,
Ihr sprachet: wer dich segnet, sei
Gesegnet, wer dir fluchet, der erfahre
Das Vollgewicht des Fluches:
Um Gott, bedenkt, ob sich dabei
Der Pfaffen Heil und Ehre wohl bewahre?

Der Zinsgroschen.

Als Gottes Sohn der Welt erschien,
Versuchten oft die Juden ihn;
Das thaten sie mit dieser Frage wieder:
Sie fragten, ob Wer frank und frei
Dem König Steuer schuldig sei?
Da schlug er ihre List und Tücke nieder.
Er ließ sich Münze weisen
Und sprach: Weß Bildniß seht ihr hier?
„Des Kaisers Bild," sprach der Versucher Rotte.
Da rieth er den Unweisen:
So gebt denn auch dem Kaiser ihr
Sein Königsrecht, was Gottes ist, gebt Gotte.

Zwei Zungen.

„Gott giebt zum König, Wen er will!“
Das glaub ich gern und schweige still:
Uns Laien wundert nur der Pfaffen Lehre;
Was sie vor Kurzem uns gelehret,
Wird nun ins Widerspiel verkehret:
Nun thuts um Gott und eure eigne Ehre
Und sagt, bei eurer Treue,
Mit welchem Wort ihr uns betrogt.
Beweiset uns das, Eine recht von Grunde,
Das Alte oder Neue:
Gewiß ist, daß ihr Eines logt:
Zwei Zungen stehen schlecht in einem Munde.

Gott als Kläger.

Herr Kaiser, ich bin hergesandt
Als Gottes Bot aus Himmelsland:
Ihr habt die Erd, er hat den Himmel droben.
Er will, daß ihr ihm Recht verschafft:
Ihr seid sein Vogt, die Heidenschaft
Laßt nicht in seines Sohnes Lande toben.
Seid willig, ihm zu richten:
Sein Sohn, mit Namen Jesu Christ,
Vergilt es einst, das hieß er mich euch sagen.
Eilt seinen Streit zu schlichten:
Er richtet euch, wo Er Vogt ist
Und kämet ihr den Teufel zu verklagen.

Aar und Löwe.

Herr Kaiser, wenn mit Strang und Schwert
Ihr Deutschland Frieden habt gewährt,
So müssen sich die Nachbarn euch ergeben:
Die nehmet All in euern Eid
Und sühnt die ganze Christenheit:
Das werthet euch und macht die Heiden beben.
Ihr habt zwei Kaisersmächte:
Des Adlers Sinn, des Löwen Kraft;
Die sind darum Heerzeichen auf dem Schilde.
Und ging es zum Gefechte
Mit diesen an die Heidenschaft,
Wer trotzte ihrer Mannheit, ihrer Milde?

Der Pfaffen Wahl.

Es hat der König Constantin
Dem Stuhl zu Rom so viel verliehn,
Speer, Kreuz und Krone, daß er Macht erlangte.
Da rief der Engel laut: O weh,
„Und aber weh, zum dritten weh!
Die Christenheit, die jetzt so herrlich prangte,
Der ist ein Gift herabgefallen,
Ihr Honig wandelt sich zu Gallen;
Einst steht die Welt darob verzagt.“
Alle Fürsten leben nun mit Ehren,
Indeß der Höchste Schmach erduldet:
Das hat der Pfaffen Wahl verschuldet.
Das sei dir, süßer Gott, geklagt!
Die Pfaffen wollen Laienrecht verkehren:
Der Engel hat uns wahr gesagt.

Wo stehts geschrieben?

So sehr im Argen lag die Christenheit wohl nimmer;
Die sie belehren sollten, die sind selber noch viel schlimmer.
Es wär zu viel, geschäh von dummen Laien das:
Sie sündgen ohne Furcht und Scheu, drum trifft sie Gottes Haß.
Sie weisen uns zum Herrn und sind in Satans Schlingen:
Sie sagen uns, die ihren Worten gingen,
Nicht ihren Werken nach, die würden sicher dort gedeihn.
Die Pfaffen sollten keuscher als die Laien sein:
Wo steht es wohl geschrieben zu Latein,
Daß sich so mancher müht, ein schönes Weib zu Fall zu bringen?

Der wälsche Schrein.

Ei! wie so christlich mag der Pabst in Rom nun lachen,
Wenn er zu seinen Wälschen spricht: „Seht, Solches kann ich machen!“
(Was er da spricht, das hätt er besser nie gedacht.)
„Zwei Allemannen hab ich unter einen Hut gebracht,
Nun müssen sie das Reich zerstören und belasten:
Unterdessen füllen wir die Kasten:
Zinspflichtig sind sie meinem Stock und all ihr Gut ist mein;
Ihr deutsches Silber fährt in meinen wälschen Schrein:
Ihr Pfaffen, esset Hühner, trinket Wein:
Und laßt die Deutschen.....fasten.“

Der neue Judas.

Wir klagen all und wissen doch nicht was uns irret,
Seit uns der heilge Vater immer mehr verwirret.
Mit väterlichem Beispiel geht er uns voran:
Wir folgen ihm und weichen keinen Schritt von seiner Bahn.

Nun merke, Welt, was mir daran nicht wohlgefallet:
Geizet er, sie geizen mit ihm Alle,
Lüget er, sie lügen Alle mit ihm seinen Lug,
Und trüget er, sie trügen mit ihm seinen Trug;
Dies Wort verübelt Niemand mir mit Fug.
So kommt der neue Judas, gleich dem alten dort, zu Falle.

Der Kirchenstock.

Sagt an, Herr Stock, hat euch der Pabst hieher gesendet,
Daß ihr ihn bereichert und uns arme Deutsche pfändet?
Wenn ihm die Hülf und Fülle fliegt nach Lateran,
So übt er eine arge List, wie er schon oft gethan:
Er sagt uns wieder, wie das Reich verworren stände,
Daß neuen Zins ihm jede Pfarre sende.
Des Silbers, fürcht ich, kommt nicht viel zur Hülf in Gottes Land;
Großen Hort vertheilt nicht gern der Pfaffen Hand;
Er Stock, er ist zum Schaden hergesandt,
Ob er in deutschen Landen Thörinnen und Nörren fände.

Der Zauberer.

Der Stuhl zu Rom iſt wiederum ſo wohl behütet,
Als von Gerbert, dem Zauberer, der einſt darauf gewüthet;
Doch Jener hat ſich ſelber nur der Höll ergeben,
Der giebt ſich ſelbſt ihr Preis und all die Chriſtenheit daneben.
Wir wundern uns, daß Gott noch ſäumt mit ſeinen Strafen
Und rufen ihm, wie lang er wolle ſchlafen?
Sie widerwirken ſeinem Werk, verfälſchen ihm ſein Wort,
Sein Kämmerer veruntreut ſeinen Himmelshort,
Sein Richter mordet hier und raubet dort,
Sein Hirte ward zu einem Wolf ihm unter ſeinen Schafen.

Das Zauberbuch.

Ihr Bischöf und ihr edeln Pfaffen seid verführet:
Seht, wie euch mit Teufelsstricken jetzt der Pabst umschnüret;
Sagt ihr uns, daß er St. Peters Schlüssel habe,
So sagt, warum er seine Lehren aus den Büchern schabe?
Daß man Gottes Gabe kaufe und verkaufe,
Das ward uns verboten bei der Taufe.
Nun lehrt es ihn sein schwarzes Buch, das ihm der Höllenmohr
Gegeben hat: er liest daraus sein hohles Rohr;
Ihr Kardinäle decket euern Chor:
Unser Frohnaltar ist unter einer übeln Traufe.

Der gute Klausner.

Ein Herz, das sich in diesen Zeiten nicht verkehret,
Da nun der heilge Vater selbst den Ketzerglauben mehret,
Dem wohnt ein feiger Geist und Gottes Minne bei;
Nun schauet, was der Pfaffen Werk, was ihre Lehre sei.
Werk und Lehre waren einst von gleicher Reine;
Jetzt haben Lehr und Werk nur das Gemeine,
Daß wir sie unrecht wirken sehn und unrecht hören sagen,
Die uns guter Lehre Vorbild sollten tragen:
Drum mögen dumme Laien wohl verzagen;
Auch fürcht ich, daß mein guter Klausner sehr darüber weine.

Fürbitte.

Nun ſoll der hehre Kaiſer
Verzeihen als ein weiſer
Des Landgrafen Miſſethat:
Er war doch unverhohlen
Sein Feind, und nicht verſtohlen;
Die Zagen hielten ſtillen Rath,
Sie ſchwuren hier, ſie ſchwuren dort
Und ſannen ungetreuen Mord;
Rom rieth zu ſolchen Thaten.
Der Diebſtahl nicht zu hehlen war:
Man ſah ſie bald einander gar
Beſtehlen, dann verrathen.
Dieb ſtahl von Diebe,
Drohung deutet Liebe.

Thüringens Blume.

Ich bin des milden Landgrafen Ingesinde:
Ich halt es so, daß man mich immer bei den Besten finde:
Die andern Fürsten alle sind wohl mild, jedoch
So gäte sind sies nicht: er war es einst und ist es noch.
Drum kann er besser als die Andern mild gebahren:
Er ist im Launenwechsel unerfahren:
Wer heuer prunkt und ist doch übers Jahr so karg als je,
Des Lob ergrünt und falbet wieder gleich dem Klee:
Thüringens Blume scheinet durch den Schnee:
Lenz und Winter blüht sein Lob wie in den ersten Jahren.

Rechtsfall.

Mir hat Herr Berhart Atz ein Pferd
Zu Eisenach erschossen:
Der Herr, in dessen Dienst wir stehn,
Soll unser Richter sein.
Es war wohl an drei Marken werths;
Doch hört mit welchen Possen,
Nun da es soll ans Zahlen gehn,
Der Schalk sich will befreim:
Er macht ein großes Wesen,
Es sei mein Pferd erlesen
Dem Roß verwandt gewesen,
Das ihm den Finger habe
Gebissen unbescheiden;
Ich will es hoch beeiden,
Daß fremd sich sind die beiden:
Ist Niemand, der mir stabe?

Wunderliches Pferd.

Zu Hofe reite, Dietrich! —
„Ich kann nicht, Herr.“ — Was hindert dich? —
„An einem Roß gebrichts, dahin zu traben.“ —
Ich leih dir eins, beliebt es dir. —
„Herr, soll ich reiten, gebt es mir.“ —
Noch einen Augenblick, so sollst du's haben:
Was willst du lieber, eine goldne Kuhe,
Oder den wunderlichen Gerhard Atze? —
„Hilf mir Gott, und fräß es Heu, er wär ein seltsam Pferd.
Ihm gehn die Augen um wie einem Affen,
Wie ein Göckelhahn ist er beschaffen:
Denselben Atzen gebt mir her, so ist mein Wunsch gewährt.“ —
Nun krümm ein Bein und reit allein, weil Atzen du begehrt.

Der Bogner.

Ich bin dem Ellenbogner hold
Auch ohne Gab und ohne Sold:
Er iſt mild, blieb es auch mir verhohlen.
Erfahrens denn die Reußen und die Polen!
Das erregt mir weder Haß noch Neid:
Ein Meiſter möcht ihn beſſer preiſen
Als der Schnarrenzer Dudelweiſen,
Schätzt' er der Werthen Würdigkeit.

Den edeln Stein, den Diamant,
Gab mir des ſchönſten Ritters Hand,
Ohne Bitte ward er doch der meine.
Ich lobe nicht die Schönheit nach dem Scheine,
Milder Mann iſt ſchön und wohlgezogen:
Man ſoll nach Außen Innres kehren,
So kommt das äußre Lob zu Ehren,
Wie Des von Kätzenellenbogen.

Gleichnis.

Man ſoll den Köchen rathen,
Da ihrem Wink ſo viel bereit,
Daß ſie es nicht vermeiden,
Und ja der Fürſten Braten,
Wär es auch nur baumenbreit,
Ein wenig dicker ſchneiden.
Verſchnitten ward in Griechenland
Ein Braten einſt von arger Hand,
Woraus viel Unheil bald entſtand;
Der Braten war zu ſchmächtig.
Der König mußte vor die Thür,
Die Fürſten trafen neue Kür:
Wer nur das Reich verehr dafür,
Dem taugte mehr, wärd er nie Spießes mächtig.

Ein anderes.

Herr Otto gab sein Wort, mich reichlich zu beschenken:
Was nahm er aber meinen Dienst mit solchen Ränken?
Doch hätte König Friedrich Grund, statt seiner mein zu denken?
Zu fordern hab ich wohl an ihn nicht eine Bohne:
Er gebe nur, daß ich der alten Lehre werde froh.
Es lehrte weiland seinen Sohn ein Vater so:
„Dem ärgsten Manne diene, daß der beste Mann dir lohne."
Otto, ich bin der Sohn, ihr seid der ärgste Mann,
Denn einen ärgern Herren traf ich niemals an:
Der König mag der beste sein, nun er das Reich gewann.

Milde und Länge.

Herrn Ottos Milde wollt ich nach der Länge messen;
Vergriffen hatt ich mich an diesem Maaß indessen:
War er so mild als lang, viel Tugend hätt er dann besessen.
Nun maß ich aber seinen Leib nach seiner Ehre,
Da ward er plötzlich viel zu kurz, wie ein zerbrochen Schwert,
An mildem Sinn zum winzig kleinsten Zwerg verkehrt;
Ja wenn er, noch zu wachsen, nicht zu alt an Jahren wäre!
Dem König bracht' ich nun das Maaß: der schoß empor!
Sein junger Leib ward stark und groß, wie nie zuvor;
Er wächst wohl noch und ragt schon riesig über ihm hervor.

An König Friedrich.

Schirmvogt von Rom, Apuliens König, habt Erbarmen,
Daß man mich bei reicher Kunst so läßt verarmen;
Gerne möcht ich, könnt es sein, am eignen Heerd erwarmen.
Hei! wie lustig wollt ich von den Vöglein singen,
Von den Blumen auf der Haide, wie vor Jahren schon:
Gäb mir ein schönes Weib dann süßen Minnelohn,
Ließ ich ihr Lilien und Rosen aus den Wangen bringen.
Nun komm ich spät und reite früh; Gast, weh dir, weh!
Da mag der Wirth wohl singen von dem grünen Klee:
Die Noth bedenket, milder Herr, daß eure Noth zergeh.

An Wenkelben.

„Seid mir gegrüßt, Herr Wirth," dem Gruße muß ich schweigen;
„Seid mir gegrüßt, Herr Gaſt," da muß ich ſprechen und mich neigen.
Heimath und Wirth, die Namen ſind ohn alle Schmach,
Herberge, Gaſt, den Beiden tritt oft Schande nach.
Gern erlebt ichs noch, daß mir auch Gäſte kämen,
Und müßten mir zu danken ſich bequemen.
„Seid heute hier, ſeid morgen dort," welch tolle Gaukelfahrt!
„Ich bin daheim, ich will nun heim," iſt beſſrer Art.
Gaſt, Schach, die werden ſelten gern gewahrt:
Nun nehmet mir den Gaſt, ſo mag euch Gott das Schach benehmen.

Das Reichslehen.

Ich hab ein Lehen, alle Welt, ich hab ein Lehen!
Nun fürcht ich länger nicht den Hornung an den Zehen,
Will auch alle kargen Herren deſto minder flehen.
Der edle Herr, der milde Herr hat mich berathen,
Daß ich im Sommer freie Luft und Winters Glut gewann.
Meine Nachbarn ſehn mich jetzt um ſo viel lieber an:
Nicht mehr als Kobold fliehn ſie mich, wie ſie vor Dieſem thaten.
Zu lange lag ich an der Armuth Uebel krank:
Ich war ſo volles Scheltens, daß mein Athem ſtank:
Den hat der König rein gemacht, dazu auch meinen Sang.

Neuer Lebensmuth.

Als Friederich aus Oeſterreich das Heil erwarb,
Daß er am Geiſt genas, da ihm der Leib erſtarb,
Da ſenkt' ich meinen ſtolzen Schritt zur Erde.
Da ging ich ſchleichend, wie ein Pfau, wohin ich ging,
Das Haupt mir tief herab bis auf die Kniee hing:
Nun richt ichs auf mit fröhlicher Geberde.
Ich bin zu eignem Heerd gekommen,
Mein hat die Krone, hat das Reich ſich angenommen.
Wohlauf, wer tanzen will, ich will ihm geigen!
Vergeſſen hab ich was ich litt:
Nun will ich endlich eben ſetzen meinen Tritt
Und wieder in ein Hochgemüthe ſteigen.

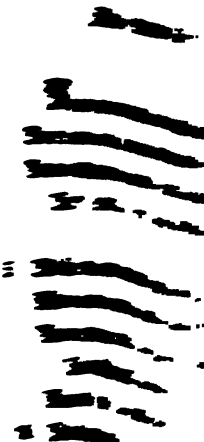
Wo blieb das Lehen?

Mein Herr der König gab zu Lehn mir dreißig Marken,
Dieſe kann ich nicht verſchließen in den Arken,
Noch verſchiffen über Meer in Kielen noch in Barken.
Der Nam' iſt groß, doch Nutzen bringts in ſolchem Maaße,
Daß ich ihn weder greifen mag, noch hören, noch erſpähn:
Was wird man denn in Arken oder Barken ſehn?
Nun rathe mir ein Freund, ob ichs behalte oder laße?
Der Pfaffen Disputieren fürcht ich gar nicht ſehr:
Wenn ihr in euern Arken forſcht, ſo ſind ſie ſchwer,
Doch forſchet hin, doch forſchet her, die meinen bleiben leer.

Neuer Lebensmuth.

Als Friederich aus Oesterreich das
Daß er am Geist genas, da ihm der Le
Da senkt' ich meinen stolzen Schritt zur
Da ging ich schleichend, wie ein Pfa
Das Haupt mir tief herab bis auf die
Nun richt ichs auf mit fröhlicher Geber
Ich bin zu eignem Heerd gekommen,
Mein hat die Krone, hat das Reich sich
Wohlauf, wer tanzen will, ich will ihm
Vergessen hab ich was ich litt:
Nun will ich endlich eben setzen meinen
Und wieder in ein Hochgemüthe steigen.

Drei Sorge



en gehn mir lang
rfüllung da,
int es stehn mit
auch die Kraft
von dem Andern
allen Dreien noch
und meiner Fra
lich, wie ich die g
sich mein erwehrt
onnigliche Hof zu
mer bis ich den we
cher Tugend mit
n Leupoldens Hand,

Der Kärnthner.

Des Kärnthners Gabe hab ich ja ſo oft empfangen:
Was zeigt er, weil ich einmal was vermißt, mir gleich die Wangen?
Er wähnt vielleicht, ich zürne? Nein, wie dächt ich dran?
Was ihm geſchah geſchieht gewiß noch manchem milden Mann.
War es mir auch leid, ſo war es ihm noch leider,
Er hatte mir bewilligt gute Kleider:
Nun zürn er Andern, wenn es nicht, wie er befahl, geſchah.
Weiß ich doch, wer gern gewährt und ſpricht ſein Ja,
Der gäb auch gerne, wär es immer da:
Dieſer Zwiſt iſt nicht die Schuld, wahrhaftig, unſer Beider.

Mäuseklang.

Wem gleich ich wohl die Hunde, die am Hofe bellen,
Als den Mäusen, die sich selber melden mit den Schellen:
Führt Schmeichlers „Herr“ und Mäuseklang zum Loch heraus,
Wir rufen Alle gleich: ein Schalk, ein Schalk! eine Maus, eine Maus!
Edler Kärnthner, gönne, daß ich mich beschwere,
Milder Fürst und Märtyrer um Ehre,
Ich weiß nicht, wer an deinem Hof mir meinen Sang verkehrt;
Laß' ichs nicht um dich und ist's der Gegner werth,
So schwingt ihm schweren Gegenhieb mein Schwert:
Nun frage, was ich wirklich sang und forsche, wers verkehre.

Stolle.

Nun will ich auch den scharfen Sang zur Waffe wählen:
Wo ich vordem in Ehrfurcht bat, da will ich nun befehlen.
Ich seh ja, daß man Herrengut und Weibesgruß
Gewaltiglich und ungestüm hinfort erwerben muß.
Sing ich meinen höfschen Sang, so klagt mans Stollen:
Ich gewinne noch am Ende Knollen;
Nun müste sich die Bosheit hier, da sie den Sieg errang.
Lernt ich doch in Oesterreich den Liedersang,
Mich zu beklagen seis mein erster Gang:
Find ich bei Leupold höfschen Trost, so ist mein Muth erschwollen.

Der Hof zu Wien.

Der Hof zu Wien der sprach zu mir:
Behagen sollt ich, Walther, dir,
Nun jammr ich dich: das möge Gott erbarmen!
Einst lebt' ich hoch und freudenreich,
Da war kein anderer mir gleich
Als König Artus Hof: nun weh mir armen!
Wo nun Ritter, wo nun Frauen,
Die man bei mir sollte schauen?
Seht, wie jämmerlich ich steh!
Mein Dach ist faul, es triefen meine Wände:
Ach, mich minnet Niemand leider.
Gold, Silber, Ross' und gute Kleider
Gab ich und blieb so reich als je;
Nun hab ich weder Kränzlein noch Gebände,
Noch Fraun zu einem Tanz, o weh!

Leopolds Rückkehr.

Herzog aus Oesterreich, es ist euch wohl ergangen:
Ihr kämpftet also, daß uns muß nach euch verlangen:
Wenn ihr kehrt, so seid gewiß, ihr werdet hoch empfangen.
Ihr seid wohl werth, daß wir die Glocken vor euch läuten,
Schaarenweise stehn, als ob ein Wunder kommen sei:
Ihr kehrt von euerm Zuge sünd- und schandenfrei,
Drum findet ihr bei Frauen Huld und Preis bei allen Leuten:
So schönes Lob erwerbt von nun an immerfort,
Und meidet durch Gerechtigkeit das harte Wort,
Mehr Ehre hätt es euch gebracht, wärt ihr geblieben dort.

Höfliches Behalten.

Als Leupold sparte für den Zug mit Gottes Heere,
Da behielten all die Herrn und folgten seiner Lehre:
Sie schlossen zu, als wagten sie es nicht zu geben;
Das war schon recht, denn immer soll man nach dem Hofe leben.
Daß sie ihn durch Milde nicht beschämen wollten,
Wohl ihnen des, sie thaten, wie sie sollten.
Die Helden Oesterreichs sind stets von höfischem Muth:
Sie behielten seinethalben; das war gut;
Man gebt auch seinethalb, da Er es thut,
Und lebt auch jetzt dem Hofe nach, so bleibt ihr unbescholten.

Neuer Lebensmuth.

Als Friederich aus Oeſterreich das Heil erwarb,
Daß er am Geiſt genas, da ihm der Leib erſtarb,
Da ſenkt' ich meinen ſtolzen Schritt zur Erde.
Da ging ich ſchleichend, wie ein Pfau, wohin ich ging,
Das Haupt mir tief herab bis auf die Kniee hing:
Nun richt ichs auf mit fröhlicher Geberde.
Ich bin zu eignem Heerd gekommen,
Mein hat die Krone, hat das Reich ſich angenommen.
Wohlauf, wer tanzen will, ich will ihm geigen!
Vergeſſen hab ich was ich litt:
Nun will ich endlich eben ſetzen meinen Tritt
Und wieder in ein Hochgemüthe ſteigen.

Wo blieb das Lehen?

Mein Herr der König gab zu Lehn mir dreißig Marken,
Dieſe kann ich nicht verſchließen in den Arken,
Noch verſchiffen über Meer in Kielen noch in Barken.
Der Nam' iſt groß, doch Nutzen bringts in ſolchem Maaße,
Daß ich ihn weder greifen mag, noch hören, noch erſpähn:
Was wird man denn in Arken oder Barken ſehn?
Nun rathe mir ein Freund, ob ichs behalte oder laße?
Der Pfaffen Disputieren fürcht ich gar nicht ſehr:
Wenn ihr in euern Arken forſcht, ſo ſind ſie ſchwer,
Doch forſchet hin, doch forſchet her, die meinen bleiben leer.

Böser Trank.

Man nannte stets mir Tegernsee
Ein Haus, das gastlich offen steh:
Ich ritt dahin, wohl eine Meile von dem Wege.
Ich bin ein wunderlicher Mann,
Daß ich mich selbst nicht leiten kann
Und so viel Glauben stets zu fremdem Volke hege.
Ich schelt es nicht, doch gnade Gott uns beiden;
Ich nahm da Wasser:
Also nasser
Mußt ich von des Mönches Tische scheiden.

Drei Sorgen.

Drei Sorgen gehn mir lange nah.
Und wäre die Erfüllung da,
Nicht beſſer könnt es ſtehn mit meinen Dingen.
Doch ob mir auch die Kraft gebricht,
Eins ſcheid ich von dem Andern nicht:
Mir mag mit allen Dreien noch gelingen:
Gottes Huld und meiner Frauen Minne,
Ich ſorge ſtündlich, wie ich die gewinne;
Das Dritte hat ſich mein erwehrt mit Unrecht manchen Tag:
Das iſt der wonnigliche Hof zu Wiene:
Ich ruhe nimmer bis ich den verdiene,
Da er ſo mancher Tugend mit ſo ſteter Treue pflag:
Da gab ſo viel Leupoldens Hand, die nimmer doch erſchrak,

Der Kärnthner.

Des Kärnthners Gabe hab ich ja ſo oft empfangen:
Was zeigt er, weil ich einmal was vermißt, mir gleich die Wangen?
Er wähnt vielleicht, ich zürne? Nein, wie dächt ich dran?
Was ihm geſchah geſchieht gewiß noch manchem milden Mann.
War es mir auch leid, ſo war es ihm noch leider,
Er hatte mir bewilligt gute Kleider:
Nun zürn er Andern, wenn es nicht, wie er befahl, geſchah.
Weiß ich doch, wer gern gewährt und ſpricht ſein Ja,
Der gäb auch gerne, wär es immer da:
Dieſer Zwiſt iſt nicht die Schuld, wahrhaftig, unſer Beider.

Mäuseklang.

Wem gleich ich wohl die Hunde, die am Hofe bellen,
Als den Mäusen, die sich selber melden mit den Schellen:
Führt Schmeichlers „Herr“ und Mäuseklang zum Loch heraus,
Wir rufen Alle gleich: ein Schalk, ein Schalk! eine Maus, eine Maus!
Edler Kärnthner, gönne, daß ich mich beschwere,
Milder Fürst und Märtyrer um Ehre,
Ich weiß nicht, wer an deinem Hof mir meinen Sang verkehrt;
Laß' ichs nicht um dich und ist's der Gegner werth,
So schwingt ihm schweren Gegenhieb mein Schwert:
Nun frage, was ich wirklich sang und forsche, wers verkehre.

Stolle.

Nun will ich auch den scharfen Sang zur Waffe wählen:
Wo ich vordem in Ehrfurcht bat, da will ich nun befehlen.
Ich seh ja, daß man Herrengut und Weibesgruß
Gewaltiglich und ungestüm hinfort erwerben muß.
Sing ich meinen höfschen Sang, so klagt mans Stollen:
Ich gewinne noch am Ende Knollen;
Nun mäste sich die Bosheit hier, da sie den Sieg errang.
Lernt ich doch in Oesterreich den Liedersang,
Mich zu beklagen seis mein erster Gang:
Find ich bei Leupold höfschen Trost, so ist mein Muth erschwollen.

Der Hof zu Wien.

Der Hof zu Wien der sprach zu mir:
Behagen sollt ich, Walther, dir,
Nun jammr ich dich: das möge Gott erbarmen!
Einst lebt' ich hoch und freudenreich,
Da war kein anderer mir gleich
Als König Artus Hof: nun weh mir armen!
Wo nun Ritter, wo nun Frauen,
Die man bei mir sollte schauen?
Seht, wie jämmerlich ich steh!
Mein Dach ist faul, es triefen meine Wände:
Ach, mich minnet Niemand leider.
Gold, Silber, Ross' und gute Kleider
Gab ich und blieb so reich als je;
Nun hab ich weder Kränzlein noch Gebände,
Noch Fraun zu einem Tanz, o weh!

Leopolds Rückkehr.

Herzog aus Oesterreich, es ist euch wohl ergangen:
Ihr kämpftet also, daß uns muß nach euch verlangen:
Wenn ihr kehrt, so seid gewiß, ihr werdet hoch empfangen.
Ihr seid wohl werth, daß wir die Glocken vor euch läuten,
Schaarenweise stehn, als ob ein Wunder kommen sei:
Ihr kehrt von euerm Zuge sünd- und schandenfrei,
Drum findet ihr bei Frauen Huld und Preis bei allen Leuten:
So schönes Lob erwerbt von nun an immerfort,
Und meidet durch Gerechtigkeit das harte Wort,
Mehr Ehre hätt es euch gebracht, wärt ihr geblieben dort.

Höfisches Behalten.

Als Leupold sparte für den Zug mit Gottes Heere,
Da behielten all die Herrn und folgten seiner Lehre:
Sie schlossen zu, als wagten sie es nicht zu geben;
Das war schon recht, denn immer soll man nach dem Hofe leben.
Daß sie ihn durch Milde nicht beschämen wollten,
Wohl ihnen des, sie thaten, wie sie sollten.
Die Helden Oesterreichs sind stets von höfschem Muth:
Sie behielten seinethalben; das war gut;
Nun gebt auch seinethalb, da Er es thut,
Und lebt auch jetzt dem Hofe nach, so bleibt ihr unbescholten.

Drei Höfe.

Seit ich drei Höfe weiß, wo Ehrenmänner hausen,
So mag mein Wein wohl schäumen, meine Pfanne sausen.
Der biedre Patriarch, der alles Tadels frei,
Der Eine ist's, mein höfischer Trost ist dann sogleich dabei:
Leupold, Fürst zu Steier und im Oesterreiche.
Niemand lebt, den ich mit Dem vergleiche:
Sein Lob ist nicht ein Löbelein: er will, er hat, er thut.
Sein Oheim dann, der hat des milden Welfen Muth:
Deß Lob war schön und bleibt im Tode gut:
Mir ist nicht Noth, daß ich umher nach ferner Herberg streiche.

Die Verwünschung.

Leupold von Oesterreich, laß mich doch bei den Leuten:
Wünsche mich zum Felde, nicht zum Wald: ich kann nicht reuten.
Ich bin hier gerne, weil ich gern gesehen bin;
Du wünschest oft die Biedern, du weißt selber nicht, wohin.
Wünschest du mich weg, so thust du mirs zu Leide.
Selig sei der Wald, dazu die Haide,
Da finde du Vergnügen stets. Nun schau, wie mocht es sein:
Ich wünsche dich dahin, wo Freude harret dein
Und du mich an mein Ungemach? halt ein!
Zieh du hinaus und laß mich hier: so sind wir glücklich beide.

Vorschlag zur Güte.

Ihr Fürsten, die des Königs gern erledigt ständen,
Folget meinen Rath, ich weiß wohl Rath zu spenden:
Ich will ihn tausend Meilen weit noch hinter Trani senden:
Der Held will ziehn in Christi Land; wer ihm das wehret,
Der thut wider Gott und all die Christenheit daran;
Ihr Feinde, laßt ihn ruhig ziehen seine Bahn:
Vielleicht, daß er im deutschen Land nie wieder euch beschweret.
Wenn er, was Gott verhüte, bleibt, so lachet ihr:
Kehrt er uns Freunden wieder heim, so lachen wir:
Wir harren Beide des Erfolgs: nehmt diesen Rath von mir.

Berufung.

In nomine domini, ich will beginnen, sprechet Amen!
(Das ist gut für Mißgeschick und für des Teufels Samen.)
Ich sänge nun in dieser Weise gerne so,
Wer höfschen Sang und Freude stört, daß der nicht werde froh.
Ich habe wohl und hofgemäß bisher gesungen,
Mein höfisch Singen hat mich nun verdrungen,
Daß die Unhöfschen jetzt am Hof genehmer sind als ich:
Was mich ehren sollte, das entehret mich.
Herzog aus Oesterreich, Leupold, nun sprich:
Du wendest es alleine, sonst verkehr ich meine Zungen.

Verfall des Gesanges.

Weh dir, höfisch edles Singen,
Daß dich ungefüge Töne
So von Hof zu weichen zwingen!
Daß sich Gott dir nie versöhne!
Weh, wie nun dein Preis darniederliegt,
Keinen deiner Freunde sieht man froh:
Es muß nun einmal sein, nun sei es so:
Unfug, du hast obgesiegt.

Wer uns Freude wieder brächte,
Die der rechten Kunst entspränge,
Wie man rühmend sein gedächte,
Wo sein Name nur erklänge!
Ja, das wäre höfisch edler Muth,
Nichts erwünscht sich wohl mein Herz so gern!
Wonne schuf es Frauen noch und Herrn;
Weh uns, daß es Niemand thut.

Die das rechte Singen stören,
Deren sieht man ungleich mehre,
Als die gerne Schönes hören;
Doch mich warnt die alte Lehre:

Zu der Mühle kehr ich nimmer ein:
Wo der Stein im Schwunge rauschend dröhnt
Und das Rad so rohe Weisen tönt,
Da muß übel Harfen sein.

Die so schnöd und vorlaut schallen,
Zürnend muß ich ihrer lachen,
Daß sie selbst sich wohlgefallen,
Mit so ungelenken Sachen.
Das ist recht der Frösch in Teichen Art,
Denen ihr Geschrei so wohlbehagt,
Daß die Nachtigall davor verzagt,
Und ihr süßes Singen spart.

Wenn man Unfug schweigen hieße,
Hörte man noch schöne Lieder,
Und ihn von den Höfen stieße,
Würde frei die Freude wieder.
Schlössen ihn die großen Burgen aus,
Wollt ich gerne schon zufrieden sein:
Bei den Bauern kehr er immer ein,
Da gehört er doch zu Haus.

Die Kläffer.

Ein Völkchen liegt uns sehr zu Last,
Vertrieben das die Herren,
So fänd ein wohlgezogner Mann
Am Hof noch seine Statt.
Man läßt ihn nicht zu Worte fast;
Sie sind so rasch im Plärren,
Könnt er was Jemand Gutes kann,
Das frommte nicht ein Blatt.
„Ich mit dem andern Thoren
Durchtönen ihm die Ohren,
Kein Mönchlein kahl geschoren
Macht singend solch Geschrei.“
Bescheidnen Mannes Tönen,
Das läßt sich wohl beschönen;
Beschwert der Thoren Höhnen —
Hier geht die Red entzwei.

Dahin daher.

„Dahin daher" ward nie so werth in allen deutschen Landen:
Wer nun „dahin daher" nicht kann, der wird im Spiel betrogen;
Könige waren sonst, die nicht „dahin daher" verstanden:
Nun haben sie die Kunst heraus: schnell um ein Eck gebogen!
Es hätten sonst die großen Fürsten nicht gelogen,
Um Leute noch um Land;
Nun ist den Meisten nur zu wohl „dahin daher" bekannt.

Das Meerwunder.

Ein groſses Wunder brachte jetzt die Welt zu Tage:
Wärs auf dem Meer, ein Unthier schiens von seltnem Schlage:
Meine Freude hat's erschreckt, ermuntert meine Klage.
Das gleichet einem argen Mann. Wer dessen Lachen
Streichet an der Treue Stein, der findets nachgemacht:
Er beiſst, eh uns sein Knurren kündet Fehd' und Schlacht.
[Seine Falschheit hat schon Manchem Leid gebracht.]
Zwei Zungen haben Kalt und Warm, die liegen ihm im Rachen;
In seinem süſsen Honig liegt ein giftger Nagel;
Sein wolkenloses Lachen bringet scharfen Hagel:
Wenn man das merkt, so schüttelt's sich und wird ein Schwalbenzagel.

Die Gaukler.

Ich habe Herrn gekannt, die wie die Gaukler waren,
Im Täuschen und Betrügen gar behendiglich erfahren;
So Einer spricht: Was ist wohl unter diesem Hute?
Nun heb ihn auf: da steht ein wilder Falk in stolzem Muthe;
Heb auf den Hut: da bückt ein Pfau sein bunt Gefieder;
Heb auf: da blickt ein Ungethüm hernieder:
Zuletzt wars eine Krähe nur, so oft das auch geschah.
Guter Freund, ich kenne das, haha, haha!
Halt deine falsche Gaukelbüchse da:
Wär ich so stark wie du, aus Haupt schlug ich sie dir.
Deine Asche stäubet in die Augen mir:
Ich bin nicht mehr dein Blasgeselle hier,
Verräthst du mich so trügerischem Ungeheuer wieder.

Die Kunst der Milde.

Daß man die Milden wahrhaft sieht,
Ein Wunder ists, wo das geschieht;
Der große Wille, so viel Gunst —
Wer kanns zu Ende bringen?
Viel Sinn und Witz ist dazu Noth
Und Wachen vor dem Morgenroth
Und noch manch andre schöne Kunst,
Sonst stockts an tausend Dingen.
Wer also thut,
Der darf den Muth
Auf Ruhe selten wenden:
Er wäg es Alles ab mit Sinn
Und sorge Gott für den Gewinn:
So pilgert hin
Zu Ehren, die nicht enden.

Geben und Nehmen.

Dem Herrn, der Niemand was verſagt,
Hat nie des Gebens Kunſt getagt:
Immer muß er darben oder trügen;
Beſſer zehn Verſagen, als ein Lügen.
Seid im Verheißen arm, im Grüßen reich,
Wollt ihr für eure Ehre ſorgen:
Was ihr nicht mögt von Andern borgen,
Noch ſelber habt, das weigert gleich.

Wohlfeilheit läßt nur Schande ſchaun:
Ihr werthen Männer, reinen Frau'n,
Seid um ſchnöden Lohn nicht zu gewinnen.
Euer Lob wird nimmermehr zerrinnen,
Wenn ihr ohne Kauf euch geben wollt.
Dem Undank feil, iſt mehr als ſchändlich:
Der Ehre ſchadet's unabwendlich
Und leere Hoffnung bleibt der Sold.

Sonderung.

Da gerechten Richter Gott die Bücher nennen,
So sollt er dies in seiner Milde doch erkennen,
Daß er die Getreuen von den Falschen hieße trennen.
Ich meine hier: sie werden dort gewiß geschieden;
Doch säh ich an so Manchem gar zu gern ein Schandenmahl!
Der Einem aus der Hand sich windet wie ein Aal,
O weh, was wundert Gott an dem nicht zornig schon hienieden!
Wer mit mir fuhr hinaus, fahr auch mit mir hinein:
Des Mannes Sinn sei wandellos und fest wie Stein,
Wie ein Pfeilschaft schlecht und recht soll seine Treue sein.

Die falſchen Lächler.

Vom Hofe würde nie mein Loben treulos weichen,
Thäte man an einem Hofe nur deßgleichen,
Und bliebe mit der That getreu den Worten und den Zeichen.

Mir grauſt, wenn ſich die Lächler lächelnd zu mir kehren,
Deren Zunge honigt, wenn das Herz vor Galle ſchwillt:
Freundes Lachen ſei der reinſten Treue Bild,
Lauter wie das Abendroth, deß Zeichen ſich bewähren.

Thu, daß ich lachen kann, ſonſt laß dein Lachen ſein:
Weß Mund mich trügen will, deß Lachen ſchafft mir Pein:
Ich nähme für zwei falſche Ja von dem ein wahres Nein.

Die Verführer.

Der Schelm, wer er auch sei, der sich befleißt zu trügen,
Und seinen Herren lehrt, zu täuschen und zu lügen!
Erlahmten ihm die Beine doch, wenn sie im Rath ihn trügen;
Ist er so vornehm aber, daß im Rath er sitze,
So bitt ich, daß ihm Gott die ungetreue Zunge lähmt.
Die Räthe machen uns die Biedern unverschämt:
Soll Lügen witzig sein, so sind es tugendlose Witze.
Sie riethen ihnen besser: „Laßt in euerm Kragen
„Eur falsch Gelübd: Gelobtes dürft ihr nicht versagen."
Sie sollten geben, eh dem Lob der Kalk wär abgetragen.

Sechs Räthe.

Vernehmet meine Worte gern:
Die Fürsten lehr ich und die Herrn,
Wie jeden Rath sie mögen wohl erkennen.
Der guten Räthe giebt es drei:
Drei andre böse stehn dabei
Zur linken Hand: laßt euch die sechse nennen:
Gottes Huld und was euch frommet, was euch ehret,
Das sind die guten. Heil ihm, der sie lehret!
Der ziemt wohl einem Kaiser selbst in seinen höchsten Rath.
Die andern heißen Schande, Schaden, Sünde:
Nun fliehe sie, wer sonst es nicht verstünde;
Man kennt wohl an der Rede Frucht des Herzens böse Saat:
Der Anfang taugt schon selten viel, der böses Ende hat.

Die Hohen und Niedern.

Wo der Hohe niedersteigt,
Wo man dem Niedern Sitze zeigt
Im hohen Rath, da ist der Hof entehret:
Wie rieth' ein unberathner Mann
Wohl was er weder weiß noch kann?
Soll er mir heilen, was mich nicht beschweret?
Was stehn die Hohen vor den Kemenaten?
Die Niedern sollen jetzt das Reich berathen:
Wo denen nun die Kunst gebricht zu ehrlichem Gefecht,
Da schlagen sie sich durch mit eitel Lügen:
Das lehren sie die Fürsten, und Betrügen.
Die stören unsern Glaubensheil und brechen unser Recht:
So steht es um die Krone schlimm und um die Kirche schlecht.

Gut und Ehre.

Von der Mur zur Seine wandt ich meine Schritte,
Von der Trave bis zum Po kenn ich der Menſchen Sitte:
Die Meiſten kümmerts nicht, wie ſie erwerben Gut;
Soll ich es ſo gewinnen, ſo geh ſchlafen, hoher Muth.
Gut war ſtets genehm, doch Ehre galt im Leben
Mehr als Gut: jetzt darf ſichs überheben,
Daß es gewaltig vor der Ehre zu den Frauen geht,
Mit den Fürſten in dem Rath der Könige ſteht:
So weh dir, Gut! wie römiſch Reich nun ſteht!
Du biſt nicht gut, du haſt zu ſehr der Schande dich ergeben.

Die drei Stühle.

Ich macht' einmal auf Wunder Jagd
Und fand ein Wunder nicht gering:
Ich fand die Stühle leider ledig stehn,
Da Weisheit, Adel, Alter
Vor Zeiten saßen hoch und hehr.
Hilf, reines Weib, hilf, Sohn der Magd,
Den dreien wieder in den Ring,
Daß sie nicht länger so beraubet gehn:
Ihr Schmerz, ihr mannigfalter,
Kümmert und betrübt mich sehr:
Der junge reiche Thor hat nun der dreien Stuhl, der dreien Gruß:
O weh, daß man dem Einen an der dreien Statt nun neigen muß!
Drum hinket Recht und trauert Zucht und siechet Scham:
zu klagen ist's, ich klagte gern noch mehr.

An die Welt.

O weh dir, Welt, wie ſchlimm du ſtehſt!
Was du für Dinge jetzt begehſt,
Die ohne Schmerz kein Edler mag ertragen!
Vergeſſen haſt du Zucht und Scham,
Weiß es Gott, ich bin dir gram,
Biſt du nicht völlig aus der Art geſchlagen?
Iſt uns wohl Ehre noch geblieben?
Niemand ſieht dich Freude lieben,
Wie man weiland Freude pflag.
Was müſſen milde Herzen nun entgelten?
Man lobt jetzt nur die reichen Kargen:
Welt, du liegſt ſo ſehr im Argen,
Daß ichs nicht beſchreiben mag:
Treu und Wahrheit ſieht man nur beſchelten
Und alle Ehre trifft ein Schlag.

Der Traum.

Es träumte schon vor manchem Jahr
Zu Babilon, ich spreche wahr,
Dem König, schlimmer würd es in den Reichen:
Die nun schon völlig böse sind,
Gewinnen die noch böser Kind,
Du lieber Gott, wem soll man das vergleichen?
Der Teufel, trät er mir entgegen,
Mehr Abscheu könnt er nicht erregen,
Als des Bösen böse Brut:
Von solcher Frucht entspringt nicht Heil noch Ehre.
Die sich selbst der Tugend weigern,
In Kindern ihre Bosheit steigern,
Erbloser Tod wär ihnen gut,
Daß sich die Zahl zuchtloser Herrn nicht mehre:
Davor, o Herr, nimm uns in Hut.

Sinken des Reichs.

Ich selber erblickte vor Zeiten den Tag,
Da unser Lob war gemein allen Zungen:
Wo uns ein Land in der Nähe nur lag,
Da hat es um Sühne, sonst war es bezwungen.
Wie haben wir damals nach Ehre gerungen!
Da riethen die Alten und thaten die Jungen;
Jetzt da die Richter bestechlich sind,
(Die Lösung fehlt, das Räthsel ist blind)
Was soll es da geben, sprich Meister geschwind.

An die Fürsten.

Ihr Fürsten, adelt euer Herz durch reine Güte,
Seid gegen Freunde sanft, vor Feinden traget Hochgemüthe,
Stärkt das Recht und danket Gott der großen Ehren,
Daß Gut und Blut so Mancher muß zu euern Diensten kehren;
Seid mild, friedfertig, laßt euch stets in Würde schauen,
So loben euch die reinen, süßen Frauen;
Scham, Treue, Milde, Zucht sollt ihr mit Freuden tragen,
Minnet Gott und schaffet Recht, wenn Arme klagen,
Glaubt nicht was euch die Lügenbolde sagen,
Folgt gutem Rath, so dürft ihr auf das Himmelreich vertrauen.

An Kaiser Friedrich.

Erhabner Kaiser Roms, ihr habt mir so gethan,
Daß meinen Dank in diesem Lied ihr müßt empfahn:
Ich kann euch selbst nicht danken, darum seht den Willen an.

Eure Kerze habt ihr gnädiglich mir zugesendet,
Deren Licht die Braun versengt hat Allen, die sie sahn:
Auch die Augen hat sie Vielen ganz verblendet,
Sie haben Alle mir das Weiße zugewendet:
So hat mein Glück und eure Gunst ihr Schielen mir geschändet.

An Engelbert von Köln.

Ich traf bisher nicht übel dreierlei Gesang,
Den hohen und den niedern und den Mittelschwang;
Die Kenner alle rühmten, daß mir Jeglicher gelang:
Wem könnt ich nun der dreien Einen noch zu Danke singen?
Der hohe ist zu stark, der niedre gar zu schwach von Klang,
Der mittle viel zu schwer bei so bewandten Dingen:
Nun hilf mir, edler Königsrath, dazwischen bringen,
Daß wir ein tadelfreies Lied wie sonst zu Stande bringen.

Engelberts Ermordung.

Den ich im Leben pries, deß Tod muß ich beklagen:
Drum weh ihm, der den edeln Fürsten hat erschlagen
Von Köln! O weh, daß ihn die Erde noch mag tragen!
Ich kann ihm seiner Schuld gemäß noch keine Marter finden:
Ihm wäre zu gelind ein eichner Strang um seinen Kragen,
Ich will ihn auch nicht brennen, vierteln oder schinden,
Noch mit dem Rad zermalmen, noch darüber binden:
Ich hoff', er werde lebend noch den Weg zur Hölle finden.

Fest zu Nürnberg.

Es fragen mich so Viele, was ich hab ersehn,
Wenn ich von Hofe reit und was da sei geschehn;
Ich lüg ungern und mag doch halb die Wahrheit kaum gestehn:
Zu Nürnberg war ein gut Gericht, das sag ich euch zu Märe:
Nach ihrer Milde fragt die Fahrenden, die können spähn.
Sie sagten, unerfüllt blieb ihrer Ranzen Leere.
Unsre heimschen Fürsten werben so um Ehre,
Leupold müßt alleine geben, wenn er Gast nicht wäre.

Vier Tugenden.

Wer in des edeln Landgrafen Rathe sei,
Bei seiner Zucht, er heiße Dienstmann oder frei,
Der mahn ihn meiner Lehren, bis ich spür, er stand mir bei.
Für milde gilt mein junger Herr, auch, sagt man, soll' er säte
Und wohlgezogen sein: das sind gepriesner Tugenden drei:
Wenn er der vierten Tugend gern Genüge thäte,
So ging er eben, daß er nie vom Wege träte,
Und wär nicht säumig: Säumniß schadet eh man schnitt und säte.

Abdankung.

Verwahrlost Kind, du bist zu krumm,
Gerade biegt dich Niemand mehr,
Du bist dem Besen leider schon zu groß
Und noch zu klein dem Schwerte:
Schlaf in Ruhe denn vor mir.
Ich schelte mich nun selber dumm:
Was ehrt ich dich auch stets so sehr?
Ich barg dein Ungeschick in Freundes Schoß,
Dein Leid war mein Gefährte,
Tief verneigt ich mich vor dir.
Nun laß' ich deine Schule meisterlos: nicht meistern kann ich dich.
Kann es ein Andrer, daß du Freude dran erlebst, so freut es mich;
Doch weiß ich wohl, sobald sein Reich zu Ende geht,
raubt seiner Kunst Unsitte Dach und Zier.

Minne und Kindheit.

Die Minne läßt sich nennen da,
Wo ihr zu weilen nie gefiel:
Wie oft sie auf der Thoren Lippen kam,
Sie mied ihr Herz doch immer:
Hütet euch, ihr Frauen gut!
Vor Kindern berget euer Ja,
So wird es nicht zum Kindesspiel:
Kindheit und Minne sind einander gram;
Bei junger Schönheit Schimmer
Sieht man oft nur falschen Muth.
Ihr sollt erst prüfen, wann und wo, wie und warum,
vor Allem Wem
Ihr euer holdes Ja ertheilt, daß es der Ehre sei genehm:
Sieh, Minne: wer so prüft, der sei dein liebes Kind,
so Weib als Mann, flieh den, der anders thut.

An den Kaiser.

Geh, Bote, sag dem Kaiser seines Dienstmanns Rath,
Denn keinen bessern weiß ich jetzt ihm in der That:
Ob auch weder Volk noch Gut zu seiner Hülfe naht,
So fahr er doch und kehre bald; nicht mög ihn das bethören:
Manchen ärgr er so, der Gott und ihm zum Aerger that.
Die guten Pfaffen warn er, nicht auf die zu hören,
Die das Reich nur wollen schwächen und verstören:
Die Beiden scheid er, oder scheide Alle von den Chören.

Reichthum der Kirche.

Sollt ich den Pfaffen rathen bei der Treue mein,
So sagten sie den Armen: „schau, das ist nun dein;“
Sie priesen Gott und ließen Jedem gern, was sein,
Gedächten auch Almosen selbst aus eignem Schatz zu geben;
Daß ihnen Gut lieb Constantin, geschah darum allein.
Hätt er gewußt, wie man den Folgen würde beben,
Hätt er wohl gesorgt, uns deß zu überheben;
Doch sie waren da noch keusch, nicht schnödem Stol; ergeben.

Der gedrohte Bann.

Mein alter Klausner, den euch einst genannt mein Sang,
Als uns der selge Papst so schwer darnieder zwang,
Dem ist bei solchem Obern wieder um die Kirche bang.
Er sagt, wenn sie die Guten bannen, und den Bösen singen,
Man schwinge solchen wohl entgegen schweren Widerschwang.
An Pfründen und an Kirchen mög es Schaden bringen:
Jetzt seien Manche gern bereit das Schwert zu schwingen,
Gut vom Reiche zu verdienen in den Waffenringen.

Nahen des jüngsten Tages.

Nun wachet All! Es naht der Tag,
Vor dem die Welt erzittern mag,
Die Christenheit, die Juden und die Heiden.
Viel Zeichen wurden ausgesandt,
Darum wir seine Näh erkannt,
Wie uns die Schrift untrüglich kann bescheiden.
Die Sonne hat den Schein verkehret,
Untreu den Samen ausgeleeret
Allwärts über Feld und Rain.
Der Vater bei dem Kind Untreue findet,
Der Bruder seinem Bruder lüget,
Die Geistlichkeit in Kutten trüget,
Statt Gott der Menschen Herz zu weihn.
Gewalt siegt ob, des Rechtes Ansehn schwindet:
Wohlauf: hier frommt nicht müßig sein!

Klage.

O weh, es kommt ein Sturm, ihr dürft mir sicher glauben,
Davon wir noch viel Leides hören singen so wie sagen:
Der wird mit Grimm durch alle Königreiche schnauben,
Darüber hör ich Waller viel und Pilgersleute klagen;
Bäum und Thürme liegen schon zerschlagen,
Starker Leute Häupter weht er ab:
Nun laßt uns flüchten hin zu Gottes Grab.

O weh, wie Ehre sich entfremdet deutschen Landen,
Kluger Sinn wie Mannheit und das Silber wie das Gold!
Wer die alle hat, der bleibt daheim mit Schanden:
Weh, wie dem entgehen wird des Himmelskaisers Sold!
Ihm sind die Engel noch die Frauen hold:
Armer Weltgesinnter wider Gott!
Wie der fürchten mag der Beiden Spott!

Heidenfreunde.

Dich und die Mutter räche nun, der Jungfrau Kind,
An allen, welche deines Erblands Feinde sind;
Den Christen und den Heiden achte du wie Spreu im Wind.
Die Heiden sind es nicht allein, die Aergerniß dir geben:
An Allen, Heiland, räche dich, die wider dich gesinnt;
Wohl schlimm sind Die sich offen wider dich erheben;
Sie gestehn es doch, daß sie dir nicht ergeben:
Viel schlimmer jene, die sie heimlich zu beschützen streben.

Verfagtes Lob.

Der keinen Anfang je gewann
Und Allem Anfang machen kann,
Der schafft was Ende hat und nie wird enden.
Da nun Alles steht in seinen Händen,
Wer in der Welt wär höhern Lobes werth?
Er steh voran in meiner Weise,
Es gehe sein Lob vor allem Preise:
Beglückt das Lob, deß Er begehrt.

Nun loben wir die reine Magd,
Der nie der Sohn ihr Flehn versagt,
Die Mutter Deß, der uns von Sünd erlöste.
Das ist Trost, der uns vor Allem tröste,
Daß man im Himmel ihren Willen thut:
Wohlauf, ihr Alten denn und Jungen,
Daß ihr werde Lob gesungen:
Sie ist zu loben, sie ist gut.

Ich sollt euch Engel grüßen auch,
Doch thöricht, folgt' ich diesem Brauch:
Ihr habt den Heiden wenig noch zerstöret:
Da euch Niemand sieht und Niemand höret,

Was denn habt ihr Löbliches gethan?
Könnt ich, wie ihr, den Heiland rächen,
Mit Niemand wollt ich mich besprechen,
Nicht euch um Hülfe rief ihn an.

Herr Michael, Herr Gabriel,
Herr Teufelswürger Raphael,
Mit Heilkunst, Weisheit, Kraft seid ihr begabet.
Engelchöre, deren drei ihr habet,
Euerm Willen sind sie unterthan.
Wollt ihr mein Lob, so mögt ihr sinnen
Und Sieg den Heiden abgewinnen:
Sie lachten, würd es eh gethan.

Kreuzlied.

Du süße wahre Minne,
Geleite schwache Sinne:
Bei deinem Anbeginne,
Hilf, Sohn, der Christenheit.
Der uns zum Heil gesendet
Der Erde Weh gewendet,
Der Waisen Tröstung spendet,
Hilf rächen dieses Leid.
Erlöser aus den Sünden,
Laß uns dein Reich begründen,
Dein Geist mag uns entzünden,
Wenn er uns reuig fand.
Dein Blut hat uns begossen,
Den Himmel aufgeschlossen;
Nun löset unverdrossen
Das herrlich heilge Land.
Verpfändet Gut und Leben,
Gott wird uns Hülfe geben,
Daß wir der Furcht entschweben
Vor ewger Strafe Brand.

Dies kurze Leben schwindet,
Der Tod uns sündig findet:
Wer sich zu Gott gesindet,
Entgeht der Hölle Leid.
Für Noth wird Gnad ertheilet.
Auf! Christi Wunden heilet,
Bereitet euch und eilet,
Sein Land wird bald befreit.
Du aller Frauen Krone
Bist mit uns zweifelsohne:
Dort ward das Kreuz dem Sohne,
Als sich sein Leib ergab.
Sein Geist mög uns durchdringen,
Daß wir die Völker zwingen,
Die nie die Tauf empfingen;
Nun schrecke sie der Stab,
Dem auch die Juden fallen:
Man hört ihr Schrein erhallen,
Manch Lob dem Kreuz erschallen:
Erlösen wir das Grab!

Uns muß der Leib verderben,
Daß wir den Lohn erwerben:
Gott wollte für uns sterben,
Sein Zorn ist aufgespart.
Sein Reich, das ewig währet,
Hat uns das Kreuz gewähret;

Wer sich von Zweifel kehret,
Der hat den Geist bewahrt.
Du sündger Leib vergessen,
Dir ist die Zeit gemessen;
Der Tod hält uns umfessen,
Wir stehen ohne Wehr.
Ihr Christen auf! Von hinnen!
Den Himmel zu gewinnen:
Der Hölle zu entrinnen
Ist keine Noth zu schwer:
Es will mit Heldeshänden
Gott seine Rache senden,
Und jedes Land soll spenden
Zum Heilgen-Geistes Heer.

Gott sei mit uns im Bunde
Und send uns frohe Kunde
In jener schweren Stunde,
Wo uns der Geist entgeht:
Der Hölle Glutenwallen,
Daß wir darein nicht fallen:
Es ist wohl kund uns Allen,
Wie jämmerlich es steht
Das hehre Land, das reine,
So hülflos und alleine:
Jerusalem, nun weine,
Wie dein vergessen ist!

Die übermüthgen Heiden
An deiner Schmach sich weiden:
Nun laß dich dieße Leiden
Erbarmen, Jesu Christ;
Die Noth, womit sie ringen,
Die deinem Grab lobsingen,
Die möcht auch uns bezwingen:
Das wend in kurzer Frist.

Heimkehr.

O weh, wohin verſchwunden iſt ſo manches Jahr?
Träumte mir mein Leben, oder iſt es wahr?
Was ſtets mir wirklich däuchte, wars ein trüglich Spiel?
Ich habe lang geſchlafen, daß es mir entfiel:
Nun bin ich erwacht und iſt mir unbekannt,
Was mir ſo kund einſt war wie dieſe jener Hand.
Leut und Land, die meine Kinderjahre ſahn,
Sind mir ſo fremde jetzt, als wär es Lug und Wahn;
Die mir Geſpielen waren, ſind nun träg und alt,
Umbrochen iſt das Feld, verhauen iſt der Wald;
Nur das Waſſer fließet, wie es weiland floß:
Ja gewiß, ich bin des Unglücks Spielgenoß.
Mich grüßet Mancher lau, der mich einſt wohlgekannt,
Die Welt fiel allenthalben aus der Gnade Stand;
Weh, gedenk ich jetzt an manchen Wonnetag,
Der mir nun zerronnen iſt, wie in das Meer ein Schlag:
Immer mehr o weh!

O weh, wie ſind verzagt die jungen Leute nun!
Vor Kummer, der ſie plagt, wie jämmerlich ſie thun!

Sie wissen nur von Sorgen, weh, wie thun sie so?
Wohin ich blick und schaue, sind ich Niemand froh.
Tanzen, Singen, das vergeht vor Sorgen gar:
Nie sah man unter Christen solche Jammerschar.
Seht nur der Frauen Schmuck, der einst so zierlich stand;
Die stolzen Ritter tragen bäurisches Gewand.
Uns sind ungnädge Briefe jüngst von Rom gekommen:
Uns ist erlaubt zu trauern, Freude gar benommen;
Das schmerzt mich sehr (wir lebten ehmals wonnevoll)
Daß ich mein Lachen jetzt für Weinen tauschen soll.
Die Vögel in den Lüften dauert unsre Noth:
Was Wunder, wenn es mich betrübt bis in den Tod?
Was sprech ich dummer Mann im Schmerz manch unnütz Wort?
Wer dieser Wonne folgt, vermisset jene dort.
Immer mehr o weh!

O weh, wie hat man uns mit Süßigkeit vergeben!
Ich seh die Galle mitten in dem Honig schweben;
Die Welt ist außen lieblich, weiß und grün und roth,
Doch innen schwarzer Farbe, finster wie der Tod:
Wen sie verleitet hat, der suche Trost und Heil,
Für kleine Buße wird ihm Gnade noch zu Theil.
Daran gedenket, Ritter, es ist euer Ding:
Ihr tragt die lichten Helme und manch harten Ring,
Dazu den festen Schild und das geweihte Schwert.
Wollte Gott ich wär für ihn zu streiten werth,

So wollt ich armer Mann verdienen reichen Sold:
Nicht mein ich Hufen Landes, noch der Fürsten Gold,
Ich trüge Krone selber in der Engel Heer:
Die mag ein Söldner wohl erwerben mit dem Speer.
Dürft ich die liebe Reise fahren über See:
So wollt ich ewig singen Heil und nimmermehr o weh!
Nimmermehr o weh!

Das gelobte Land.

Nun erst leb ich ohn Beschwerde,
Seit sich meinem Auge weist
Dieses Land und auch die Erde,
Die man also lobt und preist.
Mein ist, was ich je erbat,
Ich bin kommen, wo den Pfad
Gott in Menschenbilde trat.

Schöne Lande, segenreiche,
Hab ich Wandrer viel gesehn,
Keines, das sich dir vergleiche:
Was sind Wunder hier geschehn!
Eine Magd ein Kind gebar
Hehr vor aller Engel Schar,
War das nicht ein Wunder gar?

Hier ließ sich der Reine taufen,
Daß der Mensch gereinigt sei;
Hier dann ließ er sich verkaufen,
Daß wir Eignen würden frei

Und verloren nimmermehr:
Heil euch, Kreuz und Dorn und Speer:
Heidenschaft, deß zürnst du zu sehr!

Als er uns sich ließ erbarmen,
Litt er hier den grimmen Tod,
Er der Reiche für uns Armen,
Daß wir kämen aus der Noth:
Daß sein Blut uns kaufte los,
Ist ein Wunder übergroß,
Aller Wunder Wunderschooß.

Nieder zu der Hölle Schlunde
Aus dem Grabe fuhr der Sohn,
Dem der Vater war im Bunde
Und der Geist von Anfang schon;
Niemand löset dieses Band:
Drei in einen Gott gewandt;
Wie ihn Abraham erkannt.

Als er dort den Feind bezwungen,
Wie kein Kaiser siegt im Streit,
Hat er neu sich hergeschwungen;
Da begann der Juden Leid:
Daß er ihre Hut durchbrach,
Mit den Seinen ging und sprach,
Den ihr Haß doch schlug und stach.

Hier verblieb der Wunderreiche
Vierzig Tage, fuhr dann frei
Heim zu seines Vaters Reiche;
Seinen Geist, der mit uns sei,
Hat er uns herabgesandt:
Heilig ist dasselbe Land,
Wird vor Gottes Thron genannt.

In dies Land hat er gesprochen
Einen schreckenvollen Tag,
Da die Wittwe wird gerochen,
Da der Waise klagen mag
Mit dem Armen die Gewalt,
So sie litten mannigfalt:
Wohl ihm dort, der hier entgalt!

Unsers Richteramts Gebrechen
Hemmt nicht mehr des Rechtes Lauf,
Denn er selbst kommt Recht zu sprechen,
Zieht der jüngste Tag herauf:
Wer noch schuldet, weh ihm dann
Dort wo der verlassne Mann
Pfand noch Bürgen haben kann.

Laßt ihr deß euch nicht verdrießen,
Was gesprochen hat mein Mund,
Will ich jetzt die Rede schließen

Und euch kürzlich machen kund:
Was der ewgen Weisheit Macht
Hat von Anbeginn gedacht,
Hier beganns und wird vollbracht.

Christen sagen, Juden, Heiden,
Daß dies Land ihr Erbe sei:
Möge Gott den Streit entscheiden,
Er bei seinen Namen drei:
Alle Welt hieher begehrt;
Uns nur ward ein Recht beschert:
Recht iß, daß er uns gewährt.

Erläuterungen.

Einleitung.

Von den Lebensverhältnissen unseres Dichters wissen wir kaum etwas Anderes, als was wir aus seinen Liedern mühsam erforschen. Die politischen Gedichte sind aber an Zeugnissen über seine äußern Schicksale bei weitem die reichsten; daher wir in den frühern Büchern jede Gelegenheit ihnen nachzuspüren von der Hand gewiesen haben. Hier im Herrendienst ist dazu die günstigste Gelegenheit, wie die dringendste Aufforderung. Von ihm verlangen wir ein Bild von Walthers Leben, Charakter und Ansichten, wir fragen nach seinen Beziehungen zu den Fürsten und Königen, und möchten den Einfluß, den eine geistreiche Persönlichkeit wie die seinige auf die ihm befreundeten Großen, oder sein Gesang als belebter Ausdruck der öffentlichen Meinung auf die Zeit überhaupt gehabt haben mag, ermessen können. Das richtige Verständniß der Lieder oder Sprüche dieses Buches hängt aber von der Bestimmung der Zeit ab, welcher sie angehören, eine Untersuchung, die bei den ersten Büchern nicht erfordert wurde. Dort genügte es, im Allgemeinen zwischen des Dichters Jugend und

reiferm Alter zu unterscheiden und einen gewissen Fortschritt in der Entwickelung seiner Gesinnungen zu verfolgen. Hier wird eine möglichst chronologische Ordnung wünschenswerth, und ich habe sie wenigstens für diejenigen Lieder versucht, die sich deutlich auf den Dienst einzelner Herrn beziehen. Andere allgemeinern Inhalts stehen mit denjenigen zusammen, welche gegen die Falschheit und Kargheit der Herrn und die einreissende Verderbniß der Höfe eifern, welchem Abschnitt ein anderer im Frauendienst fast an gleicher Stelle entspricht. Wie dort der Verfall der Minne, Sitte und Fröhlichkeit gerügt und beklagt wurde, so zürnt und trauert hier der Dichter über die Abnahme der Milde und Ehre, über die Verdrängung des höfischen Gesangs und der Freude, welche jene Drei gewähren würden, wenn sie beisammen bleiben dürften.

Perioden.

Ueberschaulicher wird uns das Buch vom Herrendienst, wenn wir vier Perioden unterscheiden. Die erste umfaßt den Zeitraum von Walthers erstem Auftreten auf dem großen Schauplatz der Weltereignisse bis zu Philipps Ermordung. Fast in seinem männlichen Alter scheint Walther den Beruf des wandernden Sängers ergriffen zu haben. Seine Jugend, der wir im Frauendienst die frischesten und anmuthigsten seiner Minnelieder zugeschrieben haben, lag schon hinter ihm, als er die öffentlichen Angelegenheiten des Reichs zu Gegenständen seiner Sprüche zu machen begann. Er muß ein Dreißiger gewesen sein, als der Tod Kaiser Heinrich des Sechsten 1197 das Reich im Innersten erschütterte. Unter der strengen Herrschaft dieses Kaisers und seines heldenmüthigen Vaters, Kaiser Friedrichs I., war Deutschland einig und mächtig geworden. In einem langen selten gestörten Frieden hatte die schon knospende

Blüthe der jungen Dichtkunst sich schnell erschlossen; jetzt traten plötzlich scharfe Maifröste ein, denen bald Sturm und Hagelschauer folgten. Das dreijährige Kind, dem die Fürsten gehuldigt hatten, konnte dem Reiche nicht vorstehen. Es mußte zu einer neuen Wahl geschritten werden. Zum Unglück des Reichs fiel sie zwiespältig aus: Philipp von Schwaben, der Bruder des verstorbenen Kaisers, wurde von den alten Freunden des hohenstaufischen Hauses, welchen sich einige sächsische Fürsten angeschlossen hatten, zu Thüringen erwählt, und bald darauf Otto von Braunschweig, der jüngste Sohn Heinrichs des Löwen, von den Erzbischöfen von Köln und Trier und andern Reichsständen zum König erhoben. Was das Uebel dieser Doppelwahl, welche das Reich zehn Jahre lang zerrütten und auf immer schwächen sollte, so groß machte, war das unglückliche Zusammentreffen, daß kurz vorher Innocenz III, einer der mächtigsten und größten Päbste, den römischen Stuhl bestiegen hatte. Als Philipp, dem sich unser Dichter schon vor Ottos Wahl angeschlossen hatte, auf dem Punkte stand, den Pabst zu versöhnen, alle Stimmen für sich zu gewinnen, und seinem Gegenkönig den letzten vernichtenden Kampf anzubieten, ward er von dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach meuchlerisch ermordet. Mit dieser That, deren Beweggründe noch nicht aufgeklärt sind, schließt unsere erste Periode. Zwischen ihr und der folgenden findet sich eine Lücke, in welcher Walther wohl manche Sprüche gedichtet haben mag, die unser Buch vom Herrendienst enthält: nur bezieht sich auf die Jahre 1208—1212 kein Gedicht, dem man die Zeit ansehen könnte. Dies lange Stillschweigen ist um so auffallender, als selbst kein auf König Philipps Ermordung bezügliches Lied vorhanden ist, wie man doch erwarten sollte.

Die zweite Periode beginnt hiernach erst mit Kaiser Ottos Rückkehr aus Italien und wird mit König Friedrichs Krö-

nung zu Achen (25. Juli 1215) beſchloſſen werden müſſen. Nach Philipps Ermordung hatten die deutſchen Fürſten Otto dem Vierten, der nun keinen Nebenbuhler mehr hatte, gehuldigt. Am 27ſten September 1209 ſetzte ihm der Pabſt die Kaiſerkrone auf. Als aber Otto nun hochfahrender ward und nicht nur die mathildiſchen Güter nicht herausgab, wie er verſprochen hatte, ſondern auch Apulien, des jungen K. Friedrichs letztes Erbe, angriff, ſprach der Pabſt den Bann über ihn (1210). Während Otto 1212 nach Deutſchland zurückkehrte, riefen die hohenſtaufiſch geſinnten Fürſten den nun ſiebzehnjährigen Friedrich aus Apulien herbei. Der kühne Hohenſtaufe, für den nun auch der Pabſt ſich erklärte, entſchloß ſich bald um die Krone ſeiner Väter, die ſtrahlendſte der Welt, den Kampf zu wagen. Wie durch ein Wunder gelangte er über die Alpen nach Deutſchland, wo die Milde und das gefällige Weſen des jungen Helden ihm alle Herzen und Stimmen zuwandte. Der gebannte Otto, der ſich gleich nach ſeiner Rückkehr mit dem Herzoge Ludwig von Baiern und dem Markgrafen Dietrich von Meißen verbunden hatte, verlor ſeine Kraft in einem unglücklichen Feldzuge gegen Philipp Auguſt von Frankreich. Mit König Friedrichs Krönung zu Aachen endigt dieſe Periode, in welcher Walther, entweder von den beiden eben genannten Fürſten gewonnen, oder aus gibelliniſcher Erbitterung gegen den Pabſt, die auch da fortwirkte, als ſein Bann einen Welfen traf, die Partei des Kaiſers ergriffen hatte. Erſt als Otto Friedrichs Krönung nicht hatte verhindern können, trat unſer Dichter von dem von allen Ständen verlaſſenen Otto zu Friedrich über. Ottos Tod fällt drei Jahre ſpäter.

Die beiden folgenden Perioden bedürfen nur einer Andeutung. Die dritte erſtreckt ſich von Friedrichs Krönung bis zu ſeiner Rückkehr nach Italien im J. 1220. Die vierte end-

lich, deren Ende sich nicht bestimmen läßt, umfaßt die übrige Lebenszeit des Sängers, der um die Zeit von Kaiser Friedrichs Kreuzzug unsern Blicken entschwindet.

Folge der Töne.

Da dies Buch fast nur Sprüche enthält, und diese zum größten Theil in öfters wiederkehrenden Tönen gedichtet sind, so wird es für die Auslegung und Beziehung der einzelnen Sprüche sehr wichtig, erst einmal die gleichtönigen Strophenreihen für sich zu betrachten und die Grenzen abzustecken, auf welche sie nach Zeit oder Gegenständen beschränkt sind. Denn obwohl ein einzelner Spruch jeder Reihe immer mehr Selbständigkeit hat, als die Strophen der eigentlichen Lieder, so zeigen doch alle gleichtönigen Sprüche so viel Gemeinsames, daß sie im weitesten Sinne wieder gleichsam ein Ganzes, so zu sagen ein Kapitel des Buches ausmachen. Wenn dies nicht auf alle Töne Anwendung leidet, so mußte doch, wie jedes Ding seine Zeit hat, so auch das Wohlgefallen des Sängers selbst an einem Lieblingstone zeitlichen Grenzen unterworfen sein. Auch werden wir sehen, daß Umstände und Verhältnisse nöthigen konnten, den einen Ton mit dem andern zu vertauschen. Die Anordnung der Sprüche nach Tönen hätte aber doch nicht zum Ziele geführt, weil, wie sich zeigen wird, die einzelnen Töne oft zu große Zeiträume umfassen, als daß sich die erstrebte chronologische Ordnung mit jenem Princip vereinigen ließe.

1. Wir beginnen die Betrachtung der gleichtönigen Strophenreihen mit dem Tone S. 11. 12. Diese beiden Sprüche möchten wohl die ältesten politischen Gedichte sein, welche uns von Walther erhalten sind. Sie würden an der Spitze des Buchs stehen, wenn nicht ein geheiligtes Herkommen für das

Lied S. 3 entſchieden hätte (vergl. die Anm.). Vielleicht ſind andere Strophen in jenem Ton verloren gegangen: die Zahl zwei iſt weder bei Walther noch ſonſt beliebt. Die erhaltenen ſcheinen kurz nach dem Tode Herzog Friedrichs von Oeſterreich, der 1198 in Paläſtina ſtarb, gedichtet.

2 Demſelben Jahr mögen die beiden Geſetze S. 3 und 5 angehören; das dritte gleichen Tons S. 17 ſcheint zwar mehrere Jahre ſünger, doch fällt es noch in Philipps Lebenszeit.

3. In dem zunächſt folgenden Ton S. 7 finden ſich fünf Sprüche, welche ſämmtlich unter Philipp gedichtet ſein könnten, obgleich ich einen derſelben S. 48 auf König Friedrich und das Lehn bezogen habe, das dieſer unſerm Dichter ertheilte. Auffallend muß es freilich ſein, wenn er nach langer Zeit wieder zu einem Tone zurückkehrt, in dem er einſt den Oheim des Schenkers gefeiert hatte, der aber während Kaiſer Ottos Herrſchaft nicht wieder zum Vorſchein gekommen war. Indeß könnte eben die nahe Verwandſchaft zwiſchen beiden hohenſtaufiſchen Königen dieſe Erſcheinung erklären, auch mögen verlorene Strophen einen Uebergang gebildet haben. Da der Spruch S. 48 von dem Tode Herzog Friedrichs anhebt, der in demſelben Jahre ſtarb, in welchem die erſten Geſetze dieſes Tons gedichtet ſein müſſen, ſo iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß ein nicht mehr vorhandenes Gedicht im gleichen Ton die perſönlichen Verluſte beklagte, welche der Dichter durch den Tod jenes Gönners erlitten hatte, ſo daß er jetzt nach Empfang des Reichslehns wohl wieder auf Wort und Weiſe jenes verlornen Liedes zurückkommen konnte.

4. Von dem gleichfalls auf Philipp bezüglichen Ton S. 9 ſind wieder fünf Strophen erhalten, von welcher zwar eine (Lachm. 18, 1.) ſich nicht für Walthers Gedicht ausgiebt, aber doch ſchwerlich von einem Andern herrührt. Bedenken erregen aber die Sprüche S. 20 und 42, beide lange nach Philipps

Tode gedichtet. Die in dem erstern genannten Fürsten scheinen Walthern in das Interesse des Kaisers gezogen zu haben, der eben mit dem Bannfluch beladen aus Italien zurückgekehrt war und sich mit ihnen in Frankfurt verbunden hatte. Für das von dem Meißner mitgebrachte Geschenk dankt er zwar noch in unserm einst unter Philipp gebrauchten Ton; zur Begrüßung des Kaisers selbst erfindet er aber einen neuen, eigens für diesen bestimmten (7), der auch auf seinen Dienst beschränkt blieb. Wann aber der Spruch S. 42 gedichtet sei, ist sehr zweifelhaft; ich muß über diese Frage auf die Anmerkungen zu demselben verweisen. So viel sieht man aber schon hier, daß zur Verspottung der Kargheit des Kaisers der Ton passend gewählt worden ist, in welchem einst dessen Gegner Philipp zur Milde ermahnt worden war.

5. Der Ton S. 15, 19, 65 hat bei Lachm. 106 ebenfalls fünf Strophen, von welchen ich nur drei übersetzen konnte. Sie scheinen sich alle auf K. Philipp zu beziehen; wenn aber Lachm. 106, 29 der König mit ihr angeredet wird, so schließe ich daraus nicht, daß sie früher gedichtet sind, als die übrigen Töne, wo S. 9 und 10 die einfache Zahl der zweiten Person in der Anrede gebraucht wird, sondern glaube in diesem Umstande einen Grund mehr für die Ueberzeugung gefunden zu haben, daß diese Lieder nicht Walthern, sondern dem Truchsessen von Skt. Gallen gehören.

6 In dem Ton S. 13 sind funfzehn Strophen gedichtet, die unter alle drei Bücher vertheilt werden mußten. Die wenigsten darunter sind politischen Inhalts. Drei davon beziehen sich auf Walthers ersten und zweiten Aufenthalt am Hofe zu Wien: S. 13, 14, 55. Letztere habe ich zwar bei der Anordnung auf Walthers dritten Aufenthalt in Oesterreich gedeutet; jetzt ist es mir aber wahrscheinlicher, daß sie dem ersten angehört, und kurz vor Herzog Friedrichs Tode gedichtet ist, so daß alle drei Sprüche in den Zeitraum

vor Königs Friedrichs Ermordung gehören. Einen vierten Spruch habe ich nach Lachmanns Vermuthung S. 203 auf die Zeit bezogen, wo der Dichter für Otto gegen Friedrich Partei genommen hatte. Er ist als ein Rügelied gegen das Verfahren der hohen Geistlichkeit und die weltliche Macht der Kirche allerdings in Ottos Interesse; doch wird weder hier noch in einem andern gleichtönigen Spruch Otto angeredet oder gefeiert. Auch Philipp war nie in diesem Tone gepriesen worden, wohl aber Herzog Leopold von Oesterreich, jedoch nicht als Anhänger Philipps, sondern wegen seiner Milde. Wenn jetzt in demselben Tone die geistlichen Fürsten des Reichs getadelt werden, welche des Kaisers Gegner sind, indem sie Friedrich gewählt haben, so liegt darin weder gegen den Kaiser noch gegen den Hof zu Wien etwas Unschickliches. Möglich wäre es indessen, daß auch dieser Spruch auf K. Philipps Herrschaft zu beziehen wäre; denn Otto, Philipps Gegenkönig, war hauptsächlich durch den Einfluß der Erzbischöfe von Köln und Trier gewählt worden. Ich würde diese Deutung jetzt sogar vorziehen, weil sich nicht nachweisen läßt, daß der Ton unter Otto im Gebrauch gewesen ist. Vergl. 9.

7. Der Ton S. 21 — 26 ist eigens zu Ottos Empfang erfunden und enthält in sechs Sprüchen eine beredte und wirksame Vertheidigung seiner Sache. Zwar bezieht Uhland die Sprüche S. 25, 26 auf Kaiser Friedrich II, und neuerdings stimmt Von der Hagen gegen Lachmann der Voraussetzung Uhlands bei; aber es ist nicht glaublich, daß unser Sänger beide Nebenbuhler um Reich und Krone in demselben Tone gefeiert haben würde. Selbst gleichartige Verhältnisse könnten eine solche Unschicklichkeit nicht entschuldigen; denn für unschicklich müssen wir es nicht nur nach dem viel zartern Verfahren, das wir Walther in ähnlichen Fällen beobachten sehen, sondern auch darum halten, weil damals Dichtkunst und Musik noch unzer-

trennlich verbunden waren, indem der Dichter, der Wort und Ton erfand, auch die Weise dazu setzte. Würde es aber nicht noch heutzutage Anstoß erregen, wenn derselbe Componist zweien fürstlichen Gegnern die gleiche Melodie mit verschiedenen Texten widmete?

8. Wie der vorige zu Ottos, so scheint der Ton S. 43, in welchem wieder 15 unbezweifelt ächte Strophen gedichtet sind, zu König Friedrichs Preis erfunden. Nach Lachmanns Urtheil S. 148 ist kein Gedicht in diesem Tone, so weit man ihnen die Zeit ansehen kann, älter als der Julius des J. 1215: alle sind während König Friedrichs Anwesenheit in Deutschland gesungen. Hiernach mag der Spruch S. 60 wohl einer der letzten dieses Tones sein. Während Friedrichs Aufenthalt in Italien, also seit 1220, dichtete Walther in einem neuen Tone (10).

9. Viel Schwierigkeit macht der Ton des Spruchs S. 28 (Lachm. 31 — 36), in welchem 18, und wenn man die Strophen mit Reimen gleichen Geschlechts in den Stollen hinzunimmt, 25 Töne vorhanden sind. Walthers scharfe Sprüche gegen den Pabst und das Verderbniß der Kirche müssen spätestestens unter K. Otto gedichtet sein; wenigstens ist der Spruch vom Kirchenstock S. 29 nach der bekannten Stelle im wälschen Gast schon 1215 — 16 vorhanden gewesen. Ob sie aber nicht schon unter Philipp gedichtet wurden, ist noch die Frage. Der erwähnte Spruch, wo der Pabst sich rühmt, zwei Allemannen unter eine Krone gebracht zu haben, paßt besser auf Philipp und Otto, als auf Otto und Friedrich. Dies würde zugleich den Spruch S. 31 und jenachdem man das Rohr 33, 8 versteht, auch dieses Gedicht mit in Philipps Zeit hinüber ziehen, und dann fragt sich noch, ob die übrigen Sprüche ähnlichen Inhalts nicht zu genau mit diesen dreien verwandt sind, als daß man sie nicht für gleichzeitig halten müßte. Vergessen

darf man auch nicht, daß der wälſche Gaſt Walthern noch Knecht nennt, d. h. Edelknappe, der die Ritterwürde noch nicht empfangen hat; während er in dem Spruche gegen Volknant (Lachm. 18.) ſchon Herr genannt wird. Da letzterer in einem unter Philipp vorkommenden Tone (4) von Walther ſelbſt gedichtet ſcheint, ſo müßte man annehmen, der Spruch gegen den Pabſt, von dem der wälſche Gaſt redet, ſei noch älter als jener, und Walther ſei in der Zwiſchenzeit Ritter geworden. So werden wir immer mehr auf die Zeit Philipps gewieſen, auf welche auch II, 8 deutet, wo von den Königen im deutſchen Reich geſprochen wird, was aber auch auf die Zeit von Ottos und Friedrichs Gegnerſchaft paſſen würde, obgleich erſterer damals Kaiſer hieß. Hiermit hängt auch die Frage zuſammen, ob der Spruch S. 46 wirklich an Friedrich gedichtet ſei, wie man bisher angenommen hat. Ich kann mich davon nur unter der Vorausſetzung überzeugen, daß die Rügelieder gegen den Pabſt in Philipps Zeit fallen. Wären ſie unter Otto gedichtet, ſo müßte es befremden, daß Walther von Friedrich in demſelben Ton eine Gunſt erbittet, in welchem er für Otto gegen den mit Friedrich verbündeten Pabſt gekämpft hat. Mit der Lehre von dem ärgſten Mann, dem man dienen ſoll, um von dem beſten Mann Lohn zu erlangen (43, 7), läßt ſich dies nicht rechtfertigen. Ein ſolcher Einwand würde nur gelten, wenn der Spruch S. 43 ſelbſt in dem Ton jener Rügelieder gedichtet wäre. Fällt aber die Abfaſſung der letztern in Philipps Zeit, ſo durfte Walther von deſſen Neffen Friedrich wohl in dem Ton etwas erbitten, in welchem er einſt gegen den Pabſt, den alten Feind des hohenſtaufiſchen Hauſes, geeifert hatte. Unter Otto konnte er aber dennoch den Landgrafen von Thüringen, der ſich mit dem Kaiſer gegen Friedrich und den Pabſt verbinden wollte, in dem Tone beſingen (S. 34), der gegen Letztern ſchon Dienſte geleiſtet hatte. Uebrigens habe

ich bei der Anordnung der Lieder noch vorausgesetzt, daß die Sprüche gegen den Pabst S. 28—34 erst unter Otto gedichtet seien, was ich jetzt bezweifeln zu müssen glaube.

Die auf den Hof von Kärnthen, Oesterreich und Aquileja bezüglichen Sprüche dieses Tons deuten auf die Zeit von König Friedrichs Aufenthalt in Deutschland vor dem J. 1220. Ob dieser Ton über dies Jahr hinaus in Gebrauch gewesen sei, erhellt nicht. Vielleicht wurde er um diese Zeit durch Beseitigung der geschlechtlich verschiedenen Reime regelmäßiger behandelt. In seiner ältern Gestalt diente er fast nur zu Rügeliedern und scharfen Sprüchen. Vergleicht man die Gedichte 54, 1 und 61, 3. 4., so scheint es sogar, als ob Walther den schon unter Philipp zum scharfen Sang gebrauchten Ton am Hofe zu Kärnthen wieder hervorgesucht habe, um die Störer des höfischen Gesangs darin zu verfolgen. Hierzu weiht er ihn durch die Anfangsworte In nomine domini u. s. w. förmlich ein. Wollte man aus seinen Worten schließen, der Spruch S. 61 sei der erste, den Walther je in unserm Ton gedichtet habe, so müßte man den Aufenthalt am Hofe zu Kärnthen unter Philipp setzen, wogegen ich an sich wenig einzuwenden habe; denn obwohl es mir wahrscheinlich ist, daß Walther von Kärnthen nach Oesterreich gegangen ist, so ist er doch, so viel wir wissen, zu drei verschiedenen Zeiten am Hofe zu Oesterreich gewesen, das erstemal 1198 vor Philipps Erwählung, dann nach derselben im J. 1200, endlich im J. 1219 nach Herzog Leopolds Rückkehr von Damiata. Allein die Einweihung des Tons zum Dienst gegen die Störer des höfischen Gesanges stimmt nicht mit dem unter Philipp davon gemachten Gebrauch gegen den Pabst und die Mißbräuche der Kirche. Das Wahrscheinlichste bleibt daher, daß der schon früher oft gebrauchte Ton am Hof zu Kärnthen eine neue Bestimmung erhielt.

10. Der Ton S. 81 iſt wohl erſt nach dem Jahre 1220 erfunden, und zwar, wie es ſcheint, zu Ehren des Erzbiſchofs Engelbert von Cöln; doch davon unten.

11. Daß der Ton S. 51 ſich in den ſechs darin gedichteten Sprüchen auf den zweiten Aufenthalt am Hofe zu Thüringen unter Kaiſer Otto bezieht, iſt mir zu ſpät deutlich geworden. Ich würde ſonſt den Spruch S. 51 neben den S. 40 geſtellt haben.

12. Sehr verſchiedenen Inhalts ſind die in dem Ton S. 41 gedichteten Sprüche. Politiſchen Charakter haben die meiſten, doch beziehen ſie ſich nicht auf politiſche Ereigniſſe. Die beiden auf den Grafen von Katzenellenbogen laſſen ſich auf die Jahre 1219—22 deuten, und das den Erzengeln S. 94 verſagte Lob läßt eine Zeit vermuthen, wo der Eifer für die Befreiung des heiligen Grabes ſehr rege war; allein ſo unzuverläſſige Spuren reichen nicht hin, dieſem ſtrophenreichen Ton ſeine Grenzen anzuordnen. Bemerkenswerth iſt es aber, daß wie dieſer Ton nach den Handſchriften mit Gott beginnt, und ſich dann zu der heiligen Jungfrau wendet, ſo auch einige andere mit Gott anfangen, nämlich die beiden unter 8 und 10 genannten Friedrichstöne, von welchen die Anfangsſprüche I. 140, 141 neben einander ſtehen. Nimmt man nun noch hinzu, daß Walther 94, 6 ausdrücklich ſagt: Er ſteh voran in meiner Weiſe, und I. 140 Reue darüber zeigt, daß er Gott ſo ſelten preiſe, da er ihm doch Wort und Weiſe verdanke, ſo wird man die Anordnung der Handſchriften dem Sinn des Dichters gemäß finden. Der Spruch I. 140 enthält vielleicht eine Entſchuldigung der in dem unter 9 aufgeführten Ton gedichteten ſcharfen Sprüche und zugleich eine Bevorwortung der in dem neuen Friedrichston gegen Otto zu richtenden Rügelieder. Nach dem, was über den Spruch II. 61 unter 9 geſagt iſt, darf man annehmen, daß Walther erſt ſeit Erfindung des erſten Friedrichstones (8)

sich jener eigenthümlichen Weise der Einsegnung neuer Strophenreihen durch den Namen Gottes bedient habe.

13. Die Sprüche S. 35—37 sind die einzigen in diesem Tone gedichteten. Walther durfte sich mit demselben sowohl im Interesse des Landgrafen von Thüringen an den Kaiser als an den Markgrafen von Meißen wenden, da Letzterer des Landgrafen Eidam war.

14. Wie der Spruch S. 39. bei Walthers zweitem Aufenthalt am Hofe zu Thüringen gedichtet ist, so darf auch der auf S. 64 übersetzte sammt einem dritten nahe damit zusammenhangenden bei Lachmann S. 103 eben dahin gesetzt werden.

15. Die drei Sprüche S. 76. 85. 86. stehn durch ihren Inhalt in der allernächsten Verbindung. Ueber Zeit und Ort ihrer Abfassung wird in den Erläuterungen eine Vermuthung aufgestellt werden.

16. In dem Tone S. 92 sind noch zwei andere Strophen gedichtet, die man Th. I. S. 118 findet. Sie sind schon dadurch als nahe zusammengehörig bezeichnet, daß alle vier mit demselben Klageruf O weh beginnen; eben dies bringt sie auch noch zu dem Liede S. 100 in besondere Beziehung. Da sie eine Aufforderung zum Kreuzzuge enthalten, so fallen sie an das Ende von Walthers dichterischer Laufbahn; eine bestimmte Oertlichkeit möchte nicht nachzuweisen seyn.

17. Der einstrophige Ton S. 67 ist, wie bereits Th. I S. 172 bemerkt worden, nur eine erweiternde Variation jener regelmäßigeren Art des unter 9. behandelten Tones, die nämlich in den beiden Stollen Reime von gleichem Geschlechte hat; man wird also seine Erfindung in eine Zeit setzen dürfen, wo Walther aufgehört hatte, sich der einfachen unverlängerten Strophe zu bedienen.

18. 19. 20. Außer diesem siebzehnten kommen noch drei andere Töne vor, in deren jedem, soviel wir von Walthers Ge-

dichten Besitzen, nur Ein Spruch abgefaßt ist, S. 50. 68. 79., sämmtlich ohne bestimmte Zeit und Localität. Der letzte zeigt daktylisches Maaß, eine Versart die Walther eben nicht liebt: vgl. Th. I. S. 180.

Einzelne Gedichte.

Erste Periode.

Nicht lange nach dem Verluste, den das Reich durch den frühen Tod Kaiser Heinrichs des Sechsten erlitten hatte, ereignete sich ein anderer Todesfall, der unsern Dichter selbst empfindlich berührte. Herzog Friedrich von Oesterreich, mit dem Beinamen der Katholische, starb am 16ten April 1198 auf der Kreuzfahrt in Palästina. Ihm folgte in beiden Herzogthümern, Steier und Oesterreich, sein jüngerer Bruder Leopold VII, zubenannt der Glorreiche. Beide Fürsten gehörten noch dem Stamme der Babenberger an, welcher erst mit Leopolds Sohne, Friedrich dem Streitbaren, erlosch (1246). Sie waren Söhne Leopolds VI, des Tugendreichen, unter welchem Steier und Oesterreich vereinigt wurden. Der ältere Friedrich war am 26sten December 1174, Leopold am 15ten October 1176 geboren. Nach dem Tode Leopolds VI überließ Friedrich, der von 1194 am Herzogthum war, die Verwaltung Steiers seinem Bruder Leopold, den er auch in Oesterreich zum Stellvertreter ernannte, als er 1197 über Apulien nach Palästina zog. Der Tod dieses Gönners muß Walthern genöthigt haben, Oesterreich zu verlassen und das unstete Leben des wandernden Sängers zu ergreifen. Wie er nach Wien gekommen war, wissen wir nicht; er hatte nach II, 54, 8 in Oesterreich Singen und Sagen gelernt, woraus keineswegs folgt, daß er

dort geboren sei. Daß er aber durch die Gunst Herzog Friedrichs an dessen Hofe Gut und Ehre (vgl. 12, 10) gehabt habe, dürfen wir mit Sicherheit schließen. Seinen Tod betrauerte er nicht nur in dem Spruche S. 11, sondern vermuthlich auch S. 55, wo der verwaiste Hof zu Wien redend eingeführt wird (vgl. oben S. 115), und S. 48 wo Walther nach Empfang des Reichslehns den Anfang jenes wüsteten und mühseligen Lebens, das er nun beendigt glaubt, von dem Tode Friedrichs von Oesterreich datiert. Damit stimmt der Spruch S. 12, wo er den neidischen Rathgebern, die ihm nach dem Tode seines fürstlichen Gönners Wunder sagen, wieviel Würdigkeit sie mit seiner Kunst in fremden Landen erwerben wollten, erwidert, wenn er nur hier Gut und Ehre hätte, so möchte er das gerne für das Mehre hinnehmen, um das er in fremden Landen Jahr aus Jahr ein des Teufels Qual erleiden müßte. So ungern ergriff Walther den Beruf, dem er doch sein ganzes Leben treu geblieben zu sein scheint; denn selbst nach Empfang des Reichslehns, wo er doch wähnte zu eigenem Heerd gekommen zu sein, finden wir nicht, daß er das Gewerbe des wandernden Sängers wirklich aufgegeben habe.

Die beiden ersten Lieder unseres Buchs sind wohl noch in Oesterreich gedichtet. Die Sprüche S. 11. 12 mögen zwar älter sein, indem sie unmittelbar nach Herzog Friedrichs Tode gedichtet scheinen; jene beiden andern aber stehen darum voran, weil sie die ersten sind, mit welchen Walther den großen Schauplatz der Reichsangelegenheiten betrat. Ihnen folgen einige andere, die mir ebenfalls noch in das J. 1198 zu gehören scheinen, worauf dann S. 11 die auf den Tod seines Gönners bezüglichen Sprüche mit denjenigen zusammen stehen, die unseres Sängers zweiter Aufenthalt in Oesterreich 1200 veranlaßte.

S. 3. Dieser Spruch eröffnet in den Handschriften die Sammlung der politischen Gedichte: in zweien derselben, der Wein-

gartner und der Pariser, ist Walther in der Stellung abgebildet *), in welcher er sich Z. 1—5 über die Welt nachdenkend schildert, und damit, nach Uhlands Ausdruck (S. 18), das Wesen seiner Dichtung treffend bezeichnet. Es beruht diese Schilderung auf altherkömmlichen epischen Bildern, wie es für einen Spruch, der sich in seiner Form so enge an die erzählenden Gedichte des zwölften Jahrhunderts anschließt **), wohl passend ist. Auf Steinen sitzen die Sorgehaften, Nachdenkenden (Rother 447. Strickers Karl 12 a. Grimm Sagen I, 207): „noch heute ist der Stein naß" heißt es in der Kaiserchronik, „worauf Karl, da er den Heiden kaum entronnen, heiß weinend saß und Gott seine Sünden klagte" (Sagen II, 139); sie sitzen da, Bein über Bein geschlagen (welscher Gast VII, 2. 127 a. W. Grimm götting. gel. Anz. 1827. S. 2031); das Haupt lehnt auf der Hand (W. Grimm a. a. O. Gerard de Viane 2411. vgl. die altspanischen Stellen in Bekkers Anmerkung, Fierabras S. 164 a). All diese einzelnen characteristischen Züge vereinigt Walther mit überraschender Anschaulichkeit zu Einem Ganzen; W. Grimm a. a. O. vergleicht damit einige ganz ähnliche Miniaturen in den Handschriften des welschen Gastes und des Pfaffen Konrad. In dieser sorglichen Stellung erwägt der Dichter, wie Gut, Ehre und Gottes Huld (vergl. 73, 7 und I, 144) zu gewinnen seien, so daß sie beisammen bleiben: aber leider mag es nicht geschehen, denn Friede und Recht, die jene drei geleiten sollten, sind selbst zum Tode verwundet (vgl. Konrad von Würz-

*) Das Bild der Pariser Handschrift (s. Lays of the minnesingers, London 1825) ist in dem Titelkupfer unsers ersten Bändchens getreu wiedergegeben.

**) Vergl. Th. I, S. 173. Drei Reime zum Schluß der Absätze (entsprungen aus den an gleicher Stelle gebräuchlichen längeren Zeilen) hat schon ein Gedicht des XII. Jahrh., ein Bruchstück aus einer Legende, in Grafs Diutisca II, 297—301.

burg Man. Sammul. II, 198.b)": er meint die Unruhen, die bald nach Kaiser Heinrichs Tode (28. September 1197 zu Messina) ausbrachen. Ulrich von Liechtenstein mochte unser Gedicht vor Augen haben, als er von den vier Dingen sprach, die kein Mensch zusammen erwerben könne: Gottes Huld, Ehre, gemächliches Leben und Gut (Frauendienst S. 282). Wie im Titurel darauf Bezug genommen wird, hat Uhland S. 92 nachgewiesen. — Z. 21. Genauer: Untreue liegt im Hinterhalt (Gewalt fährt offen auf Raub aus)?

5. Den betrübenden Vergleich zwischen der gesetzmäßigen Beständigkeit der natürlichen Dinge und dem Unbestande im Leben des Menschengeschlechtes hat mehr als ein Dichter des Mittelalters angestellt. Es ist bekannt wie poetisch im heiligen Rinno dieser Gegensatz ausgeführt wird; auch im zweiten Theile des welschen Gastes wird er behandelt; aus dem Renner gehört hieher die Vergleichung des regelmäßigen Lebens der Vögel mit dem unruhigen Treiben der Menschen (Bl. 55. der Frankf. Ausg.). Unser Dichter giebt nun zu, daß Nichts in der Welt ohne Haß lebe, daß Alles starke Stürme streite *); in Einem jedoch gilt festes Recht: Wild und Wurm und Vogel setzen starkes Gerichte, und selbst die Mücke hat ihren König (so auch der Meißner, Meistergesangb. 44 b). Aber deutsches Land steht herrenlos. Der Dichter sieht, es möge dem Uebermuth der Fürstenkronen nicht länger Raum geben noch sich von den armen Königen drängen lassen, sondern Philippen die Krone aufsetzen. Philipp von Schwaben war nämlich (nachdem eine Fürstenversammlung zu Arnstadt seinen Wunsch,

*) Eine alliterierende Zusammenstellung, wie S. 53, 9 (im Originale noch widerklingender und an mehrere Stellen der Nibelungennoth erinnernd: ich swinge im alsô swinden widerswanc) und 90, 5.

dem letzten Willen Heinrichs VI. gemäß nur zum Reichsverweser während Friedrichs Minderjährigkeit eingesetzt zu werden, abgelehnt hatte) am 6. März 1198 in Mühlhausen zum Könige erwählt worden. Aber ihm standen Mitbewerber um diese Würde (das sind Walthers „arme Könige“: Lachmann S. 130) entgegen: Berthold der Reiche von Zähringen, dem sie von den Erzbischöfen von Köln und Trier am ersten desselben Monats zu Köln, und da sich dieser Fürstentag zerschlug, auf einem späteren zu Andernach zugedacht war; sodann, als Berthold schon vor diesem Tage gegen Empfang von 11000 Mark seine Ansprüche an Philipp abgetreten hatte, und auch Bernhard von Sachsen, an den man sich nun wandte, es vorzog sich den Freunden Philipps anzuschließen — Otto von Poitou, der Sohn Heinrichs des Löwen, den als Welfen schon der angeerbte Haß zum Gegner des hohenstaufischen Philipps berief. Er ward auf die durch Geld unterstützten Empfehlungen seines Großvaters Richard von England am 1. Mai zu Köln gewählt (das ist die Pfaffenwahl S. 27) und am 14. Juli zu Aachen gekrönt. Walthers Aufruf muß vor jenem Tage gedichtet sein: denn am 1. Mai hatte Philipp keinen Mitbewerber mehr als Otto; der Dichter spricht aber von Königen. Jedoch gieng sein Wunsch erst am 15. August in Erfüllung: erst da ward Philipp zu Mainz gesalbt und mit der Reichskrone, die sich schon vorher in seinem Besitz befunden hatte (so daß Otto sich mit unechten Kleinoden begnügen mußte) gekrönt, wiewohl er bereits am 5. April, vom Bann gelöst, zu Worms unter Krone gegangen war.

Z. 24. Der Waise ist hier wie 7, 11. der Hauptedelstein in der deutschen Königskrone, den Herzog Ernst aus dem Zauberberge holte (s. v. d. Hagens Einleitung z. Herzog Ernst S. VII. XIV.); Graf Otto von Botenlaube spricht M. S. I, 15 a von dem Könige, der den Waisen eben so habe, wie

er seine Geliebte, nämlich eben so wenig; er meint Wilhelm von Holland. Eine ausführliche Beschreibung dieses Steines giebt Albertus Magnus de lapidib. nominatis et eor. virtut. (altd. Mus. II, 139), zugleich eine Deutung seines Namens: Orphanus est lapis qui in corona romani imperatoris est, neque unquam alibi visus est: propter quod etiam orphanus vocatur. — Fertur autem quod honorem servat regalem. Sonst heißt er auch pupillus; worauf J. Grimm Rechtsalterth. S. 923 eine andere Erklärung gründet.

7. Es ist nach dem ganzen Ton dieses Spruches kaum zu bezweifeln, daß Walther damit die feierliche Krönung zu Mainz und nicht das vorweggenommene Krönetragen zu Worms meine, und daß er, wie Uhland S. 24 vermuthet, selbst bei jenem hohen Feste sei zugegen gewesen. Walthers seelige Freude über die anmuthige Erscheinung des „jungen süßen Mannes" ist keine Rede der Schmeichelei: nach der Beschreibung der urspergischen Jahrbücher (Uhland S. 25) war Philipp ein Mann von schöner und edler Gesichtsbildung, blondem Haar, mittlerer Größe, zartem fast schwächlichem Körperbau. — Die dritte Zeile hat, wie es scheint, der jüngere Reinmar zu überbieten gesucht, wenn er Friedrich den II. ein Haupt nennt, dem kein Schmied eine Krone machen könne, die ein angemessener Lohn seiner Tugend sei (Man. Samml. II, 149 b). — Mit §. 7. 8. vergleiche man Gottfrieds Tristan 10981: „Da leuchteten Gold und Gold, die Krone und Isold (die blonde), wettstreitend einander an".

8. Uhland schwankt S. 30. ob er die in diesem Spruche besungene Weihnachtsfeier in das Jahr 1204 oder 1207 setzen solle; aber keine von beiden Annahmen wird richtig seyn, da Philipp sich am 12. November 1204 in Koblenz, am 6. Januar 1205 in Achen, am 30. November 1207 in Augsburg und zu Weihnachten desselben Jahres in Metz befand. Das

richtige Jahr giebt Lachmann S. 142, nämlich 1198. In dieſem feierte Philipp, nach der umſtändlichen Erzählung mehrerer Chroniken, das Weihnachtsfeſt zu Magdeburg; er wie ſeine Gemahlinn (früher die verlobte Braut Tancreds von Sicilien) giengen beide unter Krone; im Gefolge der Letztern befand ſich auch Jutta, die Gemahlinn jenes Herzogs Bernhard von Sachſen, der früher ein Mitbewerber Philipps geweſen war. — Z. 4. 5. Bruder Heinrichs VI, Sohn Friedrichs I. Ueber dreye in Einem Kleide vgl. die Anm. Th. I. S. 205. — Z. 9. Der Königinn Irene werden ſolche Beinamen gegeben, die ſonſt nur der Jungfrau Maria zukommen, die eine Roſe war, aber ohne Dornen, und gleich der Taube gallenlos. Der Dichter durfte ſich dieſe ſchmeichelnde Uebertragung um ſo eher erlauben, als Irene in Deutſchland den Namen Maria erhielt (Lachmann S. 144. Godefrid. colon. ad a. 1204). — Z. 14. vergl. die Anmerkung zu S. 76.

9. Es fällt auf, wie in dieſem Spruche ein Fürſt, deſſen Freigebigkeit die urſpergiſche Chronik (freilich das Werk eines Ghibellinen) ausdrücklich rühmt, zur Milde ermahnt, ja wie er in dem zunächſt folgenden ſogar der Unmilde beſcholten werden kann. Unbeſcheidenheit und bettelhafter Sinn war es gewiß nicht, was Herrn Walther dazu veranlaßte; an dem Leben der ſpäteren Dichter dieſes Jahrhunderts, die „das Schwert wiſchen, wie man ihnen lohnet", und „dem unmilden Herrn einen Stein in den Garten und eine Klette in den Bart werfen" (ſ. Uhland S. 44), haftet dieſer arge Schandfleck; Walther iſt davon ſtets rein geblieben: er ſtellt noch tauſend Pfund, mit Freuden verſchenkt, über dreißigtauſend mit Verdruß gegeben (S. 7, 4. 5), er lobt die Milde auch wo er ſelbſt ihrer nicht genießt (S. 41), und an den Herren, die viel verſprechen und nichts halten, verdrießt ihn mehr die lügenhafte Verheißung als das Ausbleiben der Gabe (S. 69. 72).

Daß ihm aber die freudige Milde eine Tugend vor aller Tugend ist (milte ist aller tugende ein übergulde, Konrad von Würzb. Man. Samml. II, 201 b), die den der sie übt schön und wohlgezogen macht (S. 41), ja daß sie ihm wie eine Kunst erscheint, die Scharfsinn und Geschick erfordert, wer sie recht betreiben will (S. 68), das wird uns nicht blos in einer Zeit wie die damalige und bei einem so gänzlich auf die Gunst der Großen angewiesenen Dichter leicht erklärlich seyn, sondern es muß uns eine solche sittliche Veredlung gemeiner Bedürfnisse und Verhältnisse sogar löblich und ehrenwerth erscheinen. So möge man denn das immer wiederkehrende Rühmen der Milde und Schelten der Kargheit mit günstigern Augen betrachten. *)

§. 13. Alexanders Milde ist historisch: das Mittelalter mußte an ihm diese Tugend um so mehr preisen, als er in der Litteratur einen Platz unter den romantischen Helden hatte. „Die Welt sprach, daß er vor allen andern Herren am milbesten gäbe", heißt es in der dritten der cento novelle antiche (Manni

*) Sei es erlaubt, hier noch die Worte eines arabischen Dichters zu vergleichen; es ist eine Stelle aus Hariri's fünfter Makame (nach Rückerts Bearbeitung). „Milde ist eine Tugend: — ewig jung sei deine Jugend! — Geiz ist ein Schandflecken: — deines Nebenden Auge müsse Nacht decken! — Edle Hand giebt Spenden. — unedle läßt abziehn mit hohlen Händen. — Den Gebenden schmückt, — was den Empfangenden beglückt; — und das Gold das Dank aufwägt — ist wohl an- und ausgelegt. — Zufließt's von innen dem Quelle, — wenn außen abfließt die Welle; — und Ausfluß des Sonnenlichts — giebt uns, und benimmt dem Himmel nichts (vgl. Konrad v. Würzb. Man. Samml. II, 202 a). — Wessen Gemüth ist aus edlen Stoffen, — hält sein Haus dem Gaste offen, — seinen Schutz den Flehenden, — und seinen Schutz den Gehenden. — So lange der Gast weilt, heiß ihn nicht eilen; — noch weilen, wenn du ihn siehest eilen; — und laß ihn ziehen mit Tasch' und Stabe — nicht ohne Lab' und nicht ohne Gabe."

I, 41); er ſchenkt da einem Ritter, der ihn um eine Gabe angeht, die Schlüſſel einer eben eroberten Stadt. Meiſter Sigeher räth dem Könige Wilhelm von Holland: sit milte zallen zîten, ir gebet daz iuwers vater eigen nie enwart, und sehet an Alexander: der gap unverspart: des vert sîn lop in allen rîchen wîten (Man. Samml. II, 221 a).

10, 8. Dieſer Spruch Saladins (ſt. 1193) wird uns anderweit nicht überliefert; aber er iſt characteriſtiſch für einen Fürſten, deſſen Milde *) im ganzen Abendlande ſprichwörtlich geworden war, wie denn überhaupt die Chriſten, im Felde und als Geſchichtsſchreiber, nicht umhin konnten die Seelengröße dieſes gefährlichſten Feindes rühmend anzuerkennen. Franzöſiſche und italiäniſche Erzählungen dichteten ihm an, er habe ſich von einem gefangenen Franzoſen die Ritterwürde ertheilen laſſen (Wilken Geſch. d. Kreuzzüge IV, 596); als ob man es bedauerte, einen ſolchen Helden mit den übrigen Feinden des Glaubens verloren zu geben. Aber am meiſten ward von ſeiner Milde erzählt. So in den cento novelle antiche Nov. 24. (Manni I, 125), wie er einem gefangenen Ritter, den er in die Heimath entließ, zweitauſend Mark Silbers zu geben befahl; der Schatzmeiſter verſchrieb ſich, und ſchrieb dreitauſend; da, als Saladin dies bemerkte, hieß er ihn viertauſend ſchreiben: „denn übel wäre es, wenn deine Feder milder ſeyn ſollte als ich". Vergl. auch Simrock's Novellenſchatz der Italiäner I, 39 fgg. 53 fgg. — Z. 11. Theuer genug ward Richard I. Löwenherz, König von England, Schwäher Heinrichs des Löwen,

*) Auf dem Sterbebette ſagte er zu ſeinem Sohne Malek Adhaher: „Gewinne die Herzen der Emire und Vornehmen; denn ich bin nur durch Milde zu der hohen Stufe gelangt auf welcher ich ſtehe" (Wilken IV, 591); vgl. oben 9, 7 — 14 und den Schluß des vorliegenden Spruches.

aus der Gefangenschaft gelöst, in der ihn, wie bekannt, erst Leopold VI von Oesterreich und dann Kaiser Heinrich hielt (Ende 1192 — Anfang 1194): er mußte 150000 Mark zahlen; Leopold konnte von seinem Antheil mehrere Städte bauen und die Ringmauern Wiens erweitern lassen (Pez scr. rer. austr. I, 798. 1064 u. a.). Aber Beispiele der Milde mußte seine Zeit wenig von ihm zu erzählen; vielmehr bewährte die Art, wie er eben jenes Lösegeld in Engelland aufbrachte, von neuem seinen vielgescholtenen Geiz. Das freilich war milde (aber er handelte so aus Ehrgeiz und Mißgunst), daß er bei der Belagerung von Akkon 1191. für jeden aus der Mauer gebrochenen Stein eine Belohnung von vier Goldstücken zahlte (Wilken IV, 345). — Uebrigens durfte Walther ohne unschicklich zu sein gegen Philipp eines Vorfalls erwähnen, der in unsern Augen auf den Charakter seines Bruders Heinrich ein übles Licht wirft: die Deutschen fanden, wie die Franzosen, ein solches Verfahren gegen den verhaßten Richard untadelhaft und billigten es. — Z. 12. Vergl. Winsbeke, Man. Samml. II, 255 a.

11. Nach Lachmanns Vorgange (S. 206) ist dieser klagende Spruch auf Friedrich von Oesterreich, den Katholischen, gedeutet, der in seinem 24sten Jahre 1198 den 16. April in Palästina starb, als er eben vom Kreuzzuge heimkehren wollte, und demgemäß auch die Lücke, welche die Handschrift in der 8. und 9. Zeile hat, ausgefüllt worden. Denn die Angabe, daß der beklagte Fürst schon in jugendlichem Alter gestorben sey, paßt unter allen Gönnern unsers Dichters auf keinen als eben ihn. Walthern scheint dieser Verlust sehr nahe gegangen zu seyn. Nach geraumen Jahren erinnert er sich noch daran, wie sein hoher Muth damals sei niedergedrückt worden (S. 48); und so möchte denn auch der Spruch S. 55 in keine andere Zeit gehören. Zwar schwankt Lachmann S. 147, ob er ihn

nach Friedrichs Tode oder in die Zeit gegen 1217., als Leopold zum Kreuzzuge sparte, setzen solle. Jedoch möchten die Farben, mit denen Walther das Bild des Hofes zu Wien entwirft, in letzterem Falle zu stark aufgetragen sein; für einen verwaisten, durch den Verlust des geliebten Herrn in tiefe Betrübniß versetzten Hof erscheint die Schilderung angemessener.

12. Schadenfrohe Rathgeber wollen den seines Gönners beraubten Dichter bereden, den Hof von Wien zu verlassen und in fremden Landen ein höheres Glück zu suchen. Er bliebe gerne hier und ließe den größeren Gewinn an Gut und Ehre, den er in der Fremde erwerben könnte, um der Mühseligkeit willen gern fahren, wenn er hier überhaupt noch Gut und Ehre besäße. Damit zeigt sich der Dichter bereit, von dannen zu gehn und ein fahrendes Leben zu erwählen; wahrscheinlich begab er sich zu Philipp, dem er sich durch den Spruch S. 5. 6 bereits empfohlen hatte; auch zeigen ihn die Sprüche S. 7 und 8 in dessen Nähe. Jedoch S.

13. erblicken wir den Dichter bereits nach zwei oder fünf Jahren wiederum zu Wien, in hoher Freude über die verschwenderische Milde des neuen Fürsten, Leopolds des VII (geb. 1176). Uhland möchte zwar dies Gedicht in das J. 1222 rükken, wo Leopold bei Gelegenheit der Vermählung seiner Tochter Agnes mit dem Herzog von Sachsen ein unendlich prächtiges Fest gab und seiner Mildthätigkeit recht den Zügel schießen ließ (Frauendienst S. 4); indessen spricht gegen diese Annahme schon der eine Umstand, daß Walther von einem jungen Fürsten spricht: Leopold war aber im J. 1222 bereits ein Sechsundvierziger. Demnach bleibt nur zwischen zwei früheren Festen die Wahl: einem zu Pfingsten (28. Mai) 1200, wo der vierundzwanzigjährige Fürst mit großem Pomp das Schwert nahm (Lachmann S. 147) und zugleich mit Emmerich von Ungern Friede schloß, während sich der letztere mit seinem Bru-

der Andreas aussöhnte (Rauch scr. rer. austr. I, 68. Pez I, 1206 u. a.); dem andern im J. 1203, wo Leopold seine Vermählung mit Theodora, der Nichte des griechischen Kaisers Alexius (in Deutschland ward sie Gertraut genannt: Rauch I, 377) begieng.

Walther ist — in diesem und späteren Gedichten — nicht der Einzige, der die Milde Leopolds VII (gloriosus und liberalis sind die Beinamen die er in den Jahrbüchern trägt) mit hohem Preise rühmt. Im Besitz einer nicht gewöhnlichen gelehrten Bildung und nicht bloß beredt in der Verhandlung von Staatsgeschäften, sondern auch selbst fertig und geübt in der Kunst des Gesanges *), ließ er es sich besonders angelegen seyn, durch Freigebigkeit das fahrende Volk der Dichter an seinen Hof zu fesseln. „Gott bescheere ihm" sagt Ofterdingen im Wartburgkriege „noch zwei Augen und zwei Hände im Nacken, das wäre seines Herzens Lust, damit, wenn er mit zweien sich gegen die Feinde wehrt, die andern den Fahrenden geben! Als man der Ungern König in Hasse gegen den Fürsten sah, da warf er den Schild an den Arm mit kräftiger Hand, und sprach zu seinem Kämmerer: Nun sorge daß dem begehrenden Volke die Pfänder gelöset werden"! (Man. Samml. II, 4 a). In den letzten Worten findet die 14. Zeile unsers Spruches ihre Erklärung: denn auch bei diesem Feste löste der Hofherr, wie das überhaupt bei solchen Gelegenheiten gebräuchlich war, den fahrenden Leuten aus, was sie versetzt hatten. — Z. 5. Vgl. Parziv. 666, 10. **) Nibelungenlied Str. 42: „Bald war von den Fahrenden

*) Wer singet uns nu reien? heißt es in der Klage um ihn im Enenkels Fürstenbuch bei Rauch I, 311.

**) Wir können den Parzival bereits nach Lachmanns bald erscheinender Ausgabe citieren.

kein Armer mehr im Land; ihnen haben gute Kleider und Rosse von der Hand, als hätten sie zu leben nicht mehr denn einen Tag". Rud Str. 486, 6.

14. Walther erfuhr es also auch einmahl, daß der Herzog keine Augen im Nacken hatte, und ihn überfah. Die Ungunst mochte anhaltend seyn; denn wir finden den Dichter bald nicht mehr am Hofe zu Wien. — „Des Glückes Thor" Z. 1. ist vielleicht keine bloß gelegentlich erfundene Wendung, sondern mag auf einem alten Volksglauben beruhn: „Offen sey dir das Siegesthor, so auch sey dir das Glücksthor; verschlossen sey dir das Wasserthor, so auch sey dir das Waffenthor" heißt es in einem Reisesegen aus dem XII. Jahrh. (Diutisca II, 70). Vgl. der frölden tor ist zuo getân, Konrad von Würzburg Man. Samml. II, 198 b; der riwe tor Parziv. 649, 28.

15. Als Philipp am 15. August 1198 zu Mainz gekrönt und ihm so das verwittwete deutsche Land angetraut ward, band sich die Braut ihren Kranz nicht selber *): denn es war kein Deutscher der den König krönte, sondern der Erzbischof von Tarantaise. Später, 1205 zu Aachen, gab Philipp die Ungesetzlichkeit der ganzen Handlung zu, legte die Krone nieder, und hielt sich erst für den rechten König, als er von allen auf dem Reichstage gegenwärtigen neu gewählt und von dem Erzbischof, dem dies Amt allein zustand, dem von Köln, zum zweiten Male gesalbt und geweihet war (6. Januar). Er hatte letzteren durch viele Lehen und neuntausend Mark Silbers endlich für sich gewonnen. — Zu diesem für Philipp erfolgreichen Schritt soll ihn Walthers Gleichniß ermahnen oder darin bestärken; der

*) Mit demselben Bilde heißen bei Reinmar von Zweter die Bisthümer Mainz und Köln Töchter Roms, und die Erzbischöfe ihre Männer: Man. Samml. II, 153 a.

Spruch muß also kurz vor dieser zweiten Krönung gedichtet seyn. (Nach Lachmann S. 205.) Vgl. die Anm. zu S. 19.

16. Dieser Spruch leitet uns von dem Schauplatz der Reichshistorie, auf den uns der vorige führte, wieder auf einen beschränkteren. Der vorige wird an Philipps Hofe verfaßt sein; der vorliegende zeigt uns den Dichter im Schutze eines neuen Gönners, des Fürsten von Thüringen. Es ist dies Landgraf Hermann, der von 1195 bis 1215 regierte; soviel die Pflege der deutschen Dichtkunst betrifft, ein nicht unglücklicher Nebenbuhler Leopolds von Oesterreich. Bekanntlich ist er es, unter dessen Regierung (in das J. 1207) und an dessen Hof (Eisenach und die Wartburg) die Sage mit dankbarer Erinnerung jenen Dichterkrieg versetzt, wo um Leben und Tod gesungen ward. Auch unser Walther ist unter den Mitstreitenden, und ihm grade wird das Lob des Landgrafen in den Mund gelegt: der Herzog von Oesterreich sei der Sonne gleich, welche die trüben Wolken verjagt; aber mehr' Preises als der Sonne komme dem Tage zu, und der Tag sey Hermann von Thüringen (Man. Samml. II, 5 b. 6 a)*). Nach dem vorliegenden Spruche jedoch scheint es unserm Dichter nicht sonderlich zu Eisenach gefallen zu haben: es gieng zu geräuschig her, als daß er hätte zu Worte kommen können und zu rechten Ehren. Auch Wolfram von Eschenbach klagt über das tumultuarische Gedränge an diesem Hofe; der Begehrende müsse sich bei Zeiten einfinden, wenn er ein Roß wolle geschenkt haben (Wilh. 187 a); und im Parzival heißt es: „Von Thüringen Fürst Hermann, einen Theil deines Jugesindes prüfte ich, das hieße besser Ausgesinde. Du

*) Man rechne diese wunderliche Unterscheidung von Sonne und Tag nicht dem Dichter des Wartburgkrieges allein zu. Auch Wolfram hat sie (Parziv. 173, 2) und der Teichner (Lieders. II, 34), und Guido Guinicelli (poeti del primo secolo I, 91).

brauchteſt auch einen Zuchtmeiſter, wie Kaie an Artus Hofe war, da deine Milde dir zu ſo mannigfachem Anhang verhalf, zu ſchmählichem Gedränge und zuweilen nur zu anſtändigem. Drum muß Herr Walther ſingen „Guten Tag, Böſe und Gut"! Wo man ſo ſingt, da ſind die Falſchen geehret" (297, 16 fgg.) *) Dieſes Spottlied Walthers iſt verloren gegangen. Jedoch hilft Wolframs Beziehung darauf die Zeit des vorliegenden Spruches näher beſtimmen: der Parzival iſt nicht lange nach 1203 gedichtet; zugleich läßt ſich nicht erwarten, daß Walther nach Thüringen ſollte gegangen ſeyn, ehe der Landgraf ſich dem Könige Philipp unterwarf, d. h. vor dem Jahre 1204 (Lachmann S. 145). Letzterer hatte nämlich keinen unbeſtändigern Anhänger, als Hermann war. Obgleich mit Philipp verwandt (als Friedrichs I. Schweſterſohn) trat er dennoch erſt im Jahre 1199 von Otto zu ihm über (ſo daß er nicht unter den thüringiſchen Herren ſeyn konnte, die Philippen 1198 zu Magdeburg dienten, S. 8, 11), wankte wiederum 1202, ſtellte ſich 1203 von neuem öffentlich auf Ottos Seite, bis ihn endlich im Sommer 1204 Philipp dauerhafter beſiegte und ihn nöthigte ſeinen Sohn Ludwig als Geiſel zu geſtellen.

17. Papſt Cöleſtinus des III Nachfolger, Innocentius III, der als er den Stuhl Petri beſtieg (Januar 1198) erſt 37 Jahr alt war („oweh! der Papſt iſt allzujung" S. 18, 24), hatte ſich bei der Doppelwahl Philipps und Ottos die Entſcheidung vorbehalten, indem er zugleich an die ſchon bei Lebzeiten Heinrichs (1196) erfolgte Wahl Friedrichs von Apulien erinnerte. So hielt er die beiden Gegner zwiſchen Hoffen und Zweifeln einige Jahre lang hin (die beiden betrogenen Könige

*) An einer andern Stelle deſſelben Gedichtes (639, 12) wird von neuen in Thüringen erfundenen Tanzweiſen geſprochen. Walthers?

Z. 6); endlich entband er die Fürsten von ihrem dem jungen Friedrich geschworenen Eide, entschied sich für den welfischen Otto, und erneute den Bann über Philipp und seine Anhänger (die Lösung zu Worms 1198 war voreilig geschehen) 29. Juni 1201. Vier Jahre später ward auch der Erzbischof Adolf von Köln gebannt, weil er Philippen zu Achen gekrönt hatte, und an seine Stelle ein neuer Bischof geschickt, Bruno. Letzterer ward von Philipp und Adolf gemeinschaftlich zwei Jahre hindurch bekriegt (1205—1206); darauf daß während dieses Krieges namentlich Kirchen und Klöster viel litten, deutet Lachm. S. 131. die 19. Zeile; so daß also das Gedicht in diese Zeit zu setzen sein würde. — Z. 6 ist und im Originale überflüssig. Z. 15—17. Vgl. I, 152 und die Anm. dazu. Der under stôle fluohet (l. fluochet) schiltet bennet, und under helme roubet unde brennet, der wil mit beiden swerten strîten. mac daz geschehen in gotes namen, sô darf sich sante Peter schamen; daz er des niht empflac bî sînen ziten: Reinmar von Zweter Man. Samml. II, 143 b. Vgl. Liederf. II, 543—545.

Z. 22. Der Klausner hier und S. 34, 10. 90, 1. scheint lediglich eine allegorische Person zu sein und, wie Uhland es ausdrückt S. 23, die vormalige strenge Frömmigkeit im Gegensatz zu der nunmehrigen Ausartung des geistlichen Standes zu bedeuten. Jac. Grimm (Recens. d. Lachm. Ausg. in Seebodes krit. Bibl. f. d. Schulwesen 1828. I. S. 36) vermuthet, es sey damit irgend ein damals bekannter geistlicher Dichter gemeint, etwa Gualtherus von Mayes (Ausgang des XII. Jahrh.) der einen planctus super episcopis und eine querela ad papam geschrieben; oder Henricus septimellensis. Jedoch möchte der Letztere für eine solche Beziehung leicht zu früh fallen: seine Elegie de diversitate fortunae et philosophiae consolatione gehört in die Jahre 1192. 93, geht also der Wahl Innocentius des III. noch um fünf bis sechs Jahre voran; die

letzte Stelle aber, worin Walther des Klausners gedenkt, ist nicht viel älter als vom März 1227.

19. Die reife brestent harte schier von starkem wîn: daz habe wier gehœret dicke: alsam tuot swaz ist übeles in dem muot: daz bringt man harte snelle für mit hœsen werken ûz der tür, heißt es im welschen Gast I, 7 (cod. goth. 26 b): man sieht, die Gesinnung wird dem Fasse, die daraus entspringende That dem Weine verglichen. Nach diesem Fingerzeige wird es leichter sein, die etwas dunkle Rede unsers Dichters zu verstehn (vgl. W. Grimm bei Lachmann S. 295*). Zu gutem Weine gehört ein gutes Faß: sonst wird jener schlecht, und dieses vermag den Trank nicht zu halten (vergl. Evang. Matth. IX, 17). Hat nun der König eine tüchtige Gesinnung (ein gutes Faß), warum erweist sich das nicht in Thaten (gutem Weine)? Aber er ist nicht zum Handeln geneigt, seine Gesinnung ist nicht von bevorstehenden Thaten erfüllt (die Reife des Fasses sind locker); wird er nicht bald kräftig handeln (wird der matte sich selbst verzehrende Wein nicht herber), so geht darüber beides zu Grunde, Gesinnung und That (Faß und Trank). Denn gesetzt auch, er wollte mit dem Handeln nur zurückhalten, so kann der beste Wein durch langes Liegen endlich verderben (durch langes Zaudern kommt man endlich zu nichts). — Die Handschrift stellt diesen Spruch vor jenen von dem Brautkranze der Wittwe (S. 15); ich möchte ihn auch damit in die nächste Verbindung bringen, als eine Aufforderung Philipps, den schon länger gehegten Entschluß endlich wahr zu machen und sich einer neuen Wahl zu

*) treffe in reife zu ändern ist vielleicht nicht nöthig. Beide Worte mögen Synonyma seyn. In einem Liede Nitharts, wo die Riedegger Handschr. afterreif liest (Benecke Beitr. II, 309) giebt die des Herrn v. d. Hagen afterstret.

unterwerfen. Kurz vor letzterm Ereignisse gedichtet und darauf sich beziehend scheint auch der dritte Spruch in dieser Reihe (Lachmann 106, 31).

Hiemit schließt die erste und es beginnt die

Zweite Periode,

deren Umriß bereits oben S. 111 fg. gegeben ist. Hier muß eine große Anzahl von Gedichten verloren gegangen sein: denn es ist keins da das sich auf Philipps Ermordung, keines das sich auf den Uebertritt Walthers zu Ottos Partei bezöge; und dennoch läßt sich nicht glauben, daß er einem so wichtigen Ereigniß, einem so bedeutenden Schritt sollte kein Gedicht gewidmet haben. Uebrigens mache man unserm Dichter keinen Vorwurf daraus, daß er nach Philipps Tode zu dessen Gegenkönige übergieng. Es war eben nach Philipps Tode; die Fürsten hatten auf einem Reichstage zu Frankfurt, 11. November 1208 Otto einstimmig wieder erwählt; zudem befanden sich die Reichskleinode seit der Zeit in des Letztern Händen *), Walther aber hatte selbst einen Hauptgrund für Philipps größeres Recht darin gefunden, daß ihm der Waise überm Haupte prange, der allen Fürsten ein Leitstern sein müsse (S. 7, 10 — 12). Landgraf Hermann war bis 1215 unter den Gegnern Ottos; während der ganzen Zeit finden wir Walther nicht an seinem Hofe. Vielmehr zeigt ihn gleich das erste Gedicht dieser Periode in der Gunst zweier dem Kaiser Otto zugethanen Fürsten.

20. Am 27. September 1209 hatte Otto zu Rom von Papst Innocenz III. die Weihe zum römischen Kaiser erhalten;

*) Der Bischof Konrad von Speier hatte sie jedoch so lange auf Trifels verschlossen gehalten, bis er von Otto als Kanzler bestätigt ward.

jedoch entspannen sich noch in demselben Jahre Zerwürfnisse unter ihnen, und schon nach vierzehn Monaten, im November 1210, war Otto in den Bann gethan und seine Unterthanen ihres Eides entbunden. Noch bis zu Anfang des Jahres 1212 verweilte der gebannte Kaiser in Italien; alsdann kehrte er nach Deutschland zurück. Am 20. März hielt er einen Reichstag zu Frankfurt; dabei befanden sich auch zwei Fürsten, die so lange Philipp lebte zu Ottos Gegnern gehört hatten, jetzt aber mit ihm, dem Gebannten, selbst gegen den Pabst ein Bündniß schlossen, Herzog Ludwig von Bayern und Markgraf Dietrich von Meißen. Auf diese beide und auf diese Zusammenkunft in Frankfurt (Franken Z. 1) hat man mit Lachmann S. 141 unsern Spruch zu deuten. Ludwig (ermordet 1231) kommt sonst bei Walther nicht vor; wohl aber der Meißner (S. 21, 10. S. 36. 37), Dietrich IV, der 1195 zur Regierung kam und 1220 starb *); von seinem Sohne Heinrich III. dem Erlauchten werden uns die Gedichte S. 84. 86 und 87 Gelegenheit geben zu reden. Dieser letztere ist es, auf den Uhland S. 103 fgg. schon den vorliegenden Spruch deutet; dabei ist jedoch für keine der Stellen, wo Walther den Meißner nennt, eine genügende Erklärung zu gewinnen; und besonders ist es mit aller übrigen waltherischen Chronologie unverträglich: denn Heinrich war, als sein Vater starb, erst zwei Jahr alt.

Z. 1. Das Licht, das Herzog Ludwig dem Markgrafen für Walthern mitgiebt, und die Kerze S. 81, 4 verstehn Wilh. Grimm und Lachmann S. 196 bildlich: es bedeute den

*) An seinem Hofe möchte das Lied Lachm. S. 75. 76. gedichtet seyn: das Kloster Dobrilug in der Lausitz, dessen dort erwähnt wird, war eine Stiftung Dietrichs III, des Oheims unsers Dietrichs (Mencken scr. rer. germ. II, 201).

strahlenden Schein der Gnade des Gönners und die glänzende Gabe selbst. Ich kann dieser Erklärung, die mir etwas gezwungen dünkt, nicht beipflichten; paßlicher scheint es, mit Jac. Grimm (Recens. der Lachm. Ausg. S. 36.) die Kerze ganz eigentlich zu nehmen, wie man ja auch jetzt noch bei Processionen an Leute, denen man besonders wohl will, Kerzen austheile. Oder diente die Kerze nur einem andern eigentlichen Geschenke zur Begleitung? Bei den Geburtstags- und Weihnachtsbescherungen darf es nie an Kerzen fehlen.

21. Dieser Spruch, mit dem Walther den aus Italien als Kaiser zurückkehrenden Otto begrüßt und ihn der beständigen Treue des Meißners versichert, eröffnet die Reihe der an diesen Kaiser gerichteten oder in seinem Interesse gesungenen Gedichte.

22. Der Papst hatte, wie den Kaiser, so auch alle Anhänger desselben gebannt. Aber Walther fürchtet den Bann nicht; er erinnert den Papst, er selbst sey es ja, der jenen zum Kaiser geweiht habe; er selbst der schon früher, im J. 1201, allen Ständen bei Strafe des Bannes befohlen, Otto als einzigen rechtmäßigen König und Herrn anzuerkennen. Vgl. S. 24. — Uhland rückt (S. 136) unsern Spruch in das Jahr 1227, als Gregor IX. über Friedrich II. den Bann ausgesprochen hatte; allein schon die Form der Strophe erlaubt nicht, ihm darin beizustimmen: vgl. oben S. 115.

23. In ähnlicher Weise, wie es schon Otto im J. 1209 gegen den Papst gethan hatte, behauptet Walther die Unabhängigkeit der weltlichen Macht von der kirchlichen. „Das Geistliche das euch gebührt" schrieb damals Otto an Innocenz „beeinträchtige ich nie, sondern will vielmehr, daß es unverkürzt bleibe, ja durch kaiserliches Ansehen noch wachse. In weltlichen Dingen dagegen habe ich, wie ihr wißt, volle Gewalt, und es kommt euch nicht zu, darüber zu urtheilen. Wer das Abend-

mahl anstheilt, der hegt kein Blutgericht, und alles Weltliche werde ich im ganzen Reiche entscheiden" (v. Raumer, Gesch. d. Hohenst. III, 163).

25. Auch diesen und den folgenden Spruch nehmen Uhland S. 135 und v. d. Hagen S. 172 fg. als Aufforderungen, die dem Kreuzzuge Friedrichs II. vorangegangen seyen; wir haben dagegen denselben Einwand wie bei dem früheren S. 22, und setzen beide in das Jahr 1212. Das heilige Grab war seit seiner Eroberung durch Saladin 1187 immer noch in den Händen der Heiden; keine spätere Unternehmung hatte den gewünschten Erfolg gehabt; nichtsdestoweniger glühte der alte Eifer des Abendlandes unverloschen fort, und die Päpste thaten das Ihrige. So konnte ein Dichter im J. 1212 eben so gut als im J. 1227 den Kaiser zu einem Kreuzzuge auffordern. Und grade im erstern machte sich, in Frankreich und in Deutschland, die Begeisterung auf die abenteuerlichste Weise Luft. Tausende, erst Kinder, dann auch Erwachsene, schaarten sich zusammen und suchten auf verschiedenen Wegen das Meer zu gewinnen; in das heilige Land gelangte davon Niemand; Viele wurden von den Schiffleuten hinterlistig in die Sclaverei verkauft. *) Eine solche Erscheinung verbürgt, daß der Schmerz um den Verlust Jerusalems noch allgemein und lebhaft genug war; da konnte auch Walther zu höheren Wünschen und Hoffnungen verleitet werden, als der innere Zustand seines Vaterlandes gestatten mochte. Uebrigens geschieht es wohl nicht ohne Absicht, wenn der dem Papst feindlich gesinnte Dichter bei dieser Gelegenheit die mittelalterliche Idee vom römischen Kaiser als Gottes weltlichem Stellvertreter auf Erden in ihrer ganzen Größe und ohne Einschränkung ausspricht.

*) Die Chroniken haben für dies Ereigniß besondere versus memoriales.

26, 8. Adler und Löwe als Wappenthiere würden freilich auch auf Friedrich II. passen: jener war das Reichs-, drei Löwen das schwäbische Wappen *). Aber sie passen nicht minder auf Otto IV, der wie uns zwei Stellen des welschen Gastes lehren (Lachmann S. 135) bei seiner Krönung zu Rom drei Löwen und einen halben Adler im Schilde führte, jene wegen Braunschweigs, diesen wegen des ehemals welfischen Herzogthums Sachsen (vgl. Turnier von Nantes 68). Das wird ihm in dem erwähnten Gedichte auch übel genug ausgelegt (denn sein Verfasser ist als treuer Anhänger des Papstes Friedrich dem II freundlich, dem Kaiser Otto aber feindlich gesinnt): da sei auf beiden Seiten Unmaße gewesen; ein ganzer Aar würde Ehre, Ein Löwe hohen Muth bezeichnet haben: aber ein halber Aar bezeichne Verlust der Ehre, drei Löwen Uebermuth. Freundlicher ist Walthers Auslegung Z. 10: der Löwe bedeute Mannheit, der Adler Milde. Milde nannte man den Adler, weil es heißt, er verzehre seine Beute nie ganz, sondern lasse auch dem kleineren Gevögel immer einen Theil davon liegen: im Titurel wird dies bei Gelegenheit einer Vergleichung des milden Königs Artus mit dem Adler (er führte auch nur einen halben im Wappen: Cap. 32) ausdrücklich als der Grund angegeben. So geziemt auch nach Reinmar von Zweter einem vollkommenen Mann ein Löwenherz zu streitiger Wehr und eines Aaren Hand um milde zu seyn (Man. Samml. II, 140 b); er wäre ungern der Adler auf dem Helme eines Unmilden und der Löwe auf eines Feigen Schild (ebendas. 146 b) **)

---

*) nicht das hohenstaufische (Uhland S. 135): das waren drei Staufe d. i. hohe Kelche (v. d. Hagen S. 173).

**) In Stein geschnitten, geiten Löwe und Adler für besonders heilbringende Talismane. Leonis figura in gramato sculpta divitias praebet et honores, laetificat tristitiamque expellit. —

27. Nach S. 116 haben wir oben S. 126. diesen Spruch unter Philipps Regierung verlegt, und angenommen, er sey nicht für Otto, sondern gegen ihn für Philipp gedichtet worden; etwa 1201 als der Papst über letzteren von neuem den Bann aussprach. Wäre diese Annahme falsch, so würde man ihn zwischen 1212 und 1215 setzen müssen, und sich bei dem Ausdrucke „der Pfaffen Wahl" Z. 12. daran zu erinnern haben, daß, wie berichtet wird, Otto seinen Gegner Friedrich den Pfaffenkönig zu nennen pflegte (Lachm. S. 203).

Z. 1. Constantins des Großen Name ward von den Gegnern der Geistlichkeit wenig gesegnet: denn von ihm leitete sie ihren ganzen Reichthum und all ihre Macht her: vgl. S. 89, 5. und Ottokar von Horneck 446 b (Schacht über ihn S. 279 fg.). — Z. 7. Vgl. Offenb. Joh. Cap. 8. V. 10. 11. 13.

28. Der erste von sieben gegen Papst und Geistlichkeit gerichteten Sprüchen, so scharfen und bittern, als sie ein heiliger Ingrimm über die Frechheit, womit die Pfaffen die Majestät des Kaiserthums und des Vaterlandes unaufhörlich verletzten, über ihre Anmaßung, Habgier und Unzüchtigkeit unserm Dichter nur eingeben konnte. Dabei schützt ihn seine tüchtige und fromme Gesinnung vor allem Uebermaaß: nicht die ganze Geistlichkeit ist es die er verdammt; noch weniger bringt ihn das verruchte Leben derer, die mit Wort und Werk den Glauben lehren sollten, zum Zweifel am Glauben selbst und

---

Aquilae figura in crystallo sculpta gestantem reddit divitem, victoriosum et eloquentem. — Leonis figuram cum in crystallo sculptam inveneris posuerisque in orichalco, sub vero lapide moschum et ambram, tecumque portaveris, omnes tibi obedient, facultatemque tuam amplificabis; signata cum eo cera eandem habebit virtutem: M. A. Zimarae antrum magico-medicum (Francof. 1625. 8.) pg. 191. 195 sq.

zum Abfall *). Wenn irgend einem Dichter des XIII. Jahrh. der Ruhm gebührt, ein früher Vorfechter der Kirchenverbesserung gewesen zu seyn, so ist es fürwahr kein andrer als Walther von der Vogelweide.

Z. 6. 7. So klagt auch Ottokar von Horneck 832 a (Schacht S. 283), daß die Pfaffen den Laien auf böser Spur vorangiengen: „Sie sollten uns Lehre geben mit Worten und reinen Werken; leider das thun sie nicht: wer ihre Werke ansieht, der findet sie wahrlich den Worten ganz ungleich." Vgl. Winsbecke Man. Samml. II, 251 b. S. 34 geht Walthers Zorn noch einen Schritt weiter: der Pfaffen Werk und Wort seyen nicht mißhellig: denn es sey nunmehr beides unrecht, ihr Thun und ihr Sagen. Er meint nicht ihre geistliche Lehre; vgl. S. 22. 24.

29. Im Jahre 1212 fieng der gemeinsame Wunsch des Papstes und der deutschen Sibellinen endlich an, in Erfüllung zu gehn: Friedrich II. begab sich nach Deutschland, um gegen Otto sein altes Recht auf die Krone zu behaupten. Im April war er zu Rom; Papst und Cardinäle, Senat und Volk, Alle erwiesen ihm die höchsten Ehren; vom Papst erhielt er reichliche Geldunterstützung. In demselben Jahre erließ Innocenz zu besserer Förderung der Kreuzzüge eine Verfügung, man solle in allen Kirchen Almosenstöcke (truncos) aufstellen,

*) So stark waren nicht Alle: das zeigt die Ketzergeschichte. Auch sah sich die Geistlichkeit, damit wenigstens ihre Lehre nicht zu Schanden würde, zuletzt genöthigt darüber allerhand Gleichnisse in Umlauf zu setzen: es quelle wohl ein Wasser durch das Aas eines Hundes, und bleibe doch süß und gesund; so schöpfe auch ein Aussätziger aus einem Brunnen, und verunreinige ihn nicht: wie könne also das sündige Leben eines Pfaffen die Messe beflecken die er lese? (Graffs Diutiska III, 271 fg.)

um darin Beisteuern zur Wiedergewinnung des heiligen Landes zu sammeln; der Stock sollte drei Schlösser haben, und die Schlüssel dazu einem Priester, einem Layen und einem Ordensgeistlichen anvertraut seyn; die Verwendung des Geldes aber sollte nach dem Gutbefinden derer geschehen, denen die Sorge dafür übertragen wäre (Uhland S. 123). Walther erblickt jedoch in dieser Verfügung nichts als Habsucht: der Papst wolle nur deutsches Silber in seinen welschen Schrein schütten (Z. 8); in dem Spruch S. 31 sagt er es ausdrücklicher, der Stock sey nur ausgeschickt, ob er in Deutschland gutwillige Thoren fände, die den Papst bereichern möchten; denn ins heilige Land zu Gottes Hülfe werde des Silbers nicht viel gelangen. An beiden Orten stellt sich ganz besonders das gekränkte Nationalgefühl heraus; es soll auch die welsche Arglist, die sich an Deutschlands Verwirrung erfreut, bezeichnen, wenn der Pabst Z. 4 die beiden Könige die er auf einander läßt „Allemannen" nennt. Von welcher Wirkung dieser Spruch Walthers gewesen sey, wie er sich sogar bis über die deutschen Grenzen hinaus verbreitet habe, bezeugt Tommaseo, ein friaulischer Dichter, im achten Buch seines welschen Gastes (1215—1216) Cap. VIII: Schwer habe sich Jener am Papst vergangen, der gesprochen, derselbe wolle mit dem deutschen Gut nur seinen welschen Schrein füllen. Damit habe er alles, was er sonst Gutes gedichtet, selbst zu nichte gemacht. Dichter sollten, wie die Prediger, ihre Worte wohl in Hut haben, daß man sie nicht verkehren könne; sie sollten nicht lügen, sondern Zeugen der Wahrheit seyn. Mit dieser einen Rede seyen Tausende bethört worden, daß sie Gottes und des Papstes Gebot überhört hätten (Lachmann S. 155—157). — Oben S. 117 fg. ist vermuthet worden, daß all diese gegen den Papst gerichteten Sprüche bereits unter Philipp gehören, weil von zweien unter eine Krone gebrachten Allemannen geredet werde, was besser auf Philipp

und Otto als auf Otto und Friedrich passe; und weil Tommaſino in der angeführten Stelle Walthern Knecht nenne, d. h. Edelknappe, während doch Letzterer schon in einem unter Philipp verfaßten Gedichte Herr heiße. Es scheint indeſſen keine Schwierigkeit zu haben, wenn Friedrich, der Hohenſtaufer, der Herzog von Schwaben, ein Allemanne genannt wird, und wenn eine Scheltrede den Ritter zum Knappen erniedrigt; dann auch, wußte Tommaſino unter Philipp, daß Walther noch ein Knecht, ſo mußte er es unter Friedrich wiſſen daß er jetzt Ritter wäre; nur aus böſem Willen, nicht aus Unkenntniß konnte er ihm, mit deſſen Gedichten er ſich ſo vertraut zeigt, den gebührenden Titel entziehen. Zudem möchte für einen noch unter Philipp verfaßten Spruch Tommaſinos Gegenrede zu leidenſchaftlich ſeyn; ſie klingt nach einer friſcheren Aufregung. Was endlich die Hauptſache iſt, eine päpſtliche Verfügung wie jene vom J. 1212 läßt ſich unter Philipp noch nicht nachweiſen, und doch iſt Walthers „Stock" zu deutlich einerlei mit dem truncus der erwähnten Bulle.

§. 4. Als der toeken spilt der Walch mit tiutschen fürsten: er sezt si ûf, er sezt si abe; nâch der habe wirft er si hin und her als einen bal, Sigeher (von Friedrich und Wilhelm von Holland) Mag. Samml. II, 220 a. — §. 10. Hier iſt in einer Handſchrift eine Lücke; die andre hat ſtatt der einen Zeile vier (ein ähnliches Weiterſpinnen des Schluſſes wie in dem Minneliede I, 62: vergleiche I, 198) mit vervierfachter Heftigkeit; jedoch iſt der Text ſo entſtellt (in der vorletzten Zeile wird vogel ſtatt rogel zu leſen ſeyn) daß eine Ueberſetzung unmöglich ſcheint.

31, 1. „Herr Stock" iſt freilich eine auffälligere Perſonification als „Herr May" in dem Minneliede I, 13, 32, aber doch nicht gar zu ungewöhnlicher Art: kommt doch auch „Herr Anget" und „Herr Leib" vor, ja bei Frauenlob „Herr Bart",

bei Nithart „Herr Sack", bei Reinmar von Zweter „Herr Pfennig", und bei unserm Dichter selbst „Frau Bohne" I, 51, 1. 14. Beim Kegelspiel rief man der Kugel nach: „Lauf, Frau Kugel! spute dich, Frau!" vgl. J. Grimm Grammatik III, 346. Wir bemerken das für solche Leser die, mit Gleim, geneigt wären Herrn Stock für den Namen des päpstlichen Legaten in Deutschland zu halten.

32, 2. Walther beschilt hier und 33, 7 den Papst Innocenz ein Zaubrer zu seyn, wie es einer seiner Vorgänger im Papstthum, Silvester II (999—1003) gewesen. Letzterer, vorher Gerbert genannt, hatte sich durch seine mathematischen und naturwissenschaftlichen Kenntnisse jenen Verdacht zugezogen. Man erzählte, der Teufel, dem er sich ergeben und der ihn von Ehre zu Ehre befördert, hätte ihm den Sitz auf St. Peters Stuhle für so lange versprochen, als er nicht in Jerusalem Messe lesen würde. Davor glaubte sich Silvester schon hüten zu können. Aber er versah es doch und hielt das Hochamt in der heiligen Kreuzkirche, die auch Jerusalem hieß *). Da mahnte ihn das Rauschen der bösen Geister an sein nahes Ende. Er beichtete seine Sünde und befahl büßfertig sterbend, seinen Leichnam als den eines Verbrechers zu verstümmeln und es den Pferden am Wagen zu überlassen, wohin sie ihn ziehen wollten. Die aber zogen ihn (ein Zeichen der göttlichen Begnadigung) nach dem Lateran. So erzählt der Leobener Chronist bei Pez. scr. rer. austr. I, 763. Seit diesem Papste, war die dergerliche Lehre der Waldenser, sey die Kirche nicht mehr die Kirche Christi, sondern angesteckt vom Bösen (v. Raumer, Gesch. d. Hohenst. III, 277).

33, 4. 5. Mit diesen Worten wird Innocenz der Simo-

*) Vgl. Shakspeares Heinrich IV. Th. II. A. IV. Sc. IV.

nie beschuldigt (vgl. Th. I, S. 137 Z. 140). St. Peters Lehre werden die Worte seyn, die er zu dem Zauberer Simon sprach, als dieser die Gabe des heiligen Geistes für Geld von ihm erkaufen wollte: „Daß du verdammt werdest mit deinem Gelde, daß du meinest, Gottes Gabe werde durch Geld erlanget!“ (Apostelgesch. VIII, 20). Die urspergischen Jahrbücher führen in einer von Uhland S. 125 fg. angeführten Stelle dieselbe Klage als Walther.

Z. 7. Vielleicht soll auch noch diese Zeile den Papst nicht mit Gerbert, sondern mit dem Zaubrer Simon in Vergleichung bringen. Schwarze Bücher sind die Bücher, die zur schwarzen Kunst, zur Nigromantie gehören und Macht über den Teufel (den Schwarzen, den Höllenmohren: Man. Samml. I, 181 b. II, 200 a) verleihen: vergl. Martina, Diut. II, 122. Boner. XCIV, 6.

Z. 8. Das hohle Rohr versteht der Uebersetzer wie Lachmann S. 154 und v. d. Hagen S. 172: es seyen damit die in den Kirchen aufgestellten Stöcke (oben S. 29 und 31) gemeint. Indessen scheint mir, abgesehen von der Schwierigkeit die der Ausdruck macht, in diesem durchaus gegen die Simonie gerichteten Spruche keine Stelle für eine solche Beziehung zu seyn. Eben so wenig kann ich den Emendationen und Erklärungen Jac. und Wilh. Grimms (in den angef. Recens.) beifallen. Vielleicht ist zu lesen: und ûz im blæsent sîniu rôr d. h. mit seinen Pfeifen daraus zum Tanze aufspielt. So dachte sich der Volksglaube den Teufel beim Brockenfest; unter den Bildern zum welschen Gast sind ähnliche Darstellungen. Ich entsinne mich eine Verwünschung wol hin dem tiuvel an den tanz! gelesen zu haben. In Heinrichs von Nördlingen 56. Brief heißt es (Heumanni opusc. pg. 390): pit hie für mich daz ich den tanz eins wârhaften lebens trett nâch der sûezen pfîfen dîns liebs Jesu Christi.

Z. 9. 10. Daß euer Chor gedeckt sey, dafür sorgt ihr wohl, ihr Cardinäle (die Welschen die der Papst S. 29 ernennet): dazu treibt ihr des geistlichen Wuchers genug; aber unser (der Deutschen) Frohnaltar steht davon dachlos unter der Traufe. Ganz mit demselben Gleichnisse schreibt Stephan, Abt von St. Genovefa zu Paris, an den Bischof Waldemar von Selewik (bei Baluze zum Servatus Lupus, Antw. 1710 pag. 349), er möchte ihm etwas schenken, wovon er Blei kaufen könnte, nicht römisches, sondern englisches: denn mit englischem Blei werden die Kirchen gedeckt, mit römischem entkleidet (quoniam anglico plumbo teguntur ecclesiae, nudantur romano)"; er meint die bleiernen Bullensiegel.

35. Sobald über Otto der Bann des Pabstes erging, u. noch ehe er nach Deutschland zurückkehrte, schon im J. 1211, zeigte sich Landgraf Hermann von Thüringen unverhohlen unter seinen eifrigsten Gegnern. Er war einer der Fürsten, welche Friedrichs altes Ansehn wieder hervorsuchten und ihn durch Abgesandte aufforderu ließen, es geltend zu machen und eiligst nach Deutschland aufzubrechen. Darüber ward Thüringen von Ottos Anhängern verwüstet; unzufriedene Lehnsleute des Herzogs hatten sich zu ihnen geschlagen. Im Sommer des folgenden Jahres machte der Kaiser selbst einen siegreichen Kriegszug gegen Hermann, einen zweiten 1213; jedoch erst 1215, kurz vor seinem Tode (er starb im April), zeigte sich Letzterer zu einer neuen Aussöhnung und Verbindung mit dem Kaiser bereit. In diese Zeit gehört der vorliegende so wie die Sprüche S. 38—40 (Lachmann S. 203); vgl. auch die Anmerkungen zu S. 51. 64. Man sieht, Walther hat bis auf den letzten Mann bei Otto ausgehalten (nur einige Monate später ward Friedrich gekrönt) und sich auch nicht eher mit dem Landgrafen wieder befreundet, als bis dieser seine Feindschaft gegen Otto auf-

gab *). Der Grund, aus dem er seinen Gönner der Verjehrung würdig hält, ist eben so sehr in Walthers Charakter begründet, als er ihm Ehre macht. Weiterhin rühmt er es auch an den Heiden, daß sie, wenn gleich Gottes Feinde, doch wenigstens seine offenen und ehrlichen Feinde seyen, also um vieles besser als ihre heimlichen Freunde und Beschützer (S. 93, 6—8). So schilt er hier die versteckten Gegner, deren Untreue gegen den Kaiser zuletzt nur ans Tageslicht kam, weil sie gegen einander selbst ungetreu waren. Des Landgrafen offene Feindschaft bezeuge aber eigentlich nur seine Liebe zum Kaiser; denn rechter Zorn komme nur aus rechter Liebe. Ich besserte nämlich Z. 26 drô diutet liebe. War das ein Sprichwort (es klingt so), so dürfte Walther wohl eine Senkung fehlen lassen; dasselbe gilt, glaube ich, auch von der vorletzten Zeile dieses und des folgenden Spruches; 37, 13 braucht man statt gnuoge nur genuoge zu schreiben. — V. d. Hagen S. 164 legt das ganze Gedicht grade gegentheilig als eine Aufforderung aus, der Kaiser möge seinen offenbaren Feind züchtigen: eine Erklärung der ich nicht beipflichten kann.

36. Vgl. S. 37. Der Meißner (es ist von ihm oben S. 140 des mehrern die Rede gewesen) hatte übel vom Dichter geredet; Walther glaubt aber, durch seinen Dienst und, des Dienstes zu geschweigen, bloß durch sein dem Fürsten gespendetes Lob besseren Lohn verdient zu haben, nämlich Wiederlob, nicht aber böse Rede. Macht er sein Vergehen nicht bald wieder gut (und schon zu lange hat Walther darauf gewartet), so ist es wohl das Beste mit dem Lobe inne zu halten und weiter

*) Wahrscheinlich blieb Walther noch einige Zeit nach Hermanns Tode in Thüringen: für einen kürzeren Aufenthalt möchte die Zahl der hieher gehörigen Gedichte zu groß seyn.

zu ziehen. — Uebrigens muß dieser und der folgende Spruch vor dem Herbst 1212 gedichtet seyn, wo Markgraf Dietrich sich wieder von Otto abwandte und, wie Hermann von Thüringen, die Versammlungen der hohenstaufisch gesinnten Fürsten zu Neuenberg an der Unstrut und zu Nürnberg besuchte, nachdem er sich erst im März mit dem Kaiser verbündet und ihm noch im Sommer gegen Hermann, seinen Schwäher, Hülfe geleistet hatte.

Z. 5. 6. So sagt auch der Tannhäuser (nur ist er seiner Sache gewisser als Walther) von Friedrich dem Streitbaren von Oesterreich (Man. Samml. II, 59 a): In kurzen Zeiten das geschieht, daß man wohl eine Krone schön auf seinem Haupte sieht. — Z. 13. 14. Er verliert meinen Dienst, weil er nicht darum zu werben weiß. Das Sprichwort kommt außer den von W. Grimm Recens. S. 2034 nachgewiesenen Stellen (Freydank 1225, Friberg Tristan 36 a) auch Kolocz. Cod. S. 100 vor.

39. Dieser Herr Gerhard Atze, der sich aus dem Rechtshandel mit Walther durch eine so wunderliche Ausrede ziehen will, könnte immer derselbe mit dem Bruder Gerhard Atze seyn, der in einer thüringischen Urkunde von 1252 vorkommt (Lachmann S. 193).

Z. 16. „Einem den Eid staben" bedeutet in der altdeutschen Rechtssprache: Jemandem der schwören will die Schwurformel vorsagen; Jac. Grimm Rechtsalterth. S. 902 vermuthet, der Ausdruck habe darin seinen Grund, daß es ursprünglich Sache des Richters gewesen sey, feierlich mit seinem Stabe sich gebärdend dem Schwörenden auf jene Weise beizustehn. Indessen liegt vielleicht ein Rechtsgebrauch der Beduinen zur Erklärung näher. Sie haben eine Art des Eides, welche der Eid des Holzes heißt; er ist feierlicher und pflegt vor dem Kadi geleistet zu werden. Dabei wird ein kleines Stück Holz oder Stroh vom Boden aufgenommen und dem

Schwörenden mit den Worten übergeben: „Nimm dieses Holz und schwöre bei Gott und dem Leben dessen, der es wachsen und verdorren ließ“ (s. Ausland 1830 S. 1101). Manche wiederkehrende Wendungen altdeutscher Eidesformeln möchten dem zur Bestätigung dienen; wenn z. B., wie das Freibergische Stadtrecht vorschreibt (Schott III, 194), geschworen wird, man wolle den Friede halten, so lange Eiche und Erde steht (dum feret robora tellus, Tibull. I, 4, 65).

40. Walther rächt sich an Herrn Gerhard für den Verlust des Pferdes und für die Ausrede die er vorgebracht: da er nun kein Pferd mehr hat, so fragt er seinen Diener, ob er auf Herrn Gerhard zu Hofe reiten wolle; der Diener findet ein so wunderliches Pferd auch ganz annehmlich; zuletzt meint Walther aber doch, es würde wohl am besten seyn, wenn jener auf Schusters Rappen hinritte. — Z. 13. D. h. reit deine Beine, eine öfters vorkommende scherzhafte Wendung für gehn. Vergl. v. d. Hagens Glossar zum Gottfried von Straßburg S. 405 b. Lâ dîn waden den tanzalumbe riten Man. Samml. II, 57 a. Aehnlich bei Sastrow (Th. I, S. 302): „Von dannen gar allein begab ich mich auf meine Apostelpferde“.

41. Nach J. Grimm in der angeführten Recension S. 36. Graf Diether von Katzenellenbogen, dieses Namens der Zweite; er nahm 1219 das Kreuz, war aber schon 1222 wieder daheim; ob er wirklich im heiligen Lande gewesen, ist ungewiß; er starb nicht lange vor 1245. — Z. 4. des ersten Spruches versteht J. Grimm als eine Beziehung darauf, daß sich Diether damals auf dem Wege nach Griechenland in Rußland oder Polen befunden habe; ich weiß nicht ob mit Recht; mir scheint es nur sagen zu sollen: So mögen denn die seiner Milde genießen, die ihm fern stehen und fremde sind, die es mit nichts verdient haben! — Mit dem zweiten Spruche vgl. man Bd.

I, S. 45. — Die Milde des Bogeners preiſt aus eigener Erfahrung auch der Tannhäuſer Man. Samml. II, 64 b.

42. Hier zuerſt zeigt ſich ein Wanken des Dichters in ſeiner Anhänglichkeit an Otto (vgl. die Anmerkung zu S. 74). Er räth den Köchen des Kaiſers, ſie möchten die Braten etwas dicker ſchneiden, damit die Fürſten nicht durch die Kargheit ihres Herrn von ihm abwendig gemacht würden; in Griechenland habe einmal ein König darüber ſein Reich verloren. Welch ein Ereigniß aus der griechiſchen Geſchichte es ſey das hier zum Beiſpiel genommen wird, weiß ich nicht; vielleicht hat der Dichter nur eine Novelle im Sinn, wie man von griechiſchen Königen deren manche im Mittelalter erzählte (vergl. z. B. cento novelle antiche, nov. VII. Simrocks Novellenſchatz der Italiäner I, 15—17); auf keinen Fall ſehe ich ein, mit welchem Grunde das ganze Gedicht auf die Eroberung Conſtantinopels durch die Lateiner bezogen werden könne (Koberſtein üb. d. Warth. Krieg S. 32). Otto den IV. um ſeines eigenen Wohls willen zu gröſserer Milde zu ermahnen, war nicht ungehörig: ſein Geiz, den endlich auch Walther in den beiden nächſten Sprüchen offen zu beſchelten wagt, hatte gleich als Friedrich in Deutſchland erſchien viele Herzen von ihm ab und dem freundlichen milden Jünglinge zugewendet. Walthers Spruch iſt jedoch wahrſcheinlich nicht früher als 1215 gedichtet: er war dem Kaiſer noch zu Anfang dieſes Jahres zugethan, wie wir oben S. 150 geſehen haben, und wenn Wolfram im heiligen Wilhelm, einem Gedichte das zwiſchen 1215 und 1220 verfaßt iſt, auf unſern Spruch anſpielt (hêr Vogelweid von brâten sanc: ſ. Lachmann S. 139), ſo erlaubt das auch ſchwerlich auf eine frühere Zeit zu ſchlieſsen. Deswegen möchte der von Lachmann S. 140 erwähnte Vorfall zu Conſtanz (Friedrich traf dort 1212 die vorausgeſendeten Köche Ottos, der ſelbſt mit ſeinem Heere zu Ueberlingen ſtand) der Zeit nach zu fern

liegen, als daß man in Walthers Gedichte eine Beziehung darauf vermuthen dürfte.

Mit dem nächst folgenden Gedichte wendet sich Walther entschieden dahin, wohin ganz Deutschland mit neuer Hoffnung und Liebe schaute. Dem Adler Ottos war auch der andre Flügel gebrochen, als er den 27. Juli 1214 bei Bouvines den Franzosen erlag, so daß nur wenige Fürsten fehlten, als Friedrich II., dem schon auf den Reichstagen zu Mainz im December 1212 und zu Frankfurt im Januar 1213 die Mehrzahl gehuldigt hatte *), endlich 1215 den 25. Juli zu Achen durch den Erzbischof Siegfried von Mainz feierlich gekrönt wurde. Nicht daß Walther auch diesmal nur dem Sterne nachgefolgt wäre, der aller Fürsten Leitstern seyn sollte (s. oben S. 139.): der Waise war nicht in Friedrichs Gewalt, erst als Otto gestorben war (19. Mai 1218 auf der Harzburg) überlieferte dessen Bruder, der Pfalzgraf Heinrich, dem Könige die Reichskleinode; er erwies da die Ehre, wo die Macht war der sie gebührte (S. 43. Z. 10), wo der seltne Verein von hohenstaufischem Blute und päpstlichem Segen dem zerrütteten Reiche Wiederherstellung und eine glückliche Zukunft prophezeiten. Daß er Otto jetzt verließ und jetzt dessen Untugend schalt, nicht dies werden wir an Walther tadeln dürfen; nur daß die Augen ihm nicht schon früher aufgiengen.

Dritte Periode.

43, 3. „König Friedrich": also erst als Friedrich gekrönt war gieng Walther zu ihm über; aber gewiß auch bald darauf: denn 1216 ward er schon von ihm belehnt (s. Anm. zu S. 49).

*) Die schwäbischen und bayrischen Lehnsleute verließen 1212 sämmtlich das Heer des Kaisers, als Beatrix, Philipps Tochter, wenige Tage nach ihrer zu Nordhausen vollzogenen Vermählung mit ihm (man argwöhnte, durch Gift von seinen Beischläferinnen) starb.

Z. 7. Diese alte Lehre hatte wohl ursprünglich geistlichen Sinn, und der beste Mann sollte Gott seyn. Gott einen Mann zu nennen, war schon erlaubt: s. Wackernagel Wessobr. Gebet S. 37 fg.

44. Otto, dessen Geiz hier auf witzige Art mit der Milde des Königs (Friedrichs) in Vergleichung gebracht wird, war von hoher Gestalt: nach der ursbergischen Chronik soll es die Fürsten bewogen haben ihn zum Throne zu berufen, daß er, obgleich thöricht und übermüthig, doch stark von Kräften war und groß von Wuchs (Uhland S. 55). Vgl. einen ähnlichen Spruch bei Reinmar von Zweter Man. Samml. II, 146 a.; und Frauenlob Miscell. II, 280.

45. Vgl. S. 46. Walther ist des heimatlosen Wanderlebens endlich müde geworden, es verdrießt ihn immer Gast seyn zu müssen und niemals selbst als Wirth Gäste empfangen zu können (vgl. Tannhäuser Man. Samml. II, 67 b); er sehnt sich nach einer bleibenden Ruhestätte, einem eigenen Heerd. Er wendet sich mit der Bitte darum an Friedrich. — Der Truchsesse von St. Gallen, den man einen Dichter aus Walthers Schule nennen kann, hat diesen Spruch parodiert: er richtet seinen Sang an den Vogt der Welt, den König des Himmels, und dankt ihm für sein wohlbehagliches unabhängiges Wirthesleben; darin möge ihn Gott bewahren (Lachmann S. 149). — Z. 2. „Soll ich so bei reicher Kunst verarmen und verderben?" Meißner Meistergesangb. 44b. — Z. 8. Vgl. Spervogel Man. Samml. II, 226 a: Swie daz weter tuo, der gast sol wesen vruo: der wirt hât truckenen vuoz vil dicke, sô der gast muoz die herberge rûmen.

46, 10. Diese Zeile sagt mit einem Bilde, was die letzte des vorigen Spruches unbildlich sagte. „Das Gegenüberstehn der beiden Könige, Friedrich und Otto, wird dem Schachspiele verglichen. Der Dichter wünscht dem Erstern daß ihn der Letztere nicht in Schach setze": Uhland S. 57.

47. König Friedrich hat Walthers Bitte gewährt, und der Belehnte spricht darüber in diesem und dem folgenden Spruche seine aufrichtige Freude und Zufriedenheit aus; S. 49. aber veranlassen ihn eigene Umstände, zu thun als wolle die Gabe nicht viel bedeuten.

Z. 9. 10. Uhland S. 58 erklärt diese beiden Zeilen so: „Der Dichter drückt aus, wie anhaltendes Ungemach ihn menschenfeindlich gemacht und sein Lied verbittert; die frohere Stimmung wird jetzt auch seinen Gesang freundlicher machen". Ich glaube, nicht richtig; vielmehr soll es wohl heißen: Ich war so übel angesehen und verrufen, daß man sich von mir abwandte, als stänke mein Athem; aber der König hat mich und meinen Gesang zu Ehren gebracht.

48. Mit dem Tode Friedrichs von Oesterreich hatte Walthers unstätes Leben begonnen (s. oben S. 123). So tief ihn der Tod jenes Gönners betrübt hatte, eben so hoch erhebt jetzt seinen Muth die Gnade und Milde Friedrichs von Deutschland.

Z. 2. Friedrich der Katholische von Oesterreich war auf dem Kreuzzuge in Palästina gestorben, 1198.

49. Uhland S. 55 Anmerk. nimmt diesen Spruch als ein Spottgedicht auf Ottos Sparsamkeit; aber mit Otto kam Walther erst in Berührung als Jener Kaiser war; hier aber nennt er den der ihn beliehen König: wir werden also das Gedicht auf Friedrich zu beziehen und mit den zunächst vorhergehenden zu verbinden haben. Seine Auslegung scheint aber folgende: Der König hat mir ein liegendes Gut verliehen das mir dreißig Mark einbringt (vgl. ein gelt gap er im unde lêch, daz galt des jârs driuhundert mare Abelung Nachrichten II, 206); das klingt wohl nach viel, im Grunde aber ist es doch nur ein geringer Ertrag. Nun kommen die Pfaffen und disputieren und verlangen von mir eine Beisteuer zu einem

neuen Kreuzzuge (schon bei dem Zuge Friedrichs I. hatten die Zurückgebliebenen den Zehnten entrichten müssen; Papst Honorius III., seit dem August 1216 Innocentius des III. Nachfolger, erneute gleich in diesem Jahre die Aufforderung und setzte den zwanzigsten Theil fest, der spätestens bis zum Mai 1217 gezahlt werden sollte): was fange ich jetzt an? In meinen Kisten ist nichts: wie soll ich denn etwas geben, um es über Meer nach Palästina schiffen zu lassen? — Man braucht also die Art wie Walther von seinem Lehen spricht nur als einen Versuch zu betrachten, die zudringlichen Anforderungen der collectierenden Pfaffen von sich abzulehnen. Die Abfassung des Spruches fiele demnach gegen Ende des Jahres 1216. Aber wo blieb das Lehen? Schon im nächsten Jahre sehen wir den Dichter in seinem alten Wanderleben befangen (S. 52); dagegen bekennt er sich noch kurz vor Friedrichs Kreuzfahrt als dessen Lehnsträger (88, 1).

50. Es ist gleichgültig, an welchem Ort der Sammlung dieser Spruch stehe, da für denselben keine bestimmte Zeit anberaumt werden kann; man weiß daher auch nicht welchen Abt dieses reichen bayrischen Klosters unser Dichter meine: ob Manigold der von 1189 bis 1206, oder Berthold der von 1206 —1217 regierte und es erlebte, daß seine Abtey, deren Schirmvogt Graf Heinrich von Andechs der Theilnahme an Philipps Ermordung 1208 verdächtig war, in Folge der Aechtung desselben von Ludwig von Bayern zehn Wochen lang belagert, späterhin aber, im J. 1211 bei Gelegenheit einer andern Fehde in Asche gelegt wurde; oder endlich Heinrich, der nachdem er der Abtey von Kaiser und Papst große Vergünstigungen erworben hatte, 1242 seine Würde niederlegte. Uebrigens hatte Walther zu Tegernsee wohl nur besonderes Unglück: denn grade zur größten Gastfreundschaft war dieser Convent durch

alte und mannigfache Vorschriften angewiesen: s. Max. v. Freyberg, Gesch. von Tegernsee S. 156 fgg.

Z. 10. Walther heißt nach Kaiser Ottos des IV. Gebrauch den Abt schlechthin einen Mönch, wie ihm auch das mit seinem Gönner gemein war, alle Frauen Weiber zu nennen (Th. I, S. 211. Lachmann S. 203). Aber der Kaiser Otto, dem Man. Samml. II, 165 a ein Spruch zugeschrieben wird, dessen sich gleichfalls unser Dichter bedient („Mir ist um dich wie dir um mich" Th. I, S. 103 Z. 35) möchte wohl nicht Otto IV. seyn (v. d. Hagen S. 179): diese moralische Talion paßt besser auf einen der älteren Ottonen, die in der Sage unter mehrfacher Verwechselung von Vater und Sohn (die Sage giebt z. B. Otto dem I. den Beinamen des Rothen, den in der Geschichte Otto II. trägt: Ekkeh. cas. S. Galli, monum. Germ. hist. II, 122) als strenge und gerechte Herrn gefeiert werden, namentlich aber Otto I. von dem Magdeburg sein Weichbildrecht und die Meistersinger ihre Tabulatur herleiteten. So liegt denn auch in dem Rechtssprichworte „Der Kaiser Otto konnte nie den Wiederschlag verbieten" (Benecke's Beiträge II, 392) schwerlich eine Beziehung auf Otto IV.

51. Oben S. 120 ist behauptet worden, dieser Spruch so wie die übrigen in derselben Strophenform gedichteten dürfe nicht unter Friedrich, sondern müsse noch unter Otto gesetzt werden, und zwar in die Zeit von Walthers zweitem Aufenthalt am Hofe zu Thüringen (oben S. 150). Mit vollem Rechte: es spricht dafür außer dem starken Grunde der Gleichstrophigkeit noch die Erwähnung des Kaisers (also Ottos) 73, 9. so wie der Inhalt des Spruches S. 74. Für die Litteraturgeschichte scheint aus dieser Zeitbestimmung ein willkommener Gewinn zu erwachsen: denn es war demnach wohl im Jahre 1215 als Walther den Tod Reinmars des Alten beklagte. Ein Spruch dieses Inhalts steht B. I. S. 111; einen zweiten, der einer

Lücke wegen unübersetzt geblieben ist, sehe man bei Lachmann S. 82, 24—36. Aus jenem leuchtet ein eben nicht freundliches Verhältniß zwischen beiden Dichtern hervor *); desto ungetrübter ist in letzterem das Lob: „Oweh" klagt Walther, „daß weder Weisheit noch Jugend, noch Schönheit noch Tugend des Mannes weiter erbet, wenn der Leib stirbt! Das mag man jetzt wohl betrauern, wenn man darüber nachsinnt, wie viel guter Kunst mit dir zu Grunde geht. Die Frauen werden dir ewig Dank wissen, daß du täglich ihr Lob sangest; und hättest du nur das Eine gesungen: „So wohl dir, Weib! welch reiner Name!" (Man. Samml. I, 67 a), so hättest du schon damit so für ihren Preis gestritten, daß sie immer für dich zu Gott flehen müßten." Es wird nun keine Schwierigkeit mehr machen, Reinmars Klage um Leopold (ebdas. 68 a) auf Leopold VI. von Oesterreich zu deuten, der am letzten Tage des J. 1194 starb (Lachmann S. 194) statt mit Bodmer (Proben S. XXXII) u. Docen (Museum I, 167. 216) auf den Tod Leopolds VII im J. 1230. Bei letzterer Annahme würde auch Walthers Leben um ein beträchtliches Stück weiter ins XIII. Jahrhundert hineingerückt, als sich sonst möchte darthun lassen. — Am Hofe zu Eisenach gedichtet, drückt der vorliegende Spruch gleichwohl die Sehnsucht aus, die Walthern nach Wien zieht; er ist seit 12—15 Jahren nicht dort gewesen; er erinnert sich an Leopolds Hand die reichlich spendete und nie erschrak, war auch die Gabe noch so groß (vgl. oben S. 133): aber er darf es jetzt nicht wagen sich dahin zu begeben, denn politische Ver-

*) Ein solches würde auch die Strophe Walthers 111, 22, Lachm. beweisen, falls sie wirklich, wie Lachmann S. 208 annimmt, auf ein Wort Reimars Man. Samml. I, 68 b anspielte; aber der Dichter scheint vielmehr, wie Simrock bemerkt, Herrn Heinrich von Morunge (ebdas. I, 55 b) im Sinn zu haben.

hältnisse trennen ihn und den Hof. Leopold hatte ihn seitdem der Papst über Otto den Bann gesprochen, als einen entschiedenen Freund Friedrichs gezeigt. Der Dichter will jedoch Alles thun um sich die alte Gunst von neuem zu gewinnen: es mochte dies eine Rücksicht mehr seyn, die ihn bestimmte endlich von Otto abzulassen. In der That erblicken wir ihn auch nicht gar lange darauf am Ziel seiner Wünsche: er war zu Wien noch ehe Leopold den Kreuzzug antrat, 1217 (s. Anmerk. zu S. 56).

Z. 1. Die Dreizahl der Sorgen erinnert an die drei Wünsche, wie sie in den Mährchen häufig sind, z. B. dem vom armen und reichen Mann, Nr. 87. der Grimmschen Sammlung. Vgl. Reinmar von Zweter Man. Samml. II, 145 b: und het ich drier wünsche gwalt. So auch in einem altniederländischen Volksliede: Hätt' ich nun drei Wünsche, drei Wünsche also edel, so sollte ich mir gehn wünschen drei Rosen auf einem Stiel. Die eine sollte ich pflücken, die andre lassen stehn, die dritte sollte ich schenken der Liebsten die ich habe. — Daher auch die beständige Dreizahl der wunderthätigen Wunschdinge.

Z. 7—10. Gottes Huld, Frauen Minne, der wonnigliche Hof: mit dieser dreifachen Unterscheidung hat Walther selbst seinem Uebersetzer die Eintheilung der Gedichte nach Frauendienst, Gottesdienst und Herrendienst vorgezeichnet.

52. Da Walther gegen Ende des Jahres 1216 am Hofe König Friedrichs war (s. Anm. zu S. 48) und 1217, noch ehe Leopold den Kreuzzug antrat, zu Wien (s. Anm. zu S. 56), so kann sein Aufenthalt beim Herzog von Kärnthen, der mitten zwischen jene beide Data fällt, nur von kurzer Dauer gewesen seyn. — Der Kärnthner dessen Walther hier gedenkt ist Herzog Bernhard, der von 1202 bis 1256 regierte; er war ein

Sohn Ulrichs I. und durch seine Mutter Agnes von Meran eine Tochter Heinrichs von Oesterreich und Witwe König Stephans von Ungern, mit dem babenbergischen Hause verwandt; mit seinem Sohne Ulrich II. erlosch 1269 der Stamm, und Kärnthen kam an Ottokar von Böhmen, den Bruder der Gemahlinn Bernhards, Gerta. Die Geschichte zeigt diesen Bernhard mehrfach in freundlicher Berührung mit Leopold von Oesterreich (er war auch zugegen als 1230 Leopolds aus Welschland heimgebrachte Gebeine in der 1201 von demselben gestifteten Kirche des Klosters Lilienfeld beigesetzt wurden), dagegen in Fehden mit dem andechsischen Hause, welchem 1173 die durch Erlöschen der jüngern kärnthnischen Linie erledigte Markgrafschaft Istrien war verliehen worden; Leopold trat dabei mehrmals als Vermittler auf: vgl. z. B. Ulrichs von Liechtenstein Frauendienst S. 34 fgg. — Der Sinn unsers Spruches ist klar. Bernhard ist böse auf Walther (er zeigt ihm die Wange: vgl. I, 103, 33. 34), weil er glaubt, Letzterer zürne ihm und trage ihm die Schuld unmilder Behandlung zu. Der Herzog hatte ihm nämlich gute d. h. neue Kleider verheißen*), der Kämmerer jedoch alte für gut genug gehalten. Es gab aber für Walther nur Einen Fall, wo er ein getragenes Kleid nehmen mochte: s. W. I, S. 73 vgl. die Anm. S. 202. Frei-

*) Solche als ein Zeichen der größten Milde sind wohl auch oben S. 13 Z. 9 und S. 55 Z. 12 gemeint. Herr Ezzelino da Romano, erzählt die 83. der cento novelle antiche, ließ einmal die Armen weit und breit zu einer großen Kleidervertheilung einladen. Die Vögte zogen ihnen die alten aus und die neuen an. Die Bettler wollten ihre Lumpen mit sich nehmen; aber es half nichts, die wurden auf einen Haufen geworfen und verbrannt. Da fand man darin so viel geschmolzenen Goldes und Silbers, daß es mehr werth war als das ganze Almosen. Die Bettler aber sandte man in Gottes Namen heim.

sich scheint es als habe er sich damit der gemeinlichen Sitte zu etwas überhoben. Denn wenn z. B. bei Festen das jubelnde Volk mit Kleidern beschenkt ward, so waren diese in der Regel doch wenigstens einmal, eben während des Festes getragen worden (z. B. Hornek 398 b. vgl. 636 b); aber noch öfter mußten die Begehrenden sich mit ganz alten begnügen. Herr Gelnar hat es auch kein Hehl, wie sehr ihn danach verlange; er wolle lieber den Herrn um ein getragen Gewand anflehen, als mit zierlichen Minneliedern sich zu den Frauen dringen: viel Dankes seyen ihm angenehmer als ein Kränzlein (Man. Samml. II, 119 a). Ein ungedrucktes Gedicht des Strickers macht von jener Sitte eine schöne geistliche Anwendung: Wie ein Herr, der ein Fest veranstaltet, den Spielleuten sagen läßt, er wolle neue Kleider tragen, sie möchten kommen und die alten nehmen, so wolle er ihnen immer gnädig seyn: so hat auch Christus, der nun in der Herrlichkeit des Himmels wohnt, sich wie alter Kleider seines Weinens und Fastens und Wachens und Betens abgethan, damit wir kommen als Christi Spielleute und sein abgelegtes Gewand an uns nehmen und uns so seiner Gnade würdig machen und dereinst Theil haben mögen an den ewigen Freuden des Himmels.

53. Einige am Hofe des Kärnthners suchten den Dichter, indem sie seinen Sang verkehrten (d. h. demselben eine falsche Deutung unterlegten und ihn wohl gar in dieser Absicht entstellten), um die Gunst ihres Herrn zu bringen. Walther fordert Letztern auf, die Sache selbst näher zu prüfen.

Z. 3. Wie eine Maus der man eine Schelle angebunden hat sich selber verräth, wenn sie nur aus ihrem Loche hervorkommt („die Maus verrath sich zuletz selbs" ist ein altes Sprichwort, Lachmann S. 153), so braucht ein Schmeichler nur sein dienstfertiges „Herr" zu sagen, und man merkt gleich daß es ein Schalk ist der redet. Es ist nämlich im Original

wahrscheinlich zu lesen: des lekers „hâr“ der miuse klane, kumts âz ir klûs. Worte auf diese Art angeführt, sind ganz in Walthers Gebrauch. Vgl. welschen Gast V, 6. (cod. goth. 98 a): der „jâ hêrre“ sprechen kan, der ist nû ein biderbe man. Schon im XIII. Jahrh. wurden solche Lecker kurzweg selbst Jaherrn genannt: s. Reinmar v. Zweter, Man. Samml. II, 147 a. Berthold S. 421 hat ein Verbum jaherren. — Mäuse und Schälke stellt auch Boppe zusammen. Man. Sammlung II, 234 b.

Z. 9. Wahrscheinlich bildlich, wie S. 54. Z. 1. und S. 22. Z. 2.

54. Walther sieht, ohne Schärfe und Gewalt ist bei dem einreißenden Verfall höfischer Zucht und Kunst nicht mehr durchzukommen; zuletzt scheint es ihm aber doch das beste, einen Hof wo es ihm so übel ergeht lieber ganz zu meiden und sich wiederum dahin zu begeben, wo er das Dichten erlernt (und wo wir auch seinen Sang zuerst vernommen haben), nach Oesterreich zu Herzog Leopold.

Z. 5. Stolle scheint der Name des feindseligsten Verkehrers zu seyn. Vielleicht ist es eben jener Stolle, dessen Tod Robin (Meistergesangb. 5 c) neben dem Tode Reinmars, Walthers, Nitharts und Bruder Wernhers beklagt und ihn einen Bock mit Sange nennt, was doch wohl seine Muth- und Böswilligkeit bezeichnen soll. Auf den Meister Stolle, von dem das Meistergesangbuch zahlreiche Sprüche enthält (zum Theil dieselben welche die manessische Sammlung dem Hardegger giebt) paßt eine solche Benennung nicht; doch wird Letzterer es seyn, den die Tradition der Meisterschule unter den zwölf alten Meistern aufführt.

55. Vgl oben S. 131. die Anmerkung zu S. 11.

Z. 10. lies: es sinken meine Wände. Ein ähnliches Gleichniß führt, wahrscheinlich in Beziehung auf Friedrichs des

Streitbaren gebrochene Macht; Bruder Wernher aus, Man. Samml. II, 161 a. Swer die siule ûz nemen wil, des daches blibet da niht vil: swer selbe ist ein beste wiht, der hât sîner vorvarn ädel niht, welsch. Gast IV, 2. 71 b.

56. Walther hat das S. 54. angekündigte Vorhaben ausgeführt: er befindet sich, nun zum dritten Male, am Hofe zu Wien, und zwar längere Zeit hindurch. Denn aus dem Spruch S. 57 ist doch wohl ziemlich sicher abzunehmen, daß der Dichter dort gewesen sey, noch ehe Leopold 1217 seinen Kreuzzug antrat (was Lachmann S. 196 bezweifelt), also bereits in der ersten Hälfte des Jahres 1217. Und eben da befindet er sich noch bei Leopolds Rückkehr 1219. — Außer seinen übrigen gepriesenen Eigenschaften empfahl diesen Fürsten bei seinen Zeitgenossen auch ein thätiger Glaubenseifer. Aus einer Stelle des welschen Gastes (IX, 3. cod. goth. 176 a) lernen wir, daß er bereits ein Jahrzehend vor Konrad von Marburg, mit dem man die Geschichte der Ketzerverfolgungen in Deuschland zu beginnen pflegt, die Ketzer sieden ließ; es heißt da mit einem grausamen Spaß: Lamparten wære sælden riche, heten si den hêrrn von Osterrîche, der die ketzær sieden kan. er vant ein schœn geriht dar an: ern wil niht daz der vâlant zebreche sîne zend zehant, swenn er si ezz: dâ von heizt er si sieden unde brâten sêr. So war es ihm eben gelegen, daß er 1212 als er dem Könige Alfons von Arragonien gegen die Mauren zur Hülfe zog, auf der Durchreise durch Frankreich auch die Albigenser konnte bekriegen helfen. Sein eigentlicher Kreuzzug aber (schon 1208 hatte er sammt vielen Edeln seines Landes zu Kloster-Neuburg das Kreuz genommen) fällt in die Jahre 1217 bis 1219. Eine ansehnliche Ritterschaft, aus Oesterreich und den Nachbarlanden, schloß sich ihm an; König Andreas von Ungern war Genosse der Unternehmung. Gegen Ende des Monats August brachen sie

von Spanien auf und schifften nach Ptolemais. Als aber Andreas schon im Winter ihn verließ, begab Leopold sich nach Aegypten und theilte die mühselige Belagerung von Damiata. Er war es besonders, der die endliche Uebergabe der Stadt vorbereitete; aber noch ehe dieselbe erfolgte, trat er, 1. Mai 1219, die Rückreise an. Ohne Zweifel ist es diese zweite größere Gottesfahrt, welche der Dichter meint; daß Leopold schon lange vorher darauf sparte (S. 57), erzählt auch der Bruder Wernher, Man. Sammi. II, 164 b. Der vorliegende Spruch aber ist, wie Z. 3 zeigt, gedichtet, als sich Leopold zwar schon auf der Heimkehr befand (er machte sie durch Ungern und Steyermark; am 22. Juli war er in Lilienfeld), aber noch nicht in Wien selbst eingetroffen war.

Z. 4. Beim Einzuge siegreicher Helden pflegte man die Glocken zu läuten und ihnen mit Gesange Kreuz und Heilthum entgegen zu tragen: vergl. Kaiserchr. Heidelb. Handschr. 31 c. 43 b. 76 c. Graf Rudolf B, 14 (wo erlaute zu lesen). Titurel XXX, 8. Justingers Berner Chronik S. 285.

56. Walther zählt die Fürsten auf, deren Gunst ihn vor der Noth bewahre, weit und breit nach Herberge das Land durchstreichen zu müssen. Einen darunter kennen wir bereits durch vielfaches Lob unsers Dichters, Leopold VII: er nennt ihn (Z. 4) seinen höfischen Trost *), wie er zum Abschiede vom Kärnthner Hofe gesungen hatte: „Findt ich an Leupold höfschen Trost, so ist mein Muth erschwollen" (S. 54 Z. 10). Der Oheim (vater) Leopolds ferner kann nur Herzog Heinrich sein (denn einen andern Vatersbruder hatte Leopold nicht) der mit Wonnen zu Mydlick saß; er starb 46 Jahr alt 1223 mit

*) Welcher provenzalische Dichter ist es der seinem Schutzherrn den altgaurischen Namen cortes consorts gibt?

Hinterlaſſung eines gleichnamigen Sohnes. Der biedere Patriarch endlich iſt Berthold *) aus dem Geſchlechte der Grafen von Andechs, alſo aus einer mit Bernhard von Kärnthen verfeindeten-Familie (ſ. ob. S. 162, Bruder jenes Biſchofs Eckbert von Bamberg u. Heinrichs Markgrafen v. Iſtrien, die beide der Theilnahme an Philipps Ermordung verdächtig waren (auf Eckberts Schloſſe Altenburg war die That verübt worden), früher Erzbiſchof von Kolocſa, ſeit 1218 Patriarch von Aquileja. Nach einem langen Leben von mehr als 70 Jahren und vielfacher Thätigkeit in politiſchen Angelegenheiten (als Anhänger des Kaiſers war er von Gregorius IX gebannt worden) ſtarb er im Mai 1251; mit ihm erloſch ſein Geſchlecht. Aus alle dem ergeben ſich als die Grenzen, zwiſchen denen Walther ſeinen Spruch gedichtet, die Jahre von 1218 bis 1223 (Uhland S. 83 fg.), oder noch genauer 1219—1223: denn 1218 war Leopold noch nicht wieder daheim.

Z. 7. Lob, Löbelein: vgl. Th. I. S. 196. die Anmerkung zu 50, 6.

Z. 8. Der milde Welf, mit dem Leopolds Oheim hier verglichen wird, iſt (wie Lachmann S. 158 bemerkt) Welf VI. von Bayern, Herzog von Spoleto, Markgraf von Toscana. 1169 gab er nach dem Tode ſeines einzigen Sohnes Welf ſeine italiſchen Güter an Friedrich I., ſeine bairiſchen und ſchwäbiſchen an Heinrich den Löwen, den Sohn ſeines Bruders Heinrichs des Stolzen, führte zwanzig Jahre hindurch zu Memmingen ein eher ſchwelgeriſches als mildes Leben, und ſtarb, bekehrt und reuig, 1191 ſeines Alters im 76ſten Jahre **). Er

*) An ſeinen Vorgänger Volker, unter dem das Patriarchat übel beſtellt und zerrüttet war, iſt nicht wohl zu denken.

**) In demſelben Jahre war nach Friedrichs I. Tode deſſen Sohn Heinrich VI. zum Kaiſer gekrönt worden. „Als er über die Alpen

soll Anlaß zu dem Parteynamen der Welfen gegeben haben. Seiner Milde gedenkt außer Walther auch der Tannhäuser, Man. Samml. II, 64 a.

59. Sinn und Veranlassung dieses Spruches deute ich mir folgendermaßen aus. Herzog Leopold begab sich einmal in den Wald um Holz reuten zu lassen, während das Hofgesinde auf dem Felde davor zurückblieb. Er wünschte, Walther möchte ihn begleiten, und sprach zu ihm: „Du solltest lieber in den Wald fahren als hier beim Gesinde sitzen.“ Nun war das zufällig ein Ausdruck, womit man Jemanden in den Wald zu verwünschen pflegte, daß er dort als Waldschrate oder Holzweib hausete. Walther, dessen Sinn eben nicht nach dem Walde stand, nahm der Doppeldeutigkeit wahr und legte den Wunsch des Herzogs als eine Verwünschung aus; so lehnte er jenen von sich ab. Gefällt es dem Herzog im Walde so wohl, so gehe er hin und habe seine Lust; lasse er aber auch den Dichter wo es dem gefällt: dann ist beiden geholfen. — In der Uebersetzung konnte die Auslegung des Wunsches als Verwünschung nicht so heraustreten wie im Original, wo das Wortspiel in den verschiedenen von wünschen regierten Declinationsfällen beruht. — Jene Verwünschung in den Wald (von hove zé holze) belegt eine Stelle der Exeseentia: der Marschall schilt Exeseentien eine Hexe (Unholde); sie sollte billiger dâ ze holze varn dan die megede hie (bei Hofe) bewarn: Kaiserchr. 73 d. Exese. Kol. 602 fgg. Dagegen werden mit einem ähnlichen Ausdrucke im welschen Gast nur Hofleute und Bauern unterschieden: swer niht enmerket daz er sîht, er enbezzert sich dâ von niht: im möhte sin als mære daz er dâ ze holze wære

---

hereinkam, begegnete ihm die Leiche des letzten Welf auf dem Wege in das Kloster Steingaden“: Pfister, Gesch. v. Schwaben II, 261.

sô dâ ze hove (I, 2. 19 b). Die alliterierende Zusammenstellung von holz und hof mußte Walther aufgeben, da ze holze und ze hove diesmal einerlei war. — Z. 10. Statt hinaus hieße es besser von dann.

60. Schon 1215 hatte Friedrich das Kreuz genommen; ernstliche Anstalten sein Vorhaben auszuführen machte er seit 1219; und als er 1220 sich nach Italien begab, war nächst der Kaiserkrönung (sie erfolgte am 22. November) die endliche Lösung des alten Gelübdes sein Hauptzweck; noch ehe er Deutschland verließ, hatte er auf einem Reichstage zu Frankfurt die Fürsten und die Herren niederen Standes genöthigt sich mit dem Kreuze zu bezeichnen. Da der vorliegende Spruch ihn noch König nennt, so ist derselbe grade als Friedrich Deutschland verließ gedichtet: Uhland S. 137. Anm.

Z. 3. Trani (im Original Träne) am adriatischen Meere in der Nähe des altberühmten Ueberfahrtortes Bari; König Friedrich hatte dort einen Pallast und Hafen gebaut: v. d. Hagen S. 172.

61. Oben S. 119 wird dieser Spruch in die Zeit von Walthers Aufenthalt am Kärnthner Hofe gesetzt. Ich kann mich von der Richtigkeit dieser Annahme nicht überzeugen, und glaube vielmehr daß hier in der Nähe andrer zu Wien verfaßter Gedichte auch das vorliegende seine gebührende Stelle einnehme. Denn die am Schluß zu Leopold gesprochenen Worte sind offenbar an einen Gegenwärtigen gerichtet; anders war die Berufung und Vertröstung auf diesen Fürsten S. 54. Unhöfische Störer des Gesanges werden am österreichischen Hofe nicht minder gewesen seyn als an dem des Herzogs von Kärnthen.

62. Unter den wenigen Liedern, welche das Buch vom Herrendienst enthält, das erste; es beginnt eine sehr paßlich an dieser Stelle eingeschaltete Reihe von Gedichten ethischen Inhalts. Sie rügen das Ueberhandnehmen gaukterischer Treu-

losigkeit und Lügenhaftigkeit; schelten die ehrlose Gesinnung die Reichthum und Thorheit höher schätzt als Adel und Weisheit; beklagen den Verfall der Milde, den Untergang des höfischen Sanges den jener mit sich führt, den Verlust an Ehre den die Fürsten auf diese Art erleiden, den Tod der Freude der mit alle dem für die Fürsten sowohl als für die Sänger verbunden ist. — Wenn Uhland S. 99 dies Rügelied Walthers über das Emporkommen unhöfisches Gesanges, der den höfischen und die Freude daran gänzlich verdränge, als eine persönlich gegen Nithart und dessen ländliche Poesien gerichtete Klage versteht, so thut er damit gewiß beiden Dichtern Unrecht: mag auch Nitharts Dichtweise zum Theil auf dem Volksgesange basiert seyn, so ist sie selbst darum nicht minder höfisch; Walther hätte nicht ohne die größte Ungerechtigkeit behaupten können, dieser Unfug gehöre unter die Bauern, da komme er auch her (S. 63, 39. 40). Zudem ist eben so wenig zu beweisen daß Walther nach Leopolds Tode (1230) noch zu Wien gewesen sey, als daß Nithart sich schon vor dieser Zeit aus Bayern dahin begeben habe; sang aber Walther das Rügelied gegen ihn ohne an Einem Hofe mit ihm zu leben, so bedurfte es nothwendig einer näheren namentlichen Bezeichnung. Ich habe mich darüber in meiner Lebensbeschreibung Nitharts (in v. d. Hagens Samml. v. Minnesingern Bd. V) weitläuftiger ausgelassen. Es ist eben nur eine allgemeine Klage über den „Verfall des Gesanges", und wenn von Bauern geredet wird, so soll damit nur der Gegensatz gegen die höfische Kunst stärker ausgedrückt werden.

Z. 7. „Es muß nun einmal seyn," ein vielgebrauchter fatalistischer Spruch: vgl. Nibel. 620, 3. 723, 2. 1482, 1. 1871, 3. 2273, 1. Den Bösen diente er oft um die Schuld der Sünde von sich abzuwälzen: gegen diesen Mißbrauch eifert Reinmar v. Zweter Man. Samml. II, 134 a b.

Z. 21—24. Es gab ein Sprichwort (Freydank 1559 fg.) „Das ist geharfet in der Mühle" d. h. umsonst gesagt, Niemand hört mich. Walther braucht es weniger bildlich und mehr im eigentlichen Wortverstande; eben wie Nithart: swaz ich ir gesinge, deist geherpfet in der mül (Beneckes Beiträge II, 366). Vgl. Fribergs Tristan 2188 fgg.

Z. 29—32. Von den Fröschen im See, welche die Nachtigall am Singen hindern, giebt es eine eigene ungedruckte Fabel des Strickers (Würzburger Handschrift).

64. Der Ton ist derselbe wie S. 39; woraus für unsern Spruch Zeit und Ort der Abfassung geschlossen werden kann.

65. Womit vergleicht hier der Dichter die nirgend Stand haltende Unzuverlässigkeit? Mit dem Schachspiel? Dann würde Z. 3. 4. bedeuten: nun machen es die Könige so, als wenn die im Spiele nicht um ein Feld weiter rücken, sondern (wie die Springer) quer im Bogen ausweichen wollten. Oder (und dies ist mir wahrscheinlicher) mit einer rollenden Kugel? Es mag ein Spiel mit Bällen auf der Eisbahn gegeben haben. Vgl. I, 154. 155. Anm. S. 223 fg. Winsbeke Man. Samml. II, 255 a und besonders die Winsbekin ebendf. 260 a: diu liebe sol von herzen komen und haben mit staeter triuwe pfliht ûf alle vlust und ûf gewin: die ander liebe slipfic aint alsam ein ts dâ her dâ hin. — Aber was veranlaßte Walther zu diesem Spruche? Daß derselbe sich nicht auf Friedrich beziehe, scheint der Inhalt zu beweisen; auf Otto paßt der Ausdruck „Könige" Z. 3. nicht: deshalb wird man ihn mit den gleichstrophigen auf Philipp bezüglichen zusammenstellen müssen: s. S. 115. 118. Der am ersten Orte ausgesprochene Zweifel, ob Walther überhaupt der Verfasser der vorliegenden und der übrigen gleichgebauten Strophen sey, scheint mir nicht hinlänglich begründet.

66. Vgl. Man. Samml. II, 229 b. — Z. 3. „Meine

Klage hat's ermuntert": auch dies (vgl. oben S. 134. zu S. 14) ist schwerlich eine bloß gelegentliche Phrase; vielmehr beruht die Personification wohl auf einer uralten Glaubenslehre. So sprechen die altdeutschen Dichter unzählich oft vom wachenden und vom schlafenden Glück und noch spätе Rechtsurkunden von wachendem Unglück, wachendem Schaden (J. Grimms Rechtsalterth. S. 5), erwecktem Kummer (Gülcher Landrecht v. 1537 bei Lacomblet I, 1, 112): vröude diu ist erwachet Man. Samml. II, 99 a. ez het in freude erwecket Parzin. 652, 4. frouwe Milte erwachet Docens Misc. II, 180. min sorge slâfet sô din sælde wachet Wolfr. Titurel 31. ir sorge entslief Tit. VII, 59. sô slâfet dienest und ir hant, der swert ê was vil maneger Frauenlob Man. Samml. II, 217 b. und Walther selbst: „geh schlafen, hoher Muth!" unten S. 75. Z. 4. Vgl. Eurip. fragm. Ipsus I. Munge. Pind. olymp. VIII, 74. pyth. IX, 104. isthm. III, 40. VI, 17. — Z. 8. Beziehung auf die bekannte Fabel vom Menschen und Waldmann: Aesop. Koraĕ CXXVI. Avian. XXIX. Stricker altd. Wäld. III, 225 fgg. Bonerius XCI. — Z. 11. Schwalbenzagel bedeutet in der Blumensprache (s. Th. I, S. 188) s. v. a. Schwalbenschwanz. So wie man dem argen Treiben eines solchen Doppelzüngigen auf die Spur kommt, so wendet er die Hand nach Gaunlersart (S. 67) und zeigt etwas ganz Unschuldiges und Gleichgültiges. Oder ist Wilh. Grimms Erklärung (in der angeführten Recens. S. 2022) vorzuziehen? „So hebt das Ungeheuer die Hand, kehrt sie aufwärts und macht einen Schwalbenschwanz d. h. der Böse schwört daß er nichts Böses im Schilde führe. In der Volkssprache heißt nämlich, noch jetzt einen Schwalbenschwanz machen s. v. a. die beiden Finger ausstrecken, einen Eid ablegen."

67, 11—13. Bist du noch länger so treulos, so mag ich nicht mehr in deinem Hause an deinem Herde sitzen und die

das Feuer anblasen helfen: denn du bläsest so stark und so hinterlistig, daß mir die Asche in die Augen stiebt.

69, zweites Gesetz. Seyd ihr auf einen guten Ruf bedacht, so laßt eure Zuneigung nicht erkaufen; denn Käuflichkeit führt immer Schande mit sich; und habt ihr euch gar von einem Unerkenntlichen gewinnen lassen, so habt ihr den Schaden zur Schande: eure Ehre geht darüber verloren, und eure Hoffnung betrügt euch.

70, 5. Den Wunsch daß die Bösen irgendwie ein Mahl trügen, woran man sie erkennen möchte (wie Kain ein solches trug) haben die Dichter des Mittelalters öfter ausgesprochen. So Bernart von Ventadour, ein Provenzale (Raynouard III. 46. Diez Leben u. Werke d. Troubad. S. 49):

O Himmel, scheide sich doch aus
Treulieb' von falscher Buhlerey!
Aber Arglist über und Schmeicheley,
Dem wüchs ein Horn zur Stirn hinaus!

Und der Meißner (Meistergesangb. 34 b.): „Ich wollte daß den Augen vorn an der Nase eine Schelle hinge, die hell erklänge, daß man sie darum erkennte!" In ähnlicher Weise bedauert Walther von Metz, daß die Vögel Allen ohne Unterschied singen; er wünscht, sie möchten die Leute besser scheiden: so wüßte man, wem die Nachtigall singe, daß der tugendhaft, und wem der Kuckuck oder ein Stieglitz, daß der untugendhaft wäre (Man. Gammi. I, 166 a).

Z. 9. In einer ungedruckten Predigt d. XIV. Jahrh.: „Das vierte Stück des Glaubens ist, daß er fest sey, in gleicher Weise als ein Stein, der nimmer weichet: denn Gold läßt sich biegen, Eisen läßt sich biegen; aber ein Stein läßt sich eher ganz zerbrechen, denn er sich lasse biegen."

Z. 10. „Grad wie ein Pfeilschaft", ein bei den altdeutschen Dichtern öfter vorkommendes sprichwörtliches Gleichniß.

Vgl. Lachmann 15, 33. Dietrichs Wilhelm 104 c. Wolfenb. Handschrift.

71, 7. Ein schönes Abendroth verheißt für den folgenden Tag gutes Wetter: ähnlich ist es mit dem Lachen eines wahnhaften Freundes. Aber das wolkenlose Lachen eines Treulosen führt scharfen Hagel hinter sich (oben S. 66, Z. 10).

Z. 10. Reinmar von Zweter hat diese Worte mißlich verkehrt: „Hört' ich noch ein süßes Ja von ihrem Munde, das sie lieblich sprechen könnte, die Reine Süße Wohlgethane, das hätt' ich lieber denn ein wahres Nein: das Wort ist härter denn ein Stein; wo's oft erklingt, da wird man Freuden ohne" Man. Samml. II, 143 a. Vgl. oben S. 69. Z. 4. Am Landgrafen Ludwig von Thüringen wird es gerühmt, daß seine Rede gewesen sey Ja und Nein (est, est non: s. Anm. zu S. 85), und ebenso wird es Bertran von Born gemeint haben, wenn er Richarden von England den Namen Oc e no beilegte (Raynouard III, 145 u. a.).

72, 3. Im Original: erlamen müezen im diu bein, als ers zem râte biege d. h. wenn er mit dienstlichem Neigen und Verbeugen seinem Herrn einen Rath giebt, im Gegensatze zu den Vornehmeren die dabei sitzen Z. 4. Vgl. daz arme reht daz ist iedoch sô kriege, ê daz ez sîniu müeden bein gebiege, ez machet ê vil offenbære swaz unreht her gerüenet hât Man. Samml. II, 146 a.

Z. 10. Eh das Lob unscheinbar und häßlich wird wie eine abgescheuerte Wand.

73. Dieser und der folgende Spruch sind bei Walthers zweitem Aufenthalt am thüringischen Hofe gedichtet: s. oben S. 159. die Anm. zu S. 51. — Der Dichter kommt hier wieder auf die drei Dinge zurück, von denen er schon in dem ersten Spruche dieser Sammlung gehandelt hatte: Gut, Ehre und Gottes Huld; das sind drei gute und heilsame Räthe.

Ihnen gegenüber stehn drei arge und böse: Schade, Schande und Sünde (vgl. Liederf. II, 547). Wer solche Räthe giebt, der ist böse; wer solche Worte spricht, hat ein verderbtes Herz; so arge Rede kann nur aus einem unreinen Quell entspringen. — Die Art wie Walther beiderlei Räthe einander entgegensetzt, daß die guten zur linken, die bösen zur rechten Hand stehn, hat sowohl in einem durch alle Zeiten und über alle Welt verbreiteten heidnischen Glauben als auch in Gleichnissen der heiligen Schrift ihren Ursprung und ihre Erklärung; vgl. F. W. V. Schmidt, Balladen und Romanzen S. 101.

74. Klage, daß Leute von niedrer Geburt, denen weder ihre Erziehung noch ihre frühern Lebensverhältnisse Gelegenheit gewähren konnten, sich zur Leitung der Staatsgeschäfte zu bilden und zu befähigen, dennoch jetzt zu hohen Ehren gelangen und diejenigen aus dem Rathe der Fürsten verdrängen, die durch ihre Geburt dazu berufen sind. Ich wüßte diese Beschwerde nur auf Otto zu deuten, an dem es seine Gegner rügten, daß er auf Stand und Rang niemals Rücksicht nehme, die Fürsten ohne Unterschied mit Worten und Werken beleidige, die höchsten Geistlichen Mönche, die edelsten Frauen Weiber nenne (vgl. oben S. 152.): bei solcher Gesinnung mag er auch in der Wahl seiner Rathgeber den Stolz der Großen oft genug verletzt haben. Dann würde auch dies Gedicht zu denjenigen gehören, die Walthers Uebergang von der welfischen zur hohenstaufischen Partey bezeichnen: vgl. oben S. 154.

75. Reichthum gilt jetzo mehr als Ehre: die Frauen setzen ihn über die höfische Zucht, die Fürsten in ihrem Rathe über die Weisheit: damit ist der Inhalt des zunächst folgenden Spruches schon theilweise angedeutet.

V. 1. 2. Walthers Länderkenntniß hat hier schon weitere Grenzen als in dem Liede Th. I. S. 32, wo sie zwischen Elbe, Rhein und Ungerland beschränkt ist: in unserm Spruche reicht

sie nördlich bis zur nordalbingischen Treue, südlich bis zum Westlich bis zur Seine. Wie gelangte Walther nach der Seine? Geschah es 1198 als Philipp und Philipp August ein Schutz- und Trutzbündniß schlossen? oder war er bei der Gesandtschaft, die Otto im J. 1213 an den König von Frankreich schickte, um Paris, Orleans und Chartres, die ihm dieser einst im Scherz versprochen, im Ernst einzufordern? Auch scheint es auf eine Ueberlieferung von einem Aufenthalte Walthers am Pariser Hofe zu deuten, wenn der Verfasser des Wartburgen Krieges ihn die Milde des Königs von Frankreich preisen läßt (Man. Samml. II, 1 a. b b). Bis zur Treue mochte er bei Gelegenheit der Fehden gekommen seyn, die Otto gegen seinen Schwager Waldemar II. von Dännemark führte, seitdem dieser 1214 sich mit Friedrich befreundet hatte.

76. Nach einem Anfange welcher dem der Strophe S. 66 ähnlich ist, faßt Walther in einer dreimal dreifachen Zusammenstellung die einzelnen Schelten der vorhergehenden Sprüche in Eine große Rüge zusammen: sey ein Mann auch thöricht, sey er noch jung (Walther konnte beide Begriffe in dem Ausdrucke tump vereinigen), wenn er nur reich ist, so ist alle Ehre seine: so haben nun Jugend und Thorheit im Geleite des Reichthums Weisheit, Adel und Alter von ihren Stühlen vertrieben; der Adel ist beschimpft: drum hinkt das Recht; dem Alter wird keine Ehre mehr erwiesen: drum trauert die Zucht; gegen die Weisheit giebt es keine Bescheidenheit mehr: darum flieht die Scham. — Der ungenannte Verfasser eines zwischen 1220 und 1247 in Oesterreich geschriebenen großen Klagegedichtes (Wiener Handschrift) hat dies Gleichniß Walthers mit einigen Abändrungen wieder aufgenommen *). Ich klage des Hofes Laster, sagt der Dichter: der ist stärker gehöhnet, als er jemals

*) Vielleicht ist ihm Walthers Spruch (vgl. dessen Schlußvers) überhaupt der Anlaß zu seinem ganzen Gedicht gewesen.

wird verwinden können. Vier Stühle prangten vor Zeiten bei Hofe: davon ist nur noch einer da, das schadet dem Hofe sehr, er wird nie wieder zu den alten Ehren gelangen. Auf dem einen saßen die Alten, die ihre Treue, ihre Ehre, ihr Lob bewahrt hatten: jetzt begehrt ihrer niemand mehr; auf dem andern die Weisen, junge sowohl als alte, wenn sie nur rechter Weisheit walteten: die sind nun gar vergessen; auf dem dritten die Wohlgeborenen: aber jetzt sey einer von der edelsten Geburt, ist er arm dabei, so darf er sich bei Hofe nicht sehen lassen. So ist es auch mit den Weisen und Alten: nur wer reich ist an Gute, hat noch Zutritt. Denn der Stuhl der Reichen ist da geblieben, er allein. Davon kommt es daß der Hof von Tage zu Tage unseliger wird. — Adel, Alter, Weisheit und Thorheit sitzen auf Stühlen, den Zeichen der Herrschaft und des Richteramtes; eine auch sonst vorkommende Personification. So im Leben der h. Martina das Gestühle des Mayen und der Habsucht (Diutisca II, 132. 138); in der Klage 264: „Dem Jammer ward zum Lohne der höchste Stuhl gesetzet;" u. a. m. Vgl. den Stuhl der Scham bei Aeschylus VII. c. Theb. 409. Eine andere Stelle der Klage: „Wohl war des Landes Ehre neben dem Stuhl niedergesessen" (1863) vergleicht sich näher den Worten Walthers I, 118, 1. 2; s. die Anm. Th. I, S. 215.

77. Dieser Spruch steht durch seinen Inhalt mit mehreren gleichgemessenen, welche der erste Band enthält, in der nächsten Beziehung und Verwandtschaft: einerseits mit den dreyen S. 143—145. die das Verhältniß zwischen Gut und Weisheit erörtern, andrerseits mit der Klage über den Verfall der höfischen Zucht S. 93. Ein Lied Heinrichs von Rugge, das unserm Spruche sehr ähnlich ist, findet man Minn. Samml. I, 100 a: Es nahet das Ende der Welt, die Menschheit ist unter sich verfallen und hat sich ganz von Freuden geschieden: freuen sich zween, so spotten ihrer viere; alles trachtet nur nach Reichthum.

78, 1—3. Walther meint Nebucad Nezars Traum von dem Bilde aus Gold, Silber, Erz, Eisen und Thon: Daniel Cap. II. Nach ihm sind noch öfter Sprüche über diesen Gegenstand gedichtet worden. — Z. 13. In einem Spruche Konrads von Würzburg heißt es: Es giebt einen Bastard von Wolf und Fuchs, der pflanzt seine Art nicht fort. Weh, daß der Ungetreue nicht eben so unfruchtbar ist! Wo Mann und Weib in Schanden leben und ihr Kind in ihre Fußstapfen tritt: da wollte ich daß mit dem das Geschlecht ausstürbe (Mart. Samml. II, 206 a).

79. Hiemit werden wir von der ethischen Rüge wieder auf das Gebiet der politischen hinübergeführt. Wann dieser Spruch gedichtet sey, läßt sich, da nichts darin ein bestimmtes Ereigniß andeutet und keine Handschrift einen andern gleichgebauten gewährt, nicht festsetzen. Es ist eine Klage die Walther zu jeder Zeit erheben konnte, ohne damit der Erste oder der Letzte zu seyn.

Z. 6. 7. Da thaten die Jungen, wie die Alten es riethen: jetzt wollen die Jungen selbst beides, rathen und thun (sô wænent topfknaben wislichen tuon Mar. Samml. I, 80 b); damals galt noch strenges Recht: jetzt sind günstige Urtheile zu kaufen (vgl. den Spruch bei Lachmann 107, 3—9). Zu dem Vordersatze Z. 7. läßt Walther den Nachsatz fehlen, wie das schon oben einmal vorkam S. 64, Z. 15: das hieß dort eine entzweigegangene Rede; hier nennt es der Dichter (ich halte mich näher an die Worte des Originals) ein Gleichniß (bîspel) das nun dunkel und schwer zu verstehen (ze merkenne blint) sey. Blind hat hier also passivische Bedeutung, wie öfter im Mittelhochdeutschen. So auch in der Terminologie der Meistersinger, wenn sie unverständliche Worte und Sätze blinde Worte und Meinungen nannten; und noch bei uns, wenn wir von blindem Glase sprechen. Vgl. das lat. caecus.

Wir nähern uns nun der letzten unter den vier Perioden, in welche Walthers Dienstgedichte zerfallen. Mag ihm gegen das Ende seines Lebens der Quell der Poesie sparsamer geflossen seyn, oder mag für uns über seine spätern Gedichte derselbe Unstern gewaltet haben wie über so manche frühern, deren einstmalige Existenz wir theils wissen (z. B. des Liedes „Guten Tag, Böse und Gut“: s. oben S. 136) theils sicher vermuthen können (z. B. einiger Gedichte über Philipps Tod und den Uebertritt Walthers zu Otto: s. oben S. 139.): genug, wie schon die vorige Periode nicht gar reich an politischen Gedichten war, so auch die vierte und letzte, ohne daß wir annehmen dürften, dieser Mangel werde durch einen desto reichern Vorrath an Minneliedern ersetzt: denn so viel sich auf einem Gebiete, wo wir aller chronologischen Wegweiser entbehren, noch erkennen läßt, gehört wie die schönere so auch die größere Hälfte von Walthers Minnegesang in den Sommertheil seines Lebens. Es sind jedoch wichtigere politische Ereignisse als während der dritten, die ihm während der vierten Periode Anlaß zum Dichten geben, und eines ist größer als er es je in reiferen Jahren erlebt hatte, der Kreuzzug Kaiser Friedrichs.

Vierte Periode.

81. Der letzte an Friedrich II. gerichtete Spruch, den wir lasen, gehörte in die Zeit als Jener noch König war, sich jedoch eben nach Italien begab um die kaiserliche Krönung zu empfangen, im J. 1220 (S. 60. f. die Anm. S. 169). Der vorliegende nennt ihn Kaiser, ist also nach dem 22. November 1220 verfaßt.

Z. 4. Von diesem Kerzengeschenk haben wir bereits oben S. 140 fg. in der Anmerkung zu S. 20 gesprochen. Wir bemerken hier nur noch daß es uns überhaupt poetischer, besonders aber mehr zu Walthers Eigenthümlichkeit passend erscheint,

wenn es eine wirkliche Kerze ist, von der er mit bildlicher Rede weiter sagt, sie habe den Neidern die Brauen versengt und die Augen geblendet, als wenn schon die Kerze selbst nur ein bildlicher Ausdruck ist.

Z. 7. D. h. sie haben die Augen erbost von mir abgewendet. Man denke sich die von Jagd und Krieg und ritterlichen Uebungen gebräunten Gesichter, und die lebhafte Anschaulichkeit dieses mit Einem Zuge hingeworfenen Bildes wird überraschen.

92. Aber wo sang Walther den vorigen, wo diesen und den folgenden Spruch? Ich glaube, am Hofe des jungen Königs Heinrich. Es kommt lediglich darauf an, wie man die siebente Zeile des vorliegenden erklärt. Im Originale steht edelr küneges rât. Lachmann S. 195, v. d. Hagen S. 171. und der Uebersetzer verstehn diese Worte als eine Anrede an den Erzbischof Engelbert von Köln, den Pfleger Heinrichs. Ich zweifle jedoch daß rât im Sinne von râtgebe früher vorkomme als in der vom alten Wege schon vielfach ablenkenden Sprache der Rechtsbücher des XIV. Jahrhunderts. Vielmehr glaube ich daß edelr küneges rât in der Weise einer namentlich von Wolfram viel gebrauchten Figur so viel bedeute als: edler König mit deinem Rathe. Und dieser König könnte in einem Tone, der Friedrich den II. Kaiser nennt und die Ermordung Engelberts von Köln beklagt, kein andrer seyn als Heinrich, der Sohn des Kaisers, zum Könige erwählt am 26. April 1220 und von jenem Erzbischof am 8 Mai 1222 zu Aachen gekrönt. Walther mußte nothwendig mit ihm in Berührung kommen, ja es versteht sich daß er auch an seinem Hofe lebte, da eben jener Engelbert von Friedrich zum Rath und Pfleger des jungen Königs bestellt war. Die weitern Schicksale des Letztern, seit er 1232 sich mit seinem Vater zu entzweien anfieng, sind bekannt. Ihn also bittet Walther: „Steh mir nun, da ich

nicht mehr weiß aus welchem Tone ich singen soll, mit bonem Rathe bei, edler König, und hilf mir einen neuen erfinden, das mit wir wie sonst ein tadelfreies Lied zu Stande bringen (zesamene bringen)"; auch dies spricht für unsre Annahme; der Erzbischof Engelbert wird schwerlich jemals mit unserm Dichter einer solchen Gemeinschaft gepflogen haben. Folgt übrigens aus diesen Schlußworten, daß der vorliegende Spruch selbst der erste in dem neuen Tone sey?

Z. 2. Es ist wohl nicht zu zweifeln, daß Walther hier Ausdrücke der Fechtkunst (Quarte, Prime und Terze) auf die Dichtkunst übertrage: vgl. 53, 9. 54, 1.; nu heb ich hie mit schirmesslegen Wartbkr. Man. Samml. II, 1 a; vielleicht sind die Worte „Mir ist mein Singen mitten durch geschlagen" (oben Th. I. S. 101. Z. 2) eben so zu verstehn. Aber welche verschiedne Arten des Fangs bezeichnen die verschiedenen Ausdrücke? Auch die Tabulatur der Meistersinger hat die Gegensätze Hoch und Niedrig, aber bloß in musicalischer Beziehung, auf hohe und tiefe Noten; Walther scheint einen Unterschied des Inhaltes und der Form zu meinen, dreierlei Grade der poetischen Erhebung, von der gewöhnlichen Rede bis zur hochschwebenden *). Hat er diese Abstufung auch Th. I. S. 36. Z. 4. im Sinn, wenn er den Minnesang höhen sanc nennt? Der Gegensatz von kurzem und langem Sange (Lachm. 18, 12; auch im walschen Gast ebdas. 156, 58 u. bei Frauenlob Mise. II, 280) scheint ein ganz andrer zu seyn; vielleicht soll er nur

*) „Er hatte den Ruhm, daß er alle Schreibarten in seiner Gewalt hatte. Er erhob sich, blieb in dem Mittel, oder stieg mit Anständigkeit hinunter, wie es die Sache erforderte. Denn er brauchte die Poesie nicht zu Liebesklagen allein: er lobete, er tadelte, er lehrte. Er lobete erhaben, er tadelte fein, er lehrte moralisch". Bodmer, Proben d. alten schwäbischen Poesie S. XXXIV.

den Unterschied kürzer und langer Zeilen ausdrücken: z. B. die beiden ersten Sprüche dieses Theiles wären kurze, der dritte und vierte dagegen lange Gesänge.

83. Als Friedrich 1220 seinen Römerzug antrat, bestellte er den Erzbischof von Köln, Engelbert Grafen von Berg, zum Reichsverweser und Pfleger seines Sohnes, des neugewählten Königs Heinrich. Er verwaltete sein Doppelamt tüchtig und zur Freude und Bewunderung der Gutgesinnten; aber eben so wohl erwarb ihm die rücksichtslose Strenge, womit er des Rechtes wahrnahm, zahlreiche Feinde unter den Böswilligen. (Darauf bezieht sich ein unübersetzt gebliebener Spruch Walthers, Lachmann 85, 1 — 8.) Zu Letzteren gehörte auch sein eigener Neffe, der Graf Friedrich von Altena und Isenburg. Harter Bedrückungen wegen, die das Stift Essen, welches er als Vogt vielmehr hätte schützen sollen, von ihm erlitt, ward er von seinem Oheim scharf zurechtgewiesen. Sein Zorn trieb ihn zu der frevelhaftesten Rache: am 7. November 1225 ermordete er mit fünfundzwanzig Genossen zwischen Soest und Schwelm den Erzbischof, der eben, um mit desto reinerem Gemüthe in letzterm Orte eine Kirchweihe vornehmen zu können, seine Sünden gebeichtet hatte. Erst ein Jahr nachher ward der Mörder aufgefunden und ergriffen; grade am Jahrestage der Beisetzung Engelberts erlitt er zu Köln die Strafe des Rades, die welche der Dichter Z. 7. unzureichend findet. Da Walther dieser Hinrichtung noch nicht gedenkt, so ergiebt sich daraus von selbst, wann er seinen Spruch verfaßt habe. Wie übrigens vermuthet werden könne, Walther meine die Klage ironisch (Uhland S. 131) sehe ich nicht ein.

Z. 5. „Das einfache Alterthum drehte statt der häufenen Seile Zweige von frischem zähem Eichen- oder Weidenholz" J. Grimm Rechtsalterth. S. 668.

Z. 8. Wie Korah und seine Rotte, die Aufrührer gegen Moses und Aaron den Priester: IV. B. Mose 16, 31—33.

84. Unfehlbar meint Walther dasjenige Fest zu Nürnberg, womit die Vermählung zweier Kinder des Herzogs Leopold von Oesterreich gefeiert ward, seiner ältesten Tochter Margarete mit dem jungen Könige Heinrich und seines Sohnes Heinrich mit Richkart (oder Agnes), der Schwester des Landgrafen Ludwig von Thüringen (Lachmann S. 195); zugleich ward seine jüngste Tochter Constanze mit Heinrich von Meißen verlobt. Das Gedränge bei diesem Feste war so groß, daß vierzig bis sechzig Menschen dadurch ums Leben kamen (v. d. Hagen S. 167). Wenn es wahr ist, was einige Chroniken (Rauch I, 29. u. a.) berichten, daß bei dieser Gelegenheit auch die Ermordung Engelberts zur Sprache kam, worüber zwischen dem Erzbischofe von Trier und dem Grafen von Truhendingen heftiger Streit und so auch jenes Gedränge entstand (das „gute Gericht" Z. 4?), so müßte das Fest zu Ende des Jahres 1225 stattgefunden haben; Lachmann setzt ohne nähere Angabe 1225, v. d. Hagen den 1. Januar 1225; das Schwanken der Chroniken möchte auch erlauben, es in das nächste Jahr hinüber zu rücken: weiter schwerlich, da nach dem Bericht des zuverlässigen Mönches Gottfried Margarete im Mai 1227 zu Achen als Königinn gekrönt ward.

Z. 7. 8. War denn ein Gast von der Milde entbunden? brauchte Leopold nichts zu geben und gab er, der Hochzeitsvater, darum nichts, weil er im Frankenlande nicht daheim war? Die letzte Zeile ist offenbar so zu lesen: daz Liupolt eine muoste geben, wand er ein gast dâ wære d. h. unsre heimischen (nämlich die in diesem Theile Deutschlands angesessenen geistlichen und weltlichen) Fürsten werden so um Ehre (ironisch), daß Leopold allein geben mußte, weil er nicht da zu Hause, weil er dort fremd war.

85. Dies ist nun das dritte Mal daß wir unsern Dichter am thüringischen Hofe erblicken. Zwar setzen Lachmann S. 196 und v. d. Hagen S. 167 den Spruch vor das J. 1219, so daß er noch bei Walthers zweitem Aufenthalte zu Eisenach gedichtet seyn müßte; indessen spricht dagegen die wahrscheinlich erst 1220 erfundene Form der Strophe. — Der edle Landgraf, der junge Herr ist Ludwig VI. der Heilige, geb. 1200, der seinem Vater Hermann 1215 in der Regierung nachfolgte, 1218 Ritter ward, 1221 die heilige Elisabet heiratete (vergl. unten die Anm. zu S. 87) und im Sommer 1227 zu Otranto, als er eben nach dem gelobten Lande unter Segel gehn wollte, an einer ansteckenden Krankheit starb (vgl. Diut. I, 407 fgg.). Sonach gilt als die späteste Zeit, die unserm Spruche anberaumt werden kann, der Frühling d. J. 1227. V. d. Hagen legt für seine Zeitbestimmung viel Gewicht auf die Aufforderung, der Landgraf möge nicht säumig seyn; denn seit 1219 habe Ludwig schon mancherlei heimische Fehden tapfer ausgefochten. Jedoch ist es nicht eine solche Säumigkeit und nicht bloß die Säumigkeit, die Walther seinem jungen Herrn vorwirft: in einer eigenthümlichen Weise des Spottes faßt Jener unter dem Namen der vierten Tugend die Ludwigen noch fehle alle die drei Tugenden wieder zusammen, die er ihm eben erst zugeschrieben hatte: der Stäte entspricht das Ebengehn, der Wohlgezogenheit ist das Mißtreten, der Milde die Säumniß entgegengesetzt. Daß der Hauptaccent auf dem letzten Gebrechen liegt, ist ganz in der Ordnung. — Uebrigens lautet die Schilderung, die das Leben der heil. Elisabet (Diut. I, 385 fgg.) und die historia Landgraviorum (bei v. d. Hagen S. 167) von Ludwigs Character geben, in allen Stücken vortheilhafter.

86. Einer scharfsinnigen Vermuthung folgend, hat der Uebersetzer diesen und den nächsten Spruch bisher gestellt. Ich gebe dieselbe mit geringerm Zweifel an ihrer Richtigkeit wieder,

als ihr Urheber selbst sagt. Heinrich III. mit dem Beinamen der Erlauchte, Markgraf von Meißen, war bei dem Tode seines Vaters Dietrichs IV. (s. oben S. 149) 1220 erst zwei Jahr alt. Anfangs verwalteten seine Mutter Jutta und ihr Bruder Ludwig von Thüringen die Regierung der Markgrafschaft; 1223 aber heiratete Jutta den Grafen Poppe von Henneberg. In Folge dieser Veränderung ward der junge Fürst 1224 dem Herzog Leopold VII. von Oesterreich anvertraut, der ihn an seinem Hofe erzog. Bei dem oben S. 183 erwähnten Feste zu Nürnberg ward ihm Leopolds Tochter Constanze verlobt, die Hochzeit aber erst 1234 vollzogen. Mehr brauchen wir hier aus seinem Leben nicht zu erzählen; er starb 1288. Daß er der Markgraf Heinrich von Meißen sey, von dem die sog. manessische Sammlung eine Reihe Lieder enthält, leuchtet ein und ist bekannt: seine Kunst wird von Konrad von Würzburg Man. Samml. II, 207 a hoch gepriesen. Der Tannhäuser ebdas. II, 64 b. 65 a rühmt ihn seiner Milde*) wegen, indem er Worte unsers Dichters, die Dietrich dem IV galten, auf den Sohn überträgt (oben S. 21. 36. Lachmann S. 134). Endlich gedenkt sein noch Reinmar von Zweter mit einem sauerlichen Lob in zwei zusammengehörigen Sprüchen Man. Samml. II, 152 b. 153 b: „War gut" sey kein völliglicher Ruhm, „Ist gut" sey besser; des Meisners „Ist" sey besser als sein „War": sein „War" sey noch jünger als jung gewesen. Und dieser Meißner nun, von dessen noch mehr als jugendlicher Jugend diese Stelle spricht, der schon in seinem siebenten Jahre

*) Die Annalen von Altenzelle berichten (Mencken II, 405), wie er bei einem Turniere zu Nordhausen habe einen Baum mit goldnen und silbernen Blättern aufstellen lassen: wer auf dem Gegner seine Lanze brach, ward mit einem silbernen, wer ihn aber aus dem Sattel hob, mit einem goldnen beschenkt.

verlobt ward, dieser selbe ist das verwahrloste Kind S. 86., das Wilhelmen zu Betrachtungen über Minne und Kindheit veranlaßt S. 87, und Walther, dessen Gönner der alte Markgraf gewesen war und den jetzt der Spruch S. 84. wieder in naher und freundlicher Berührung mit Heinrichs Pfleger und Schwäher Leopold von Oesterreich zeigt, war am Hofe zu Wien des jungen Fürsten Zuchtmeister.

Z. 1. 2. Beziehung auf das Sprichwort „Was ein Haken werden will, krümmt sich bei Zeiten", das schon der Marner hat Man. Sammt. II, 176 a.

Z. 9. Genauer: Meinen Kummer band ich ans Bein d. h. achtete sein nicht.

Z. 13. 14. Wo seine Gewalt zu Ende geht, da ist es auch mit seiner Kunst aus; sein geistiger Einfluß reicht nicht weiter als seine äußere Macht. Das Dach bezeichnet die Vollendung.

87. Was den Dichter zu diesem Spruche veranlaßt habe, darüber ist in der Anmerkung zum vorhergehenden eine Vermuthung aufgestellt worden. Uebrigens war eine so frühzeitige Verlobung wie die des jungen Markgrafen nichts unerhörtes in einer Zeit, wo sogar eheliche Vermählungen fürstlicher Kinder vorkamen: Ludwig von Thüringen war zwölf, Elisabet noch nicht vier Jahr alt, als sie mit einander Hochzeit machten (J. Grimm Rechtsalterth. S. 435. 436); Ottokar von Horneck erzählt mit vieler Laune von den kindlichen Ehebreden und der verschlafenen Nacht eines ähnlichen Brautpaares, Wenzels von Böhmen und Gutens, der Tochter König Rudolfs (165 b. 166 b. Schacht S. 292 — 294). — Eine Beziehung auf diesen Spruch in Rudolfs von Ems Wilhelm von Orleans s. im altd. Mus. I, 563

Z. 11. Quis? quid? ubi? quibus auxiliis? cur? quomodo? quando?

89. Mit diesem Spruche wird die Reihe der letzten Gedichte Walthers eröffnet: sie beziehen sich meist auf Friedrichs Kreuzfahrt, alle aber sind geistlichen oder doch geistlich-politischen Inhalts. Im J. 1220 bei seiner Kaiserkrönung hatte Friedrich von neuem das Kreuz genommen. Indeß war die Verwirrung der italiänischen Angelegenheiten so groß und der Trieb zur Theilnahme seit dem Falle von Damiata (1221) überall so gering, daß weder die Ermahnungen u. Aufforderungen des Papstes (Honorius III) noch die eifrig betriebenen Vorbereitungen des Kaisers das Unternehmen förderten. Darüber verstrich ein Jahr nach dem andern; 1223 hatte Friedrich in Ferentino dem Papste gelobt, zu Johannis 1225 aufzubrechen; als aber dieser Termin da war, sah man sich genöthigt die Abfahrt wieder um zwei Jahr aufzuschieben (Vertrag von S. Germano, Juli 1225): Papst und Kaiser verabredeten, im August 1227 sollte Letzterer den Kreuzzug antreten; halte er diesen Termin nicht, oder lasse ers an der bedungenen Zahl von Rittern fehlen, und wie die übrigen Punkte lauteten, so solle er dadurch ohne weiteres dem Banne verfallen seyn. Solchen Verbindlichkeiten fügte der Kaiser selbst noch einen neuen Sporn hinzu: im November desselben Jahres 1225 vermählte er sich mit Jolanthen, der Tochter König Johanns von Jerusalem, und nahm Titel und Wappen dieses Reiches an. In der That schickte er schon 1226 eine kleinere Heeresabtheilung nach dem Morgenlande voraus. Am 18. März des Jahres aber, in welchem die große Unternehmung endlich vor sich gehn sollte, starb Papst Honorius III. und ließ jene Drohung des Bannes hinter sich; sein Nachfolger war Gregorius IX, der als Cardinal Hugolinus geheißen hatte (daher nennt ihn Reinmar von Zweter auch noch als Papst Hügelin, Man. Sammt. II, 131 a). Ihm war es vorbehalten, jene Drohung zu vollziehen. Denn als Friedrich zwar zur festgesetzten Zeit die Reise antrat, so gering auch der

Zufluß von Menschen und Geld ausgefallen war, aber ergriffen von einer Krankheit, an der schon vorher Landgraf Ludwig gestorben, nach dreitägiger Fahrt wieder umkehrte, da sprach der entrüstete Papst, dem Vertrage gemäß, am 29. September 1227 zu Anagni den Bann über ihn aus; am zweiten Osterfeiertage (27. März) 1228 ward er in der Peterskirche zu Rom feierlich erneut. Aber weder dadurch noch durch den unerwarteten Tod seiner Gemahlinn ließ sich der Kaiser in der Ausführung seines ernstlichen Entschlusses irre machen: er schiffte sich am 11. August 1228 zu Otranto ein und landete am 7. September in Ptolemais. — Der vorliegende Spruch nun scheint (wie es der auf S. 90 gewiß ist) noch bei Honorius Lebzeiten gedichtet; die mittlern Zeilen gehn auf die Theilnahmlosigkeit besonders der deutschen Fürsten, denen zum Aerger und zur Beschämung der Kaiser, auch ohne Unterstützung bei ihnen zu finden, die heilige Heerfahrt antreten möge; die letzten auf die Drohung des Bannes, womit der böse Theil der Geistlichkeit wieder nur das Reich zu zerrütten trachte.

Z. 1. Statt Dienstmanns würde ich lieber Knechtes setzen: im Originale steht armen mannes, die Benennung unfreier Unterthanen (J. Grimm Rechtsalterth. S. 312). Aermere Lehnsträger, wie Walther ein solcher war, mußten sich der durchgängigen Analogie der Lehnsverhältnisse und der Leibeigenschaft stärker bewußt seyn; um so leichter konnte Walther aus Demuth und Ergebenheit gegen seinen Lehnsherrn einen die Hörigkeit bezeichnenden Namen auf sich übertragen. Ueber das Lehen Walthers s. oben S. 157 fg.

89. Eine Erneuerung früherer Rügen, auf Anlaß des erneuerten Zwistes unter Reich und Kirche gedichtet. — Z. 4. 5. Genauer: Gedächten auch wie einst um Gott Almosen sie gegeben: Daß ihnen Gut gab ꝛc.

90. Daß dieser Spruch noch vor dem 18. März 1227, dem Todestage Honorius des III., gedichtet sey, erhellt aus Z. 1. 2. Denn der alte Klausner kommt nur in Sprüchen vor (s. oben S. 137) die unter Innocenz den III. fallen, und dessen Nachfolger war Honorius.

Z. 4. singen d. h. Messe lesen. — Z. 7. Manche Laien möchten gern das Schwert gegen die Pfaffen ziehen, um vom Kaiser mit den Gütern der Besiegten belohnt zu werden.

91. Vgl. 92, 1—7. Die Verderbniß der Welt und ungewöhnliche Naturerscheinungen, wie z. B. die großen Stürme 1223 (Rauch scr. rer. austr. I, 29) und 1227 (Lachmann S. 136.) erscheinen dem Dichter, und sie werden auch seinen Zeitgenossen so erschienen seyn, als Vorboten des nahenden Weltendes und Weltgerichtes; es gehe nun in Erfüllung was die heil. Schrift prophezeie und als Zeichen verkündige (Ev. Marc. 13, 12. Luc. 21, 16. Offenb. Joh. 6, 12. 8, 12. vgl. Reinm. v. Zw. Man. Samml. II, 134 a. 152 a). Daran knüpft der Dichter (Z. 15. S. 92, 7) die Aufforderung, vor diesen Schrecken zu Gottes Grabe zu fliehen, d. h. da das heilige Grab in der Gewalt der Heiden war, eine Aufforderung zum Kreuzzuge. Man vergleiche damit noch wie er S. 105. Z 30 fgg. vom gelobten Lande als der Stätte des jüngsten Gerichtes spricht.

92. Zwei im ersten Theile S. 118 übersetzte Strophen gehören mit diesen beiden durch Inhalt und Form eng zusammen: denn auch jene enthalten nach der Klage über ein versäumtes Leben schon eine Hinweisung auf das göttliche Gericht: „Man sieht wohl dort, wer hier gelogen hat"; daran knüpft sich hier die Aufforderung zum Kreuzzuge, und an diese eine Rüge derjenigen die daheim bleiben. Alle vier Strophen beginnen mit demselben Klagewort Owe h! und eben damit be-

ginnen und schließen noch drei andre, unten S. 100 — 102. Vgl. die Anm. zu letztern.

Z. 8. 9. Hinter Landen ist ein Ausrufungszeichen, hinter Gold ein Komma zu setzen. Dies scharfe Wort daß mit Schanden daheim bleibe wer Mannheit und Sinn und Silber und Gold besitze, die Klage daß in Deutschland wenig Ehre mehr zu finden sey, durfte Walther schwerlich am österreichischen Hofe lautbar machen. Denn grade den Herzog Leopold traf ein solcher Vorwurf am meisten. Der Kaiser mußte ihm 4000 Mark (wie dem Landgrafen Ludwig 10000) bieten um ihn zur Annahme des Kreuzes zu bewegen: zuletzt aber blieb der Herzog doch zurück, auf Grund eines Einfalls den die Böhmen in sein Land gemacht hatten. — Z. 13. Genauer: Armer Mann auf Erden (oder: vor Menschen) und vor Gott!

93. Wenn Walther wirklich (und ich sehe keinen überzeugenden Grund daran zu zweifeln) Friedrich den II. auf dem Kreuzzuge begleitet hat, so möchte dieser Spruch wohl im gelobten Lande selbst gedichtet seyn. Man weiß wie die Befehle des Papstes den größern Theil des Heeres vom Kaiser abwendeten und demselben auf einige Zeit ungehorsam machten; wie Letzterer, während er im Morgenlande für den Glauben stritt, vernehmen mußte, päpstliche Truppen seyen verwüstend in Apulien eingebrochen: da durfte sich wohl ihm und seinen Freunden eine Ansicht aufdrängen, wie Walther sie hier ausspricht. In der That klagte auch die Rede, die Friedrich nach der Besitznahme Jerusalems (17. März 1229) in der Kirche des heiligen Grabes halten ließ, über diejenigen die hier zum Nachtheile der Christenheit wirkten, während sie über Meer mit Klagen und Beschwerden an den Papst giengen, über die falschen Freunde Christi die sich nicht minder als die offenbaren Feinde an der gestifteten Zwietracht freuten (v. Raumer Geschichte d. Hohenst. III, 441). Die neue und ärgere Mißhel-

ligkeit, die schon am nächsten Tage der Patriarch erregte, konnte die Wahrheit dieser Vorwürfe nur bestätigen, während die Anhänger des Papstes, unzufrieden mit dem von Friedrich abgeschlossenen Vertrage, nun erst recht die Anklage umkehrten und den Kaiser einer Begünstigung der Heiden beschuldigten. — Z. 3. ist mit Simrock beide zu streichen.

94. Vgl. oben S. 120. — Z. 9—16. Die Jungfrau als Fürbitterin s. Th. I. S. 135, 104. 138, 162. Man. Samml. II, 224 a. „Schön führt Meister Stolle dieses aus: wer sie des mahnet daß sie Christum gebar, dem wird geholfen (vgl. Th. I. S. 125. 127); mehr noch ist ihrer Gnaden, wenn sie daran gemahnt wird, wie ihr wehe ward, als sie ihn an das Kreuz schlugen (vergl. unten S. 97, 29); wer sie aber der großen Freude mahnt, als ihr Sohn vom Tode aufstand, der machet sich von seinen Sünden bloß": Uhland S. 149.

Z. 25—27. Kraft geht auf Michael, Weisheit auf Gabriel, Heilkunst auf Raphael. Vgl. Hieron. Ortelii Tractetlein v. d. Heil. Gottes Engeln, Nürnberg 1609. 4. Diese drei Eigenschaften der Erzengel entsprechen denen der Dreieinigkeit, der Gewalt des Vaters, der Weisheit des Sohnes, der Güte des heiligen Geistes.

96. Gewiß nicht ohne Absicht hat Walther diesem Liede, das zugleich ein Gesang der Kreuzfahrer und eine Aufforderung zum Kreuzzuge ist, eine Form gegeben in der die heilige Dreizahl sich aufs augenfälligste herausstellt. Die in den beiden Stollen und dem Abgesange beruhende Dreitheiligkeit fand er als Gebrauch und Regel vor (s. Th. I. S. 167. 168); dazu fügte er in den Stollen drei gleichreimige Zeilen, und im Abgesange drei eben solcher dreifachen Reimbünde, durch eine neue Dreizahl dazwischen tretender Reime auseinander gehalten. So daß also der Abgesang wieder für sich die Structur einer vollkommenen Strophe hat, wie denn auch jene, in der Eberhard

von Sax seinen Lobgesang auf die heilige Jungfrau gedichtet, Man. Samml. I, 28 a—30 a, von nicht größerem Umfange ist und nur durch den trochäischen Gang und die Ueberzahl einer Hebung abweicht (aaab cccb dddb). — Uhland S. 142. hebt es mit Recht hervor, wie sehr zum Ruhme Walthers seine auf die Gottesfahrt bezüglichen Poesien sich von andern gleichzeitiger Dichter unterscheiden: er ergreift mit ungestörtem und ungetheiltem Eifer die Sache des Kreuzes, wogegen z. B. Reinmar der Alte auch als Pilgrim noch so sehr Minnesänger ist, daß er seiner Gedanken nicht Meister werden kann und sie ihm Gott nicht so loben helfen, wie er es bedürfte (diu sorge diu ist mîn eines niet: si tuot ouch mêren liuten wê Man. Samml. I, 72 a). So beklagt auch Friedrich von Hausen in mehreren Liedern, wie der Kreuzzug ihn fern halte von der die er vor allen Weibern erkoren; sein Herz trenne sich vom Leibe: dieser wolle gern gegen die Heiden fechten, aber dem Herzen liege ein Weib nahe (ebend. 92 a—95 b). Der von Johannsdorf wünscht seine Fraue in eben so großen Ehren wieder zu finden als er sie verlassen (173 a); er vergaß ihrer nicht, seit er von Lande schied (175 b); er sieht: „Minne, laß mich frei! kommst du wieder, wenn ich die reine Gottesfahrt vollendet habe, so sey mir wiederum willkommen" (ebdas. 176 b). Herrn Rubin, den Verzweiflung an der Geliebten Huld zum Kreuzheere getrieben, thut das Scheiden allzu weh (168 a. 171 b. 172 a); und auch Herr Nithart sehnt sich heim zu seiner Wohlgethanen (II, 73 b). Besonders merkwürdig ist in dieser Beziehung das dritte Büchlein, das Ulrich von Liechtenstein seiner Geliebten schickt, als sie ihm eine Fahrt nach Palästina geboten. Dort heißt es grade zu, er thue diese Reise allein ihr zu Ehren und zu Dienste, als ihr Pilgrim, und befehle sein Heil ihrer Pflege an (Frauendienst S. 179). Er weiß sich sehr gut zurecht finden bei dem Bedenken, daß er eine Fahrt die

um Gottes willen geschehen müsse seiner Liebe weihe (S. 190). Von ihren Händen lieber als von des Papstes wolle er das Kreuz empfahen (S. 191). Ihr Kuß und ihr Grüßen sey ihm Wehr genug gegen Woge und Wind und der Heiden Waffen (S. 182 fg.).

Z. 36. 37. Der Stab dem auch die Juden fallen: das Kreuz. — Z. 60. lies im Originale: des heiligeistes her; heiligeist schreibt die Wolfenb. Handschr. zu Anfange von Türheims Willehalm; vgl. almahtigot Docen's Denkmäler S. 8. — Z. 65. ist die Lesart der Handschriften vor helleheizen wallen nicht zu ändern: das Subst. wal steht Martina Diut. II, 142., Heidelb. Handschr. 341. 316 b, und im Würzburger Kochbuch.

100. Vgl. oben S. 189. die Anm. zu S. 92. — Wir haben es hier mit einem Liede zu thun, das in zwei wesentlich verschiedene Hälften zerfällt. Die erste (Str. 1 und 2) handelt klagend von der Freudelosigkeit aller Welt und schließt sich somit an den Spruch oben S. 77. an; dagegen mahnt die zweite an die Eitelkeit aller irdischen Freude und vereinigt damit eine Aufforderung zum Kreuzzuge, grade wie jene vier gleichfalls mit Oweh beginnenden Strophen I, 118 und II, 92. Bei einer so entschiedenen Zwiespältigkeit des Inhaltes scheint es mir unmöglich, dies Lied als ein einiges und auf einmal gedichtetes aufzufassen. Die dritte Strophe mag die älteste und gleich nach dem erwähnten Owehliede gesungen seyn, um es den Rittern noch einmal und dringender an's Herz zu legen, wie das Oweh in ein Nimmermehr oweh verwandelt werden könnte. Da jenes Klagelied nicht erst im December 1227 gedichtet zu seyn braucht (wir haben schon aus dem J. 1225 einen großen Sturm nachgewiesen), so könnte auch diese dritte Strophe um vieles älter seyn als die beiden ersten, die

man kaum früher als an das Ende des Jahres 1227 setzen kann: denn was sollte mit den ungnädigen Briefen aus Rom (§. 26.) gemeint seyn, wenn nicht der Bann den Gregorius IX. am 29. September 1227 über den Kaiser aussprach? Dies Ereigniß ist es auch was die Welt so bestürzt macht, daß sie der Dichter nicht wieder erkennt, was seine Freude erschreckt und sein Trauern ermuntert. Man hat diese beiden Strophen so verstanden, als habe sie der Dichter verfaßt, da er nach langer Abwesenheit wieder in sein Geburtsland zurückkehrte und es so verändert fand, daß es ihm wie fremdes Land erschien. Wenn ich aber S. 84, Z. 7. recht verstehe, so war Walther ein Franke; und in Franken war er, wie eben dies Gedicht zeigt, erst 1225 oder 1226 gewesen. Auch abgesehen davon, scheinen mir gleich die Eingangszeilen der ersten Strophe es deutlich genug zu verrathen, daß wir es hier mit einer bildlichen uneigentlichen Darstellung zu thun haben. Nirgend sieht der Dichter Freude, überall nichts als Trauern: da ist es ihm als werde er aus einem Traume aufgestört, und es liege zwischen den Freuden seiner jungen Tage und dieser nicht abzuleugnenden freudelosen Gegenwart ein langer Schlaf, ja als seyen jene fernen Freuden selber nur ein trügerisches Traumbild gewesen. So ist das Ganze eine schöne freie Anwendung jener alten Sage vom Epimenides (Diogen. Laert. I, 110) und von den Siebenschläfern *); vgl. altd. Wälder II, 70 fgg. Besonders ähnlich unserm Gedichte ist eine Stelle in Hartmanns Iwein,

*) Wilh. Grimm in der erwähnten Recension S. 2038: „Wir fragen, ohne lange Wahl, ob wohl das griechische Alterthum ein Lied von der innigen und großartigen Gesinnung, wie das „Owe! wohin" von sich weisen würde? ob Epimenides Klage edler lauten könne? und ob die römische Litteratur etwas dagegen zu stellen habe?"

wo der Held nach langem Wahnsinn wieder zu sich kommt und seine nackte verwilderte Gestalt betrachtet: „Bist du Iwein oder wer? Hab ich bis jetzt geschlafen? Oweh, was Ehren besaß ich, derweile ich schlafend lag! Mir hat geträumt große Tugend, edle Geburt, Schönheit, Reichthum, Weisheit; ich errang mir eine schöne Frau, ein reiches Land. Mitten in diesem Wahne bin ich erwachet. Aber der Traum hat mich gelehrt, womit ich Ehre erwerben mag, wenn ich zu einem Harnisch komme. Obgleich ich ein Bauer bin, all mein Muth turnieret. Mein Leib ist arm, mein Herz ist reich. Träumte mir mein Leben?" (Iwein 3509 fgg.).

Z. 16. Ein öfter vorkommendes Bild für Etwas schnell vorübergehendes, spurlos verschwindendes. Zu den von Benecke bei Lachmann S. 214 und von J. Grimm Rechtsalterth. S. 108. verglichenen Stellen füge man noch Man. Samml. I, 155 b u. Meister Gervelin hinter Fribergs Tristan 57 b. — Z. 19 lies im Originale: den ê vil vrewecliche n. s. w. (die Uebersetzung sucht den Binnenreim dieser und der vorhergehenden Zeile wieder zu geben); Z. 28. daz müet mich sêre (wir gelebten ie vil wol); Z. 30. vogellin; Z. 33. ist der Punkt, Z. 36. bittern, Z. 39. nu zu tilgen. — Z. 37. 38. erinnern an die getünchten Gräber der heiligen Schrift. Sonst mag man auch folgende Stelle einer ungedruckten altdeutschen Predigt vergleichen: „In gleicher Weise als die Königinn Jesabel die Leute an sich zog mit gemachter Schöne, also thut auch die Welt. Die hat keine natürliche Schöne; sie streicht aber falsche Schöne an, das ist zergängliche Freude und Hochfahrt, des Leibes Gemach, Gut und Ehre, und alle die Ueppigkeit die in der Welt ist: das ist nichts anders als ein Schminkfärbelein, das heute ist und morgen nicht. Mit den Dingen ziehet sie die Leute an sich."

Aus Z. 41 fgg. schließt Lachmann S. 137. daß Walther, wenn gleich er das zunächst folgende Lied aus dem heiligen Lande datiert, dennoch keine Kreuzfahrt gemacht habe. Ich weiß aber nicht ob man einen solchen Grad von Objectivität bei irgend einem Dichter jener Zeit, sey er auch der vorzüglichste, voraussetzen dürfe. Sodann scheinen mir auch die vorliegenden Verse für eine solche Behauptung keineswegs einen genügenden Beweis abzugeben. Z. 49. spricht das Verlangen nach der lieben Reise zwar als ein behindertes, aber nicht als ein aufgegebenes aus: es mochte dem Dichter noch an den äußern Mitteln fehlen („ich armer Mann" Z. 45). Und Z. 44. zweifelt er, die Worte genau genommen (wolte got, wær ich der sigenünfte wert), nicht ob ihn Gott des Streites, sondern ob er ihn des Sieges werth halte; mit dem Siege aber scheint in höherer Bedeutung ein ritterlicher Tod gemeint zu seyn, der die Krone des ewigen Lebens erwirbt, einen Preis den auch der Geringste verdienen mag. Endlich auch zugegeben, für ein späterhin ausgeführtes Vorhaben klinge die ganze Strophe zu sehr zweifelnd, so ist noch die Frage ob Walther selbst sie vorgetragen, ob er sie nicht vielmehr durch einen abgesendeten Boten (sin singerlin Meistergesangb. 16 a) habe singen lassen? Letzteres läßt die Art vermuthen wie Z. 41. die Ritter angeredet werden. So konnte Walther selbst kaum sprechen, aber ein Bote konnte nicht anders; in eines solchen Munde wäre dann auch alles Uebrige in der Ordnung *).

---

*) So redet auch in Pindars Hymnen der sie vortragende Chor öfters aus eignem Munde in erster Person; während Spervogel einmahl in einem seiner Sprüche geradezu in der dritten genannt wird: alse min geselle Spervogel sanc, Man. Samml. II, 226 b.

103. Daß Walther sich erst im J. 1228 zum Kreuzheere habe begeben haben, folgt aus der Zeitbestimmung der beiden ersten Strophen des vorigen Gedichtes. Dies hier muß nach der Ankunft im gelobten Lande gedichtet seyn, als der Erfolg der Unternehmung noch zweifelhaft war. — Z. 37. Sprichwörtliche Wendung: vgl. Th. I. S. 87, 22. sô weiz ich wol, nie keiser baz gelac Man. Samml. II, 126 b. Nibel. 50, 3. Gudr. 5614. — Z. 50. fgg. Vergl. Barlaam und Josaphat Sp. 94 bis 96. — Z. 63. Vgl. Th. I. S. 219. die Anmerkung zu 127, 5.

Nun geht es an ein Scheiden. Spätere Gedichte unsers Meisters sind uns nicht überliefert. Daß er nach seinem Vaterlande zurückgekehrt sey, beweist sein Grabmahl zu Würzburg. Es befand sich, wie die Würzburger Liederhandschrift (gegen 1350) meldet, in dem Kreuzgange des neuen Münsters, und trug folgende Inschrift:

Pascua qui volucrum vivus, Walthere, fuisti,
Qui flos eloquii, qui Palladis os, obiisti!
Ergo quod aureolam prohibitas tua possit habere,
Qui legit, hic dicat „Deus istius miserere!“

„In einer handschriftlichen Chronik aber (Uhlands Worte S. 153 fg.) ist eine liebliche Sage mit Folgendem aufbewahrt. Im Gange des neuen Münsters, Lorenzgarten genannt, sey Walther begraben unter einem Baume. Dieser habe in seinem Testament verordnet, daß man auf seinem Grabsteine den Vögeln Weizenkörner und Trinken gebe, und wie noch jetzt zu sehen sey, habe er in den Stein, unter dem er begraben liege, vier Löcher machen lassen zum täglichen Füttern der Vögel. Das Kapitel des neuen Münsters aber habe dieses Vermächt-

niß für Vögel in Semmeln verwandelt, welche an Walthers Jahrestage den Chorherrn gegeben werden sollten, und nicht mehr den Vögeln."

Er mochte hoch betagt seyn als er starb: „Schon vierzig Jahr hab ich gesungen oder mehr von Minne" heißt es in einem seiner spätern Lieder (Th. I. S. 114. Z. 7). Ein gleichzeitiger aber jüngerer Dichter, der Truchseße von St. Gallen, beklagt Walthers Tod in folgender Weise (Lachmann S. 108): „Uns ist unsers Sanges Meister, den man sonst von der Vogelweide nannte, auf die Fahrt, die auch uns allen nach ihm bevorsteht. Wie viel er der Welt erkannt hat, was frommt es nun? Sein hoher Sinn ist kraftlos worden. Wünschen wir ihm nun um seines werthen höfischen Sanges willen, da dem seine Freude entschwunden ist, daß sein der süße Vater mit Gnaden pflege!"

Inhalt des zweiten Bändchens.

Drittes Buch. Herrendienst.

Gefährdetes Geleite	S.	3	(8)
Der Waise	=	5	(8)
Der Leitstern	=	7	(18)
Unter Krone	=	8	(19)
Die Milde	=	9	(16)
Saladin und Richard	=	10	(19)
Friedrich von Oestreich	=	11	(107)
Neidische Rathgeber	=	12	(107)
Fest zu Wien	=	13	(25)
Mahnung	=	14	(20)
Der Brautkranz	=	15	(106)
Der Hof zu Eisenach	=	16	(20)
Der Klausner	=	17	(9)
Wein und Fas	=	19	(106)
Das Geschenk	=	20	(18)
An Kaiser Otto	=	21	(11)
Fluch und Segen	=	22	(11)
Der Zinsgroschen	=	23	(11)
Zwei Zungen	=	24	(12)

Gott als Kläger ..... S. 25 (12)
Aar und Löwe ..... " 26 (12)
Der Pfaffen Wahl ..... " 27 (25)
Wo steht's geschrieben? ..... " 28 (33)
Der wälsche Schrein ..... " 29 (34)
Der neue Judas ..... " 30 (33)
Der Kirchenstock ..... " 31 (34)
Der Zauberer ..... " 32 (33)
Das Zauberbuch ..... " 33 (33)
Der gute Klausner ..... " 34 (34)
Fürbitte ..... " 35 (105)
Der Meißner. I. ..... " 36 (106)
" " II. ..... " 37 (105)
Thüringens Blume ..... " 38 (35)
Rechtsfall ..... " 39 (104)
Wunderliches Pferd ..... " 40 (82)
Der Bogner ..... " 41 (80)
Gleichniß ..... " 42 (17)
Ein andres ..... " 43 (26)
Milde und Länge ..... " 44 (26)
An König Friedrich ..... " 45 (28)
An Denselben ..... " 46 (31)
Das Reichslehen ..... " 47 (28)
Neuer Lebensmuth ..... " 48 (19)
Wo blieb das Leben? ..... " 49 (27)
Böser Trank ..... " 50 (104)
Drei Sorgen ..... " 51 (34)
Der Kärnthner ..... " 52 (32)
Mäuseklang ..... " 53 (32)
Stolle ..... " 54 (32)
Der Hof zu Wien ..... " 55 (24)

Leopolds Rückkehr	S.	56	(38)
Höfischas Behalten	=	57	(36)
Drei Höfe	=	58	(34)
Die Verwünschung	=	59	(35)
Vorschlag zur Güte	=	60	(39)
Berufung	=	61	(31)
Verfall des Gesanges	=	62	(64)
Die Ritter	=	64	(103)
Dahin daher	=	65	(107)
Das Meerwunder	=	66	(29)
Die Gaukler	=	67	(37)
Die Kunst der Milde	=	68	(104)
Geben und Nehmen	=	69	(80.81)
Sonderung	=	70	(30)
Die falschen Lächler	=	71	(30)
Die Verführer	=	72	(28)
Sechs Räthe	=	73	(83)
Die Hohen und Niedern	=	74	(83)
Gut und Ehre	=	75	(31)
Die drei Stühle	=	76	(102)
An die Welt	=	77	(21)
Der Traum	=	78	(23)
Sinken des Reichs	=	79	(85)
An die Fürsten	=	80	(36)
An Kaiser Friedrich	=	81	(84)
An Engelbert von Köln	=	82	(84)
Engelberts Ermordung	=	83	(85)
Fest zu Nürnberg	=	84	(84)
Vier Tugenden	=	85	(85)
Abdankung	=	86	(101)
Minne und Kindheit	=	87	(102)

An den Kaiser ..... S. 88 (10)
Reichthum der Kirche ..... = 89 (10)
Der gedrohte Baum ..... = 90 (10)
Nahen des jüngsten Tages ..... = 91 (21)
Klage ..... = 92 (13)
Heidenfreunde ..... = 93 (10)
Versagtes Lob ..... = 94 (78)
Kreuzlied ..... = 96 (76)
Heimkehr ..... = 100 (124)
Das gelobte Land ..... = 103 (14)
Erläuterungen ..... S. 109.

Berlin, gedruckt bei A. Petsch.

Druckfehler im ersten Theil.

S.	5.	Z.	33.	statt Ich. lies ich
=	14.	=	3.	= Auen l. Auen
=	=	=	5.	= Gras l. Gras, und statt Sang, lies Sang
=	16.	=	7.	= lauter l. lautrer
=	38.	=	50.	= v l. so
=	57.	=	17.	= wurden l. würden
=	64.	=	10.	= Die l. Der
=	66.	=	30.	= gebricht. l. zerbricht.
=	78.	=	7.	= im l. in
=	=	=	8.	= weh, l. weh
=	79.	=	30.	= Wie l. wie
=	109.	=	15.	= Pein l. Pein,
=	131.	=	10.	= Sünde, l. Sünde
=	162.	=	9.	= ganzen l. Ganzen
=	168.	=	23.	= alldischen l. aledischen
=	173.	=	6. v. u.	statt Reine l. Reime
=	176.	=	12.	statt gleichförmigen l. gleichtönigen
=	177.	=	6.	= wir l. mir
=	=	=	5. v. u.	statt Sieg l. Sieg der Kirche
=	179.	=	7.	= = = verbunden l. verbinden
=	190.	=	10.	statt L. Tieck l. L. Tieck S. 119.

Druckfehler im zweiten Theil.

S. 21. Z. 9. statt eure lies euren
= 25. = 8. = Jesu l. Jesus
= 42. = 13. = nur l. nun
= 47. = 9. = volles l. voller
= 60. = 2. = meinen l. meinem
= 64. = 9. = dem l. den
= 65. = 3. = Könige l. Könige
= 75. = 8. = = = =
= 77. = 14. = nur l. nun
= 78. = 2. = Babilon, l. Babylon,
= 90. = 3. = solchem l. solchen
= 96. = 7. = Der l. Den
= 104. = 21. = zu sehr l. sehr
= 110. = 11. v. u. statt Fest l. Erst
= 114. = 4. = = welcher l. welchen
= 115. = 2. = = vor l. nach
= 116. = 1. statt Friedrichs l. Philipps
= 118. = 10. = 8 l. 75
= = = 14. = gedichtet l. gezichtet
= = = 2. v. u. statt 34 l. 38
= 129. = 16. lies: Sei es erlaubt, außer Pindar (s. pyth. I. 90 sqq. u. a.) dessen Poesie in mehr als einer Beziehung das Seitenbild der waltherischen ist, hier noch u. s. w.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

CANCELLED

2486122

DUE SEP 69 H

DUE